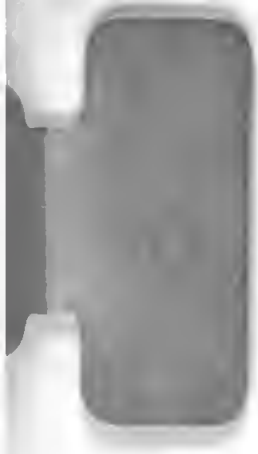
Musäus Volks-Märchen

* *



Digitized by Google

Die Märchen der Weltliteratur

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARIES
BLOOMINGTON

Herausgegeben
von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen
und Dr. Paul Zaunert

Es war einmal

J. K. A. Musäus
Volksmärchen der Deutschen

Mit Holzschnitten von Ludwig Richter u. a.

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARIES
BLOOMINGTON

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

FKL
PT
2431
.M71
A1
1922
v.2

Zweiter Band

Herausgegeben von Paul Zaunert
Vierzehntes bis neunzehntes Tausend
Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1922

178419

Eug. 6-7-26

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten. Copyright 1922 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Inhalt

	Seite
Liebestreue	1
Die Entführung (eine Anekdote)	41
Die Bücher der Chronika der drei Schwestern	63
Rolands Knappen	121
Libussa	171
Dämon Amor	233
Der geraubte Schleier	259
Ulrich mit dem Bühel	325
Die Nymphe des Brunnens	377
Anmerkungen	431

Liebestreue

Zwischen der Leine und der Weser war gelegen die Grafschaft Hallermünd, vor Alters eine der vornehmsten unter den sächsischen Grafschaften. Sie lag wie eine Perl in Golde oder wie das Honigmagazin einer lieblichen Blume ringsum mit buntfarbigen Blättern gezieret, mitten inne zwischen vier andern Grafschaften. Morgenwärts grenzte sie mit der Grafschaft Poppenburg, abendwärts mit Schaumburg, gegen Mittag

mit Spiegelberg, gegen Mitternacht mit Kalenberg. Unweit Eldagſen auf dem Burgwege, linker Hand bei dem Steigergrund, ſieht man noch Mauren und Gewölber, welche Überbleibſel ſind der Ruinen des ehemals prächtigen und feſten Reſidenzſchloſſes der Grafen von Hallermünd. Um die Zeit oder nicht lange nachher, als Herzog Heinrich der Löwe nebſt ſeinem Reiſegefährten, dem getreuen Löwen, in einer Nacht den berühmten Ritt von Paläſtina nach Braunſchweig auf dem Rücken eines dienſtfertigen Dämons gemacht hatte und friſch und wohlgemut daſelbſt angelangt war, lebte zu Hallermünd Graf Heinrich der Wackere nebſt ſeiner Gemahlin Jutta von Oldenburg, welche als ein Muſter der Tugend und Schönheit von ihren Zeitgenoſſen geprieſen wurde und alle die Talente und Vollkommenheiten vereint beſaß, die der Verfaſſer der Schattenriſſe in einem dicken Hefte unter die ganze niederſächſiſche Gemeinde jetztlebender berühmten ſchönen und biedern Damen ſo weislich zu verteilen gewußt hat. Im Beſitz eines ſolchen Kleinods ihres Geſchlechtes, ſchätzte ſich Graf Heinrich mit Recht für den glücklichſten Ehegemahl unter dem Monde und liebte die tugendſame Jutta mit ſo unverbrüchlicher Treue als Vater Adam die Mutter aller Lebendigen in der Unſchuldswelt des Paradieſes, wo ihresgleichen nicht mehr zu finden war. Die edle Gräfin aber war ihrem Herrn auch mit der zärtlichſten Liebe beigetan, die ſo rein und lauter war wie ein hellgeſchliffenes Spiegelglas, das keine Queckſilbermaſſe im Hinterhalt hat, wodurch es fremder Eindrücke und Geſtalten empfänglich gemacht wird.

Alle Neigungen und Wünſche des herrlichen Paares ſchmolzen in ſanften Sympathien ineinander, und wenn ſie in den traulichen Stunden, welche die Liebe den Ergießungen des Herzens geweihet hat, einander ihre Gefühle entdeckten, entſtund kein anderer Wettſtreit unter ihnen als der, ob das männliche oder weibliche Herz ſtärkerer und beſtändigerer

Flammen fähig ſei. Und wie ſolche idealiſche Kontroverſen leicht ins Gebiet der Phantaſie hinüberſchlüpfen, ſo begnügten ſich beide nicht an dem gegenwärtigen Liebesgenuß. Die Dauer des Lebens dünkte ihnen für den Umfang ihrer Glückſeligkeit allzukurz und flüchtig; ihre liebſten Unterhaltungen betrafen gewöhnlich ſentimentaliſch religiöſe Betrachtungen über den Zuſtand der Liebenden jenſeit des Grabes. Aus einem Übermaß weiblicher Zärtlichkeit beteuerte die Gräfin oftmals ihrem Gemahl, daß ſie ohne ihn die Freuden des Himmels ſelbſt unvollkommen ſchmecken und die Geſellſchaft ihres Schutzengels für die Abgeſchiedenheit von ihm ihr keinen Erſatz würde leiſten können. Ihre religiöſen Begriffe von dem zukünftigen Aufenthalte der Seelen ſchwebten zwiſchen Furcht und Hoffnung; ſie wußte nicht, ob ſie den Sammelplatz zur Wiedervereinigung getreuer Liebe ins Fegfeuer oder in die Vorhöfe des Himmels verlegen ſollte; auch fielen ihr, bei der zahlloſen Volksmenge im Schattenreiche, noch mancherlei Zweifel über das Zurechtfragen und Wiederfinden ein: denn es gibt nicht leicht ſeltſamere und verworrenere Vorſtellungen von der himmliſchen Hierarchie als in dem weiblichen Lehrbegriff von den zukünftigen Dingen. „Ach," ſprach die Gräfin oftmals mit zärtlicher Wehmut, „wär's doch im Rate der Wächter beſchloſſen, daß wir beide zu gleicher Stunde ins dunkle Grab hinüberſchlummerten und unſere ſo eng verflochtenen Seelen ungetrennt dem Orte ihrer zukünftigen Beſtimmung zueilen möchten, damit ſie keinen Augenblick die Wonne des wechſelſeitigen Genuſſes entbehren dürften!" Der Graf ſtimmte zwar dieſem Wunſche bei, doch waren ſeine Vermutungen, was die zukünftige Wiedervereinigung betraf, minder ängſtlich. Seiner Theorie nach war die himmliſche Polizei in ganz guter Ordnung; als ein Kriegsmann verglich er den Aufenthalt der abgeſchiedenen Seelen einem wohlgeordneten Heerlager, wo es leicht ſei, ſich zurechte zu finden;

auch ſchien ihm die durch den Unterſchied der Lebensdauer erfolgende Trennung nur einer Abweſenheit von einigen Tagen bei einer Reiſe über Land ähnlich zu ſein, wo die Hoffnung der Wiederkehr angenehm und die Erfüllung dieſer Erwartung erfreulich ſei. Er vermaß ſich hoch, auch in jener Welt der Geſetze der Ritterſchaft eingedenk zu ſein und nicht eher zu raſten, bis er ſeine Dame wiedergefunden hätte, wenn er auch den unermeßnen Raum des Himmels mehrmals durchkreuzen und ſie unter unzählbaren Myriaden von Schattengeſtalten herausſuchen ſollte.

In dem Zimmer, wo dieſes Geſpräch vorfiel, war nach dem damaligen Zeitgeſchmack zur Verzierung der Vertäfelung ein Totentanz abgebildet. Eine von dieſen fürchterlichen Gruppen ſtellte ein zärtliches Paar vor, in einer traulichen Konverſation begriffen; Freund Hein trat herein und forderte das Fräulein zum Vorreihen auf; der Liebhaber ließ bei dem Anblick des Knochenjunkers den Arm, mit welchem er ſeine Geliebte umſchloſſen zu haben ſchien, nachläſſig ſinken, zog ſich von ihr ab und umſchlung mit dem andern eine ihm zur Seite ſitzende Dirne, in deren Buſen er ſein Angeſicht verbarg. „Sehet da, lieber Gemahl," ſprach die Gräfin, „ein Beiſpiel, wie ſich Männertreue artet! So wankelmütig liebt kein Weib. Sein Liebchen iſt noch nicht erkaltet, und ſchon iſt die heilige Flamme in dem Herzen ihres Ungetreuen ver-

loſchen. Ach, den Gedanken unwandelbarer Liebe nimmt ſie mit aus der Welt! Wenn ihr nun einſt ſein Schatten mit einer andern vergeſellſchaftet begegnet, wird das nicht in den Gefilden der Ruhe ihre Zufriedenheit ſtören?" Dieſe Idee wirkte ſo lebhaft auf das empfindſame Herz der Gräfin, daß ſie ſich darüber in der Seele betrübte und milde Zähren ihre roſenfarbenen Wangen überſtrömten. Den frommen Gemahl rührte dieſer Kummer der lieben Schwärmerin innigſt, darum tröſtete er ſie mit freundlichen Worten. „Meine Liebe," ſprach er, „iſt keinem Wechſel unterworfen, und zwei vereinbarte Seelen vermag auch die große Kluft nicht zu ſcheiden, die zwiſchen Himmel und Erde befeſtiget iſt. Ein Gelübde wie das unſere iſt auch in jenem Leben unauflösbar und ſoll uns unverbrüchlich binden. Und damit Ihr des Beweis und Zeugnis habt, verheiß ich Euch auf mein Gewiſſen und bei ritterlichen Ehren, daß, wenn Ihr, Gott verhüt's! durch den Tod mir entnommen würdet, kein Gedanke einer zweiten Liebe mir in den Sinn kommen ſoll, und eben das verſeh ich mich zu Euch, im Fall ich zuerſt davonſcheiden ſollte. Ja, wenn die Wiederkehr in dieſe Unterwelt nach dem Tode noch in meiner Gewalt iſt, ſoll mein bandenloſer Geiſt unſers Bundes eingedenk ſein und Euch deſſen erinnern. Schlagt ein, geliebtes Weib, daß er durch Herz und Hand beſtätigt werde ewiglich." Dieſer Vorſchlag paßte ſo fein zu den romantiſchen Begriffen, welche ſich die Gräfin aus den ſchwankenden Lehrmeinungen von dem Zuſtande der Abgeſchiedenen zuſammengeſetzt hatte, daß er ihr recht aus dem Herzen genommen ſchien. Sie fand großen Troſt und Beruhigung in der Aſſekuranz ihrer Liebe in jenem Leben und entſagte bereitwillig dem gewöhnlichen Ehereſervat, wiederzunehmen, wenn der Tod nimmt. Zum Wahrzeichen dieſer Eheberedung ſchlung ſie aus zweifarbiger Seide, grün und ſchwarz, als der Farbe der Hoffnung und der Trauer, einen unauflöslichen Liebesknoten,

welches Symbol die Hoffnung andeutete, daß der überlebende Teil den betrauerten in den Gesinnungen unveränderter Liebe wiederfinden würde. Sie fertigte davon ein doppeltes Exemplar, eins für ihren Gemahl, der es als Berlocke an seine Grafenkette band, das andre für sich selbst, um es an das goldne Herz zu schließen, das sich als ein Halsgeschmeide in ihren schönen Busen verbarg.

Bald darauf gab Graf Heinrich seiner Ritterschaft ein herrliches Gastmahl und trieb mit seinen Gästen viel Kurzweil und groß Freudenspiel nach seiner Gewohnheit, denn er liebte Pracht und Vergnügen. Die Harfner und Geiger ließen sich wacker hören, und alles atmete in Hallermünd Heiterkeit und Wonne. Eben wollte die zärtliche Jutta am Arm ihres Herrn, zum fröhlichen Tanze gerüstet, den Ball eröffnen, da langte ein Herold in der Burg an, der feierlich vor sich her trommeten ließ, und begehrte Gehör. Alsbald gebot der Graf der geräuschvollen Kurzweil Stillstand, um zu vernehmen, was der ernste Mann im Waffenrocke für ein Anbringen habe. Die Gräfin entfärbte sich vor Furcht und Beklommenheit ihres Herzens, die Botschaft des Herolds dünkte ihr Eulengeschrei und Krähenruf zu sein, sie vermutete die Ankündigung einer Fehde oder eine Ausforderung zum Zweikampf für ihren lieben Herrn. Doch wie der Herold eingeführet wurde und sie das Wappen ihres Hauses an seiner Brust erblickte, beruhigte sie sich einigermaßen. Der Botschafter aber neigte sich ehrbar gegen den Grafen und hub seinen Spruch und Gruß also an: „Graf Gerhard von Oldenburg, Euer Schwäher und erbverbrüderter Bundesfreund, heischt und ladet Euch nach ritterlicher Sitte und Brauch, heut über drei Tage ihm zu helfen und beizustehen mit Eurem starken Arm, auch Roß und Mann, auf einer Kriegsfahrt gegen die Stedinger, die ihm abgesagt haben. Ist der freundbrüderlichen Willfahrung seiner ziemlichen Bitte gewärtig

und bleibt Euch dafür mit gutem Willen zu allen geliebigen Gegendienſten beigetan.“

Graf Heinrich bedachte ſich nicht lange, dem Herold gewierige Antwort zu erteilen, und entließ ihn wohlbeſchenkt von ſich. Bald darauf verließ er ſelbſt den Tanzſaal, und der Tempel der Freuden verwandelte ſich nun mit einemmal in eine kriegeriſche Rüſtkammer, die ſanften Harmonien der Flötenſpieler und Harfenſchläger wechſelten mit dem fürchterlichen Geklirr der Waffen, und das Vergnügen wurde zum Verdruß der flinken Tänzerinnen, die auf Eroberungen dachten, durch die Dazwiſchenkunft des Herolds ebenſo unangenehm und plötzlich geſtört als der große Ball zu Toulon durch die notoriſche Stuhlbataille*. Die Hofdiener, die vorher geſchäftig waren, Torten und Paſteten in ſilbernen Schüſſeln und Wein in vergoldeten Pokalen aufzutragen, beeiferten ſich jetzt, die Rüſtung ihres Herrn und ſeines Geſchwaders aus der Rüſtkammer herbeizuſchaffen. Der eine brachte den geſchloſſenen Helm, der andere den ehernen Harniſch und die gelenken Beinſchienen, der dritte trug den ſtählernen Schild, der vierte den Speer und das zweiſchneidige Ritterſchwert. Die zärtliche Jutta ſchmückte ſelbſt mit zitternder Hand unter dem Beiſtand ihres Frauenzimmers den Federbuſch auf, der den Helm beſchatten ſollte, rot und ſchwarz, nach den Tinkturen des Wappens ihres Gemahls. Hierauf ließ er ſich von

* Bei Gelegenheit einer aeroſtatiſchen Fete in Toulon hatte ein mutwilliger Zuſchauer den Einfall, ſtatt des mißlungenen Experiments eine Erdſcholle ſteigen zu laſſen, welche zufälligerweiſe einen unjovialiſchen Irländer auf den Kopf traf. Dieſer erwiderte den Wurf mit einem Gegenwurf, und weil er eben nichts anders zur Hand hatte, brauchte er dazu den Stuhl, worauf er ſaß, und ſchleuderte ſolchen nach der Direktion hin, wo die Erdſcholle hergekommen war, der Stuhl wurde augenblicklich mit Proteſt zurückgeſchickt, und nun flogen die Stühle wie Schwalben in der Luft, und es regnete ausgeworfene Zähne wie Schloſſen. Viel Menſchen und Stuhlbeine wurden zerbrochen, und der große ſubſkribierte Ball, der das Feſt krönen ſollte, wurde rückgängig.

ſeinem Knappen die Rüſtung anlegen, und da die Morgenröte anbrach, befahl er dem Stallmeiſter, ſein ſtolzgezäumtes Kriegspferd vorzuführen, um mit ſeinem Gefolge flugs aufzuſitzen. Ach, was für Wehklagen und Händeringen begann die ſchöne Gräfin, da ihr trauter Gemahl ſie liebreich umarmte und den herben Abſchiedskuß auf den reizenden Purpurmund drückte! Ihr Auge gebar Tränen, die ſich mildiglich über die holdſeligen Wangen ergoſſen wie die Himmelsquelle des Taues, der in der Morgenſtunde auf die blühende Flur herabträufelt. Arm in Arm geſchloſſen hing ſie an ſeinen Lippen und wagt' es nicht, das Lebewohl, dieſes ſchauervolle Loſungswort der Trennung, auszuſprechen. Vergebens ſuchte der Graf dieſe empfindſame Szene abzukürzen und ſich ihren ſchmerzvollen Empfindungen zu entreißen; mit magnetiſcher Kraft zog ſie ihn wieder an ihren klopfenden Buſen, bis ihr Geiſt ſich geſammlet hatte und ihr Mund wieder Worte gewann:

„Ade, mein trauter Gemahl!" —
„Ade, du Herzgeliebte mein!" —
„Ade zu tauſendmal!" —
„Werd' bald wieder bei dir ſein." —
„Ach, wann erfüllſt du dies?" —
„Weiß das fürwahr nicht gewiß." —
„Sag', wenn du hoffen läßt?" —
„Denk' wohl aufs Oſterfeſt." —
„Ach, wenn umarm' ich dich?" —
„Auf Pfingſten ſicherlich.
Wiederſehn macht,
Daß man Scheiden nicht acht'."

Mit dieſem wehmütigen Abſchiedsgruße trennte ſich das zärtliche Ehepaar; der Graf ſpornte ſein beranzertes Roß aus aller Macht, um draußen in der Frühlingsflur wieder freier

zu atmen; der Kummer ſeiner Gemahlin hatte ihm ganz das Herz eingeengt. Die Gräfin aber ſtieg hinauf auf die Zinne des Schloſſes und weinte ihrem Herrn nach, ſolang ſie ſeinen Federbuſch in der Ferne vom Helm wehen ſah. Drauf verſchloß ſie ſich in ihr Gemach, faſtete und kaſteiete ſich und tat Gelübde allen Heiligen und abſonderlich dem Engel Raphael, daß er ihren Herrn geleiten möchte wie vormals den jungen Tobias, und ihn ebenſo wie dieſen ſeinen Schutzgenoſſen ſicher und ohne Gefährde in ſeine Heimat zurückbrächte. Die Gräfin hatte einen ſehr ſchönen Pagen, Irwin genannt, der an Hoffeſten und wenn ſie pflegte in die Kirche zu gehen, ihr die Schleppe nachtrug, den ließ ſie mit dem Grafen ziehen und band ihm ein, ſeinem Herrn nie von der Seite zu weichen, ihn als ein treuer Waffenträger zu begleiten, und wenn er von Kriegswut entflammt ſein Leben aufs Spiel ſetzen würde, ihn beſcheidentlich zu erinnern, um der Liebe willen auf ſeine Erhaltung zu denken und nicht als ein kecker Glücksritter Gefahr und Abenteuer zu ſuchen. Irwin war des Gebotes der ſchönen Frau eingedenk, folgte dem Grafen wie ſein Schatten, denn der wackere Held hatte gelobet, den Ermahnungen des treuen Pagen Gehör zu geben, ſoweit es Ehre und Ritterpflicht verſtatte.

Träge und zaudernd reiheten ſich nach der Empfindung der Gräfin die Tage der Abweſenheit aneinander; ſie zählte jeden Stundenſchlag. Wenn die Sonne hinter die weſtlichen Gebürge hinabſank, tats ihr wohl, denn ſie vermeinte, mit dem Ende jedes Tages dem Ziel ihrer Wünſche um einen Schritt näher gekommen zu ſein; aber der Fortgang der Zeit gleicht einem Schwungrade, das, durch den Hauch ſterblicher Wünſche angewehet, keinen ſchnellern Umtrieb gewinnt, doch auch in ſeinem gleichmäßigen Gange nicht gehemmet wird, wenn ein vorwitziger Arm in die Speichen greifet, es zurückzuhalten. Und ſo kam Oſtern heran, nicht eine Stunde früher und keine

ſpäter als das Zeitmaß es verlangte, ſo ſehr die gute Gräfin über die ungerechte Zögerung der Tage ſich beklagte; allein Graf Heinrich kam noch nicht zurück. Sie begann nun eine neue Zeitrechnung von Oſtern bis zum Pfingſtfeſt. Funfzig lange Tage waren ihr noch bis dahin auszuharren, und funfzig Tage ſind eine Ewigkeit für ein Herz voll ungeduldigen Verlangens. „Ach," erſeufzete ſie, „der Weinſtock hat noch kein Auge gewonnen, der Wind ſauſt über den dürren Strauch, der rauhe Harz hüllt ſich noch in ſeine Schneekappe ein; und die Wälder ſollen grünen, der Weinſtock blühen und der Harz ſein Winterkleid ausgezogen haben, ehe mein Herr wiederkehret! Ach, Geliebter meiner Seele, wie lange weilſt du ruhig unter den Lorbeern deiner Siege, indes ich Einſame in Gram und Sehnſucht verſchmachte!"

Unter dieſen zärtlichen Klagen ward dennoch aus Abend und Morgen immer ein Tag, der die Zahl von Funfzigen kleinerte, und ſelbſt der Kummer der Gräfin und das Schweben ihres Geiſtes zwiſchen hoffnungsvoller Erwartung und der Furcht einer nochmaligen Täuſchung töteten einen Teil der lang weilenden Zeit. Der Schnee zerfloß, die Rebe ſchoß, es grünete der Wald, und in der Kirche wurde das veni creator intoniert, jedoch Graf Heinrich kam noch immer nicht zurück.

Traurige Ahndungen durchſchauerten die Seele der Bekümmerten, den leichten, frohen Mut, der ſonſt ſo gern mit Schönheit und Jugend unter einem Dache hauſet, hatte die grämliche Sorge ganz verſcheucht, die edle Gräfin hing nur ängſtlichen Gedanken nach. Sie ſahe nicht die ſchöne Natur in ihrem reizenden Morgengewande, hörte nicht die ſchmelzenden Melodien der Nachtigall, atmete nicht die würzhaften Blütendüfte, und die bunte Flor ihres Blumengartens hatte keinen Reiz für ſie. Ihr betrübtes Auge war unbeweglich zur Erde gerichtet und aus dem beklommenen Buſen drängten

ſich laute Seufzer empor. Ihre Jungfrauen durften es nicht wagen, ihr Troſt einzuſprechen oder ſie mit Geſpräch zu unterhalten, ſtill und ſchweigend nahmen ſie aber Anteil an den Schmerzen ihrer Gebieterin durch heiße Zähren; oder wenn ja das tiefe Stillſchweigen unterbrochen wurde, ſo geſchahe es beim Morgengruße, um die bedeutſamen Träume ihrer Herrſchaft auszulegen, die zuweilen nur vorbildlich, durch einen ausgefallenen Zahn oder eine Schnur Zahlperlen, einen Todesfall und traurige Tränen weisſagten; zuweilen geradezu zwiſchen Gräbern und Totenbahren herumirreten, einen Sarg, mit Schilden und Wappen behangen, oder einen ſtandesgemäßen Leichenzug vorbildeten. Es eignete ſich ſogar am hellen, lichten Tage in dem gräflichen Hauſe; zur Zeit der Mittagsſtunde, da die Hofdirnen ihrer Frau bei der Tafel aufwarteten, gabs einen hellen Klang im Gemach, daß die Gräfin hoch vom Stuhl aufſchreckte, und als man zuſah, was es ſei, war auf dem Schenktiſch der gewöhnliche Trinkbecher des Grafen zerſprungen von oben bis unten, daß er in Stücken zerfiel. Alle Anweſenden erbleichten, Beſtürzung und Entſetzen war auf ihren Geſichtern zu leſen, die Gräfin aber ſprach: „Ach, daß es Gott und alle Heiligen erbarme! Das bedeutet meinen Herrn; er iſt dahin, tot iſt er, kalt und tot!“ Sie ließ ſich das auch von Stund an nicht mehr ausreden und tat nichts als weinen und jammern.

Den dritten Tag darauf hatte ſie ein ſonderbares Vorgefühl, das ſie ſich nicht zu erklären wußte. Eine geheime Ahndung ſagte ihr, ſie würde Botſchaft von ihrem Herrn empfangen. Darum ſtieg ſie auf den hohen Söller des Hauſes und ſchauete fleißig nach der Straße, welche der Graf genommen hatte, als er davonzog. Und da ſie die Augen aufhob, galoppierte ein Reuter daher, wohl über Stock, wohl über Stein und über Berg und Tal, und hinterdrein, bald in der Luft empor, bald unterwärts der Erde nach, ſchwamm

langgedehnt ein Schweif gleich einem Wimpel, der am hohen Maſt das Spiel der Winde iſt. Schwarz war das Roß und ſchwarz der Reuter angetan; ſeines Pferdes ſchneller Gang zielte auf das Schloß. Als er nun vor die Pforte kam, ach, da erkannte Jutta, daß es Irwin war, in ſchwarze Trauer eingehüllt, und von dem runden Hut ſchwebte ein langer Flor bis zu des Pferdes Huf herab. „Ach, Irwin, lieber Page mein," rief hochbetrübt die Gräfin ihm vom hohen Söller zu, „welch eine Botſchaft bringſt du mir, ſag' an, wie ſtehts um deinen Herrn?" Da erhob Irwin gar weinerlich ſeine Stimme: „O, holde, zarte Frau, viel ſchlimm iſt meine Botſchaft, die ich bringe, viel Tränen wird ſie Euren ſchönen Augen koſten! Entreißt den Blumenkranz den blonden Haaren und wandelt Euer roſenfarbenes Gewand in ſchwarzen Boy und Flor! — Graf Heinrich iſt dahin, eiskalt und tot!" — „O, Unglücksverkünder!" rief die Gräfin aus, „o Botſchaft voll Jammer und Herzeleid!" Kaum hatte ſie das geſagt, ſo durchbebte ein kalter Schauer ihre Glieder, und Schatten des Todes umnebelten alle ihre Sinnen, die Knie wankten, und ſie ſank ohnmächtig den aufwartenden Dirnen in die Armen.

Die ganze Grafſchaft Hallermünd ertönte von lauten Trauerklagen, da die Zeitung von des Grafen Tod ins Land erſcholl, welche der dumpfe Ton der Sterbeglocken beſtätigte, und die getreuen Hofdiener nebſt allen Untertanen beweinten unverſtellt den Tod ihres guten Herrn.

Unter allen Leidenſchaften ſcheinet indeſſen das Schmerzensgefühl am wenigſten geneigt, das Leben zu zerſtören, abſonderlich bei dem tränenreichen Geſchlecht, das allen Kummer ſich ſo leicht vom Herzen weint. Die tiefgebeugte Wittib unterlag alſo nicht ihren Schmerzen, ſo ſehr ſie auch wünſchte, des Leibes entledigt zu ſein, damit ihr von Sehnſucht beflügelter Geiſt den geliebten Schatten ihres Gemahls noch auf dem Wege in die Ewigkeit einholen möchte. Doch diesmal war ihr Wunſch vergebens; es wär auch ungerecht geweſen, wenn ihre Seele die reizende Wohnung, welche ihr zum Aufenthalt angewieſen war, ſo eilfertig hätte verlaſſen wollen. Denn ein niedliches, bequemes Obdach zu verſchmähen, um unter freiem Himmel zu wohnen, iſt eigentlich Übermut; ein anders iſts, wenn jemand in einer räucherigen oder gebrechlichen Hütte hauſet, die alle Augenblick den Einſturz droht, da iſt der Wunſch zu emigrieren verzeihbar. Darum, wenn eine Matrone, bei der ſchon jeder Balken im Geſparre knackt, ſich nach ihrer Auflöſung ſehnet, ſo iſt gegen ein ſo billiges Verlangen mit Grunde nichts einzuwenden; aber wenn junge, friſche Mädchen ſo grabesdunſtwitterlich reden, wenn irgend eine empfindſame Saite in ihrem Gehirn verſtimmt oder eine Intrike geſcheitert iſt, ſo iſt das eitel Ziererei. Die ſchöne Jutta wünſchte mit ihrem Herrn zu ſterben wie die Gemahlin des weiſen Seneka, die ſich zur Geſellſchaft mit ihm die Adern öffnen ließ. Da er aber früher ausgeblutet hatte und der Tod bei ihr noch zögerte, folgte ſie gutem Rat und ließ ſchnell zubinden, denn ſie meinte, ſein entflohener Geiſt habe bereits einen zu weiten Vorſprung ge-

nommen, um ihn einzuholen. Nachdem der erſte Sturm der Leidensgefühle in einen ſanften Tränenregen ſich aufgelöſet hatte und das zerriſſene Herz der jungen Witwe einige ruhige Augenblicke genoß, ließ ſie den treuen Irwin rufen, um ausführlichen Bericht von dem unglücklichen Geſchick ihres Herrn zu vernehmen.

Sie erfuhr, daß an eben dem Tage und zu der Stunde, da es im Schloſſe ſich geeignet hatte, die verbündeten Grafen gegen die Stedinger ausgezogen wären und eine harte Schlacht begonnen hätten. Graf Heinrichen habe das Los getroffen, zuerſt auf die feindlichen Scharen anzuſprengen, da habe im Schlachtgetümmel eine feindliche Streitaxt ſeinen Harniſch geſpalten und ein mörderiſcher Wurfſpieß darauf die Bruſt durchbohrt. „Unachtſamer Bub," fiel die Gräfin dem Pagen in das Wort, „gebot ich dir nicht, meinen Herrn ſeiner Liebe zu erinnern, wenn er von Siegesluſt trunken ſeiner vergeſſen ſollte? Warſt du ſtumm, ihn zu vermahnen, oder war er taub, dich zu hören?" — „Keins von beiden, holde Frau," erwiderte Irwin, „ich hab Euch noch nicht alles geſagt. Zur Seite Eures Gemahls ritt Graf Gerhard von Oldenburg, Euer Bruder, der Tags vorher erſt wehrhaft gemacht war und nun ſeine Waffenprobe tat. Voll Mut und Jugendfeuer ſtürzte er in die feindlichen Speere und wurde umringt. Hundert Schwerter ſtürmten auf ihn ein, daß ſein Federbuſch zerſtob in zarte Flaumen. Als Graf Heinrich die Gefahr ſeines Schwähers inne ward, ſtach er ſeinen Hengſt an und flog ihm zu helfen. Da rief ich aus aller Macht: ‚Gemach, lieber Herr! Gemach! Seid eingedenk Eures zarten Ehegemahls!' Doch er achtete nicht meiner Worte, wendete ſich zu ſeiner Ritterſchaft und ſprach: ‚Drauf und dran, Roß und Mann! Mir nach! Es gilt des edlen Jünglings Leben!' Im Nu ſaß er mitten im Haufen, bedeckte den Bedrängten mit ſeinem blanken Schilde, und ſein mächtiger Arm mähete die

dichte Lanzenſaat zur Rechten und zur Linken wie die Senſe des Schnitters die reifen Ähren zur Zeit der Ernte. Graf Gerhard ſtrebte ſich aus dem Gewühl hervor und wurde von den Seinen aus dem Gefecht gebracht; aber ſein Erretter fiel und ward ein Raub des Todes. Ich empfing ſeine letzten Seufzer an Euch, nachdem ich ihm das Viſier geöffnet hatte. Er erkannte mich und blickte mich freundlich an: ‚Treuer Herr, treuer Knecht!‘ ſprach er mit ſchwacher Stimme und reichte mir die Hand. ‚Irwin, zieh heim und vermelde der Gräfin meinen Sterbensgruß, ſag' ihr, es tue nicht Not, viel um mich zu weinen und zu jammern, es blieb' bei der Abrede. Ach, möchteſt du bald bei mir ſein, Jutta, Herzgeliebte mein!‘ Mit dieſen Worten verſchied der Graf, ich ſah's mit meinen Augen, wie ſeine reine Seele, als ein leichter Schatten geſtaltet, vom Mund auf gen Himmel emporſchwebte, und die Sonne ſtund hoch im Mittag, da das geſchah.“

Dieſe Erzählung wirkte heftig, wie leicht zu erachten, auf die Tränendrüſen der gebeugten Wittib, ſie wimmerte und ſchluchzete laut, und ihre Augen wurden von bittern geſalzenen Zähren wund. Um ihrer Gebieterin ſolch erneutes Herzeleid zu erſparen, hießen die Frauen den Pagen hinausgehen, aber die Gräfin winkte, daß er bleiben ſollte. „Ach Irwin, lieber Page, noch immer weiß ich nicht gnug von deinem Herrn, erzähle weiter! Iſt ſein Leichnam im Schlachtgetümmel von den Roſſen zertreten, von dem wütenden Feind zerriſſen oder ehrlich, wie es einem tapfern Ritter zuſtehet, zur Erde beſtattet worden? Lieber Page, ſag mir alles, was dir davon wiſſend iſt!“ Irwin trocknete ſeine Tränen, die ihm teils aus Mitleid gegen die ſchöne Gräfin, teils aus Betrübnis über den Tod ſeines guten Herrn von den Backen, ſchön weiß und rot wie Milch und Blut, träufelnd herabrollten, und fuhr in ſeiner Rede alſo fort: „Wähnet nicht, daß der teure Überreſt des Leichnams von Eurem Gemahl ſei

zertrümmert oder gemißhandelt worden; die Grafen haben das Feld behalten und einen herrlichen Sieg erfochten. Nach geendigter Schlacht kamen sie alle herangeritten, ihren Bruder und Bundesgenossen zu beklagen, seinen Leichnam als eine heilige Reliquie in Empfang zu nehmen und mit großem Pomp und Leichengepränge beizusetzen, bis auf das Herz, welches den Ärzten übergeben wurde, es einzubalsamieren, denn der edle Bundesverein hat beschlossen, es Euch durch eine Ehrenbotschaft mit nächstem überbringen zu lassen. Das ganze Heer stund mit gesenkten Fähnlein und Lanzen und die Ritter mit aufwärtsgekehrtem Schwert in feierlicher Stille, als der Leichenzug vorüberzog. Die Heerpauken ließen dumpfen Sterbeklang erschallen, und die Schalmeier schalmeiten dazu den Totenmarsch. Ein Marschall zog voran mit seinem schwarzen Stabe, dem folgten vier ehrenfeste Ritter, der erste trug den Harnisch, der andere den stählernen Schild, der dritte das blanke Schwert, der vierte trug nichts: er war der Trauermann und ging im Leide, von tiefem Schmerz gebeugt. Alle Grafen und Edlen folgten dem schwarz verhüllten Sarge, mit zweiunddreißig Wappen behangen, und oben drauf grünte ein Lorbeerkranz. Als nun der Leichnam ins Grab gesenket war und alle Leidtragenden ein Ave-Maria und Paternoster für die Ruhe der Seele in der Stille gebetet hatten, ging mir's durchs Herz, wie die ungeschlachten Totengräber die Erde herbeiharkten, daß die schweren Schollen mit dumpfem Getöse hinunter auf den Sarg rolleten, welches fürchterliche Geräusch einen Toten hätte auferwecken mögen. Der Grabeshügel wurde mit Rasen belegt und mit drei steinernen Kreuzen besetzt, eines zum Häupten, eines zu den Füßen und eines in die Mitte, zum Gedächtnis, daß hier ein deutscher Held begraben sei*."

* Die drei steinernen Kreuze sollen noch auf dem Schlachtfelde in der Stedinger Grenzflur zu sehen sein. Wie denn dergleichen Merkzeichen

Obgleich dieſer ausführliche Bericht des getreuen Irwins den ſchönen Augen ſeiner Herrſchaft wieder neue Tränen ablockte, ſo begnügte ſie ſich doch nicht daran, ſondern forſchte nach tauſend kleinen Umſtänden, welche ſie genau zu wiſſen begehrte, denn die Leidenden wünſchen immer ihre traurigen Ideen ſich vollkommner auszumalen; der Schmerz gewährt endlich ſelbſt ein trübſinniges Vergnügen und dient dem Geiſte zu einer Art von Unterhaltung. Irwin mußte der Gräfin die nämliche Erzählung täglich wiederholen, und ſie fragte ihn bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten aus, zum Beiſpiel wie lang und breit die Trauerſchleife war, welche die Ritter beim Leichenzuge um den linken Arm gebunden hatten; ob ſie von Krepp oder von ſeidenem Flor war; ob ein Rappe zum Trauerpferd und ein Schimmel, ein Falbe, ein Fuchs oder Tiger zum Freudenpferd gebraucht wurde; ob die Handhaben am Sarge überzinnt oder überſilbert waren und dergleichen intereſſante Dinge mehr, welches ihr indeſſen niemand verdenken konnte, denn die kleinſte Modifikation einer Hoftrauer intereſſiert ja noch jetzt ein ganzes Publikum oft mehr als der Trauerfall ſelbſt.

Die Apotheker und Wundärzte, denen die Balſamierung des gräflichen Herzens anvertrauet war, brachten damit ein volles halbes Jahr zu, weil entweder die dazu erforderlichen Spezereien in damaliger Zeit ſchwer zu haben waren und aus fremden Orten mußten verſchrieben werden, oder weil es bei der Heilzunft Herkommens iſt, mit ihren Operationen, wenn ſie Ausbeute geben, gar bedächtlich zu Werke zu gehen. Dagegen war das Herz auch ſo köſtlich parfümiert, daß die Urne, in welche es eingeſchloſſen war, mit gutem Fug als ein Potpurri auf eine Konſole hätte geſtellt werden können. Die wehmutsvolle Witwe machte indeſſen von dieſer heiligen Reliquie

im Felde häufig gefunden werden, worunter die Volksſage gemeiniglich einen alten Helden zu begraben pflegt.

keinen ſo eiteln Gebrauch, ſie ließ in dem Luſtgarten ein prächtiges Monument von Alabaſter und welſchem Marmor errichten, auf deſſen Gipfel die Bildſäule des Grafen in voller Rüſtung, wie er zu Felde gezogen war, hoch emporragte. Tränenweiden und hohe Balſampappeln überſchatteten dieſes Grabmal, ſie pflanzte viel Jasmin und Rosmarin rings um den Fuß desſelben und ſetzte die Reliquie ihres Gemahls in dem porphyrnen Behältnis, welches ſie täglich mit friſchen Blumen umkränzte, in eine Halle desſelben. Oft einſam traurend, oft von dem treuen Pagen begleitet, der ihr den Bericht von dem Hinſcheiden des Grafen und den Begräbnis-zeremonien wiederholen mußte, ſaß ſie ſtundenlang in dem Heiligtum der Liebestreue, bald ſchweigend und horchſam, bald in kalter melancholiſcher Ruhe, bald zu wärmern Gefühlen geſtimmt, mit Schmerz und Tränen übergoſſen. Zuweilen ſtrömten ihre Empfindungen in Worte über, und von ihren melodiſchen Lippen ertönte dieſe Totenklage:

„Wenn du, geliebter Schatten, noch den edelſten Teil deines irdiſchen Leibes umſchwebſt, den dieſer Aſchenkrug verſchließt, und ein unbemerkter Zeuge biſt der Tränen treuer Liebe, ſo verbirg dich nicht dem Weibe deines Herzens, das nach dem Troſte deines unſichtbaren Genuſſes mit heißer Sehnſucht ringt.

„Laß mich durch ein ſinnliches Merkzeichen deine Gegenwart fühlen; fächle als ein liebkoſender Hauch des Zephyrs dieſen ausgeweinten Augen ſanfte Kühlung zu; oder rauſche feierlich an den Marmorwänden dieſer Grotte zum hohen Dom hinauf, daß die runde Wölbung widerhalle.

„Wandle in leichten Dunſt gehüllt vor mir vorüber, daß mein Ohr den gewohnten Gang deines männlichen Fußtritts vernehme oder mein Auge aus dem Anblick deiner Geſtalt noch einmal Wonne trinke. — —

„Ach, Schweigen des Todes und Stille des Grabes iſt um

mich her! Kein Lüftchen weht, kein Blättlein rauſcht, es regt ſich kein Odemzug, kein Hauch des Lebens!

„Der unermeßne Raum des Himmels und der Erde trennt mich von dir! Jenſeit jenes funkelnden Sterns wandelt dein unſterblicher Geiſt, nicht mehr meiner eingedenk! Hört meine Klagen nicht, zählt meine Tränen nicht, blickt nicht mit ſanfter Wehmut auf meinen Schmerz herab.

„Weh mir! Ein ſchwarz Verhängnis zerreißt das eherne Band unſrer Gelobung! Du fliehſt mich, Wankelmütiger! ſteigſt mit leichtem, frohem Mute über das blaue Luftgefilde hinaus. Ich Elende aber lebe, bin an die träge Erde gekettet und kann dir nicht folgen!

„Ach, ich habe ihn verloren, auf ewig verloren, den Mann, den meine Seele liebte: Sein Geiſt kehret nicht hernieder, durch ein Merkzeichen mir den Troſt zu gewähren, daß die Fackel ſeiner Liebe an den Schwellen der Ewigkeit nicht verloſchen ſei.

„Hört meine Klagen, ihr Wälder, und du Felſenkind, getreuer Widerhall, verkünde ſie den fernen Auen und den ſanft rieſelnden Quellen. — Ich habe meinen Gemahl verloren, auf ewig verloren!

„Nage, unauslöſchlicher Schmerz, an dieſem kummervollen Herzen und verzehre mein Leben, daß mein Gebein das Grab empfange, mein gequälter Schatten in den Wohnungen der Unſterblichkeit ihm begegne, und wenn er ihn ohne Liebe findet, eine Ewigkeit durchtraure!“

Ein ganzes Jahr beſuchte die hochbetrübte Witwe das Monument Tag vor Tag und überließ ſich ganz den ſchwärmeriſchen Eingebungen ihres Herzens. Sie nährte noch immer eine geheime Hoffnung, daß die Liebe den Geiſt ihres Gemahls aus dem Schoß der Wonne auf einen Augenblick in die Unterwelt zurückführen würde, um durch ein Anzeichen ſie von ſeiner unwandelbaren Treue zu vergewiſſern. Jedes-

mal wiederholte ſie die Totenklage, um ihn an der Urne mit neuen Tränen zu beweinen. Dieſes ausnehmende Beiſpiel der Liebestreue machte die ganze Nachbarſchaft rege; alle Witwen, ſoweit das Gerücht von der treuen Jutta von Hallermünd erſcholl, bequemten ſich, den bereits verziehenen Raub des Todes wohlſtandshalber zu erneuern, und mancher längſt vergeſſene Ehekonſort kam dadurch wieder in gutes Andenken. Selbſt die Liebenden gingen an dem Mauſoleum ihr ſchönes Bündnis ein, glaubten ſolches dadurch feſter und feierlicher

zu machen, und ganze Scharen Minneſinger und empfindſamer Mädchen verſammleten ſich an ſchönen mondhellen Abenden daſelbſt und ſangen die Liebe Graf Heinrichs des Wackern und der treuen Jutta von Hallermünd. Von den hochgegipfelten Balſampappeln miſchte die Nachtigall ihre zärtlichen Liebesklagen in dieſe melodiſchen Geſänge mit ein.

Gleichwohl ſcheinen die allegoriſchen Köpfe der Dichter und Bildner ihre Symbolen auf ſichere Erfahrung gegründet zu haben, wenn ſie mit Vorbedacht die Hoffnung auf einen Anker ſtützen, die Standhaftigkeit an eine Säule lehnen und den gewaltſamen Leidenſchaften die vollwangigen Sturm-

winde oder die aufgetürmten Meereswogen als Exponenten ihrer bildlichen Darſtellungen zuordnen. Der hartnäckigſte Sturm ermüdet endlich, und das wogende Meer gewinnt ſeine Spiegelfläche wieder. Gleichergeſtalt ebnet ſich in der Seele der bewegſame Umtrieb der Ideen, und der lange Atemzug der Leidenſchaften ermattet; die düſtern Wolken verſchwinden, der Horizont klärt ſich wieder auf und die Adſpekten deuten auf Sonnenſchein und trockne Witterung. Nach Verlauf eines Jahres erſcholl die bange Totenklage der zärtlichen Jutta weder ſo laut noch ſo oft als vorher aus der Halle des Monuments; ſie dispenſierte ſich von der täglichen Wallfahrt dahin bei ſchlechtem Wetter oder der entfernteſten Ahndung eines rheumatiſchen Zufalls oder einer andern Verhindernis, und wenn ſie keinen Vorwand hatte, ihrer Obſervanz auszuweichen, ſo ging ſie ſo gleichmütig zum Grabmal wie eine Nonne in die Metten, mehr aus Gewohnheit als aus Antrieb, einer gelobten Pflicht Gnüge zu leiſten. Die Augen verweigerten ihr die Tränen und die Bruſt das Stöhnen, und wenn ſich ja noch ein erpreßter Seufzer davon losriß, ſo wars nur ein ſchwacher Nachhall des vormaligen Gefühls; oder wenn er unwillkürlicher Ausbruch einer Empfindung war, ſo hatte er doch keine Beziehung auf die Urne, und die getreue Jutta errötete, ihr Herz zu befragen, wohin er gemeinet ſei. Sie ſtund indeſſen ganz von dem ſchwärmeriſchen Gedanken ab, den Geiſt ihres Gemahls durch eine Totenklage in die Körperwelt zurückzuzaubern, um ihm eine neue Beſtätigung des geheimen Artikels ihrer Eheberedung abzufordern.

Kurz, die gute Gräfin fand nach genommener Rückſprache mit ihrem Herzen, was bei einer jungen Witwe eben kein ungewöhnlicher Fall iſt, daß eine Veränderung damit vorgegangen ſei und der Planet, unter deſſen Einfluß es bisher geſtanden, ſich zum Untergange geneigt habe, indem ein anderer hoch am Horizont heranſtieg, der ſeine anziehende Kraft

daran äußerte. Der ſchwarzäugige Irwin hatte, ohne es zu wiſſen, dieſe Revolution bewirket. Obgleich ſeine Funktion eigentlich nur darin beſtund, vor ſeiner Herrſchaft herzugehen, wenn die Tür eines Gemachs aufzutun war, und ihr zu folgen, wenn ſie ſich die Schleppe nachtragen ließ, ſo hatte er ſeit dem Ableben ſeines Herrn noch das Nebengeſchäfte, demſelben wöchentlich einigemal zu parentieren, und er beſaß eine Wohlredenheit, wenn er den Bericht von den letzten Stunden des Grafen der trauervollen Jutta wiederholen mußte, daß ſie nie müde wurde, ihn zu hören. Immer fiel ihm noch eine Anekdote ein, deren er bisher ſich nicht erinnert hatte, er ergänzte nicht nur den Bericht von dem, was der Graf zuletzt noch geſagt und getan, ſondern auch, was er in den Augenblicken, da die Seele von ihm ſchied, gedacht zu haben ſchien. Er kommentierte jede Bewegung, jede Miene des Sterbenden, die er beobachtet haben wollte, und wußte etwas Schmeichelhaftes für die Gräfin daraus zu folgern. Bald beteuerte er, aus ſeinen Augen geleſen zu haben, daß ihre reizende Geſtalt, da ſchon Tod und Leben kämpfte, ihm noch vorgeſchwebt habe; bald äußerte er den Wunſch, daß der entflohene Geiſt den unnachahmlichen Reiz ihrer edlen Schmerzen möchte beobachtet und das Wonnegefühl empfunden haben, ihre ſchönen Tränen ungeſehen von den liebreizenden Wangen weggeküßt zu haben; bald pries er das Glück eines Ritters, von ſo holden Augen beweint zu werden, wenn er auf der Bahn der Erde ſein Leben verliere, und maß ſich hoch, daß für eine einzige ſo köſtliche Zähre ſein eignes Leben dahin zu geben, er für Gewinn halten würde.

Anfangs, da der Schmerz noch neu war, achtete die Gräfin dieſe Reden nicht viel, nachher fand ſie gleichwohl ein unſchuldiges Wohlgefallen daran und endlich taten ihr dieſe Schmeicheleien ſo wohl, daß ſie den Panegyriſten durch die

Erhöhung ihrer Reize, vermöge der Anordnung des Putzes, gefliſſentlich dazu aufzufordern ſchien. Ob ſie gleich in der herben Totenklage den Schmerz herbeigerufen hatte, an ihrer Geſtalt zu zehren, ſo war doch der verhaßte Zerſtörer aller blühenden Reize zu beſcheiden, ihr dieſen traurigen Dienſt zu leiſten. Das ſchmachtende Augenpaar harmonierte ſo fein mit dem ſanftroſigen Kolorit der Wangen, und des Buſens wogender Schwanenglanz kontraſtierte ſo lieblich mit dem ſchwarzen Trauerkleide, daß ein unwiderſtehlicher Zauber ihre Wohlgeſtalt umfloß; denn nach dem Urteil der Kenner tut eine in Halbſchatten geſtellte Schönheit oft größere Wirkung, als wenn ſie in vollem Lichte glänzt. Der lüſterne Irwin müßte keine Augen gehabt haben oder kein Page geweſen ſein, wenn er bei dem Anblick ſo vieler Reize unempfindlich geblieben wäre. Er hatte den Schmetterlingsglauben, jede Blume ſei für ihn gewachſen; es galt ihm gleich, ob ſie in einem umzäunten Luſtgarten oder als eine Feldblume auf der Wieſe blühete. Vermöge ſeiner buntfarbigen Schwingen, meinte er, ſei es ihm vergönnt, ſich über Zaun und Mauer zu heben. Die Ehrerbietung, die er ſeiner Gebieterin ſchuldig war, hielt ſeine Leidenſchaft zwar in den Schranken ſeines Herzens eingekerkert, aber ſein Erröten, wenn ihr Auge dem ſeinigen begegnete, das Streben, aus jedem Winke ihren Willen zu erraten, die Gefliſſenheit, ſolchen zu erfüllen, und das Verlangen, wenn ſie ſich mit ihm unterhielt, ihr ſtets was Angenehmes zu ſagen, veroffenbarten genugſam, dieſe ungewöhnliche Anhänglichkeit an ſeine Herrſchaft habe eine andere Bewegurſache als angelobte Pflicht, und die Gräfin erriet das Geheimnis ohne Mühe, vermöge des ihrem Geſchlecht gewöhnlichen hermenevtiſchen Scharfſinnes in Herzensangelegenheiten. Dieſe Entdeckung mißbehagte ihr ſo wenig, daß ſie die ſtumme Intrike, wobei es nie zu einer wörtlichen Explikation kam, zur unſchuldigen Beſchäftigung

des Herzens, weil eine junge Witwe doch nicht immer wie eine Turteltaube um den verlornen Gatten girren und klagen kann, zu unterhalten ſuchte. Doch der genährte Funke fand in ihrem Herzen ſoviel Zunder, daß er bald zur lichten Flamme aufloderte. Der ſchlaue Irwin bemerkte mit geheimer Freude die zärtlichen Geſinnungen ſeiner Gebieterin, und was er vorher ſeiner Phantaſie nicht erlaubt hatte ihm vorzuträumen, wurde jetzt eine ernſthafte Beſchäftigung ſeiner Überlegung, und ſeine Pagendreuſtigkeit ſchmeichelte ihm mit der Hoffnung, dereinſt wohl gar der Gemahl ſeiner Herrſchaft zu werden. Das erſte Gefühl der Liebe fachte dieſen Gedanken ſo in ſeinem lüſternen Herzen auf, daß er ſich zu einem Wageſtück entſchloß, ſein Glück aufs höchſte zu treiben.

Einsmals, als er die Gräfin zum Monument begleitet, von den Gefühlen der Zärtlichkeit im allgemeinen lange mit ihr gekoſet hatte und aus ihren Blicken und Gebärden wohl verſtund, was für eine Nutzanwendung ſie von dieſer philoſophiſchen Abhandlung in ihren Gedanken machte, kam er mit einem ſchnellen Übergange auf das Thema, worauf er ſich zubereitet hatte. „Edle Frau," hub er ſeine Rede an, „auf der Welt hat der Menſch keine bleibende Stätte, und alles Ding hat ſeine Zeit; das hab ich reiflich bei mir erwogen, darum begehr ich von Euch meinen ehrlichen Abſchied, denn es bedünket mich, Zeit zu ſein, daß ich nun nach dem Beiſpiel meiner Ahnen zu Wehr und Waffen greife, ſintemal ich die Kinderſchuhe vertreten habe und forthin es nicht mehr mir ziemen will, einer Dame die Schleppe nachzutragen." — „Ach, guter Irwin," gegenredete die Gräfin, „wie kommt dir ſo plötzlich zu Sinne, aus meinem Dienſt zu ſcheiden? Hab ich dich nicht ehrlich als meinen Diener gehalten und dir alle Lieb und Gunſt bewieſen, die einer frommen Herrſchaft gegen ihr Geſinde zuſtehet? Sag an, was irrt dich? Was treibt dich, von mir zu ziehen?"

Irwin:

Ach, mich quälet dies und das,
Drückt mich, weiß ſelbſt nicht was,
Quälet mich Seelenpein,
Enget das Herz mir ein,
Muß in die weite Welt,
Raſch über Tal, über Feld,
Obſchon ſonſt keinerwärts,
Wonach verlangt mein Herz,
Als hier in Hallermünd
Ich ſeh und find."

Die Gräfin ließ ſich die Qual des guten Irwin gar ſehr zu Herzen gehen, ob ſie gleich über ſeinen Zuſtand mehr Freude als Mitleiden empfand, ſie wünſchte nur eine deutlichere Erklärung von ihm, darum forſchte ſie weiter: „Was beunruhiget dein Gemüt? Iſts Durſt nach Ehre und der Ritterwürde oder Überdruß an der Einförmigkeit dieſes Wittums oder Kitzel jugendlichen Übermutes, oder iſt ein Funke der betrüglichen Leidenſchaft in deiner Bruſt entglommen, der dich bangt und quält? Sags frei heraus, was für ein Sturm in deiner Seele brauſt?"

Er:

Ihr wollt es ſo, es ſei!
Mich drückt die Liverei.
Hab lang genug gedient für Knecht
Und ſehne mich nach Herrenrecht.
Was hilft mir's, daß die Roſe blüht
Und dort die edle Traube glüht?
Hab ich davon Nutz und Genuß,
Wenn ich ſie ſehn und miſſen muß?"

Die Gräfin begriff vollkommen den Sinn dieſer Worte und ſahe wohl ein, welche Hoffnung und Wünſche Irwin in ſeinem Buſen nährte, die er ſeiner Gebieterin in der Qualität eines Ganymeds deutlicher zu offenbaren ſich ſcheuete. Sie

wünſchte dieſe Hoffnung zu unterhalten, ohne die Geſetze des Wohlſtandes dabei zu übertreten, darum trug ſie ihren Gebärden auf, das erſte auszurichten, und ihrem Munde, das zweite zu bewirken. Sie ſchlug die Augen etwas verſchämt zur Erde nieder, zupfte eine Bandſchleife zurechte und ſprach mit ſanftem Erröten: „Die Roſe blüht und die Traube reifet, unbekümmert, welcher Buſen ſtrebt, ſich mit jener zu ſchmükken und welchen Gaumen nach dieſer lüſtet. Ihnen genüget, den Geruch zu erquicken und das Auge zu ergötzen, den Verſtändigen erfreuet ihr Anblick und er geht mit Entzücken vorüber. Der Unverſtändige ſtreckt ſeine Hand aus, eine Traube zu erreichen, die er nicht erlangen kann, oder eine Roſe zu pflücken, deren Dornen ihn verwunden.“ Dieſe allegoriſche Sentenz aus dem Munde der ſchönen Witwe enthielt für den raſchen Irwin weniger Troſt als der pathognomiſche Ausdruck ihrer Gebärden. Der dreuſte Page ſchwieg, er ſeufzete, ſahe trübſinnig vor ſich hin zur Erde, und ſeine Herrſchaft war ſo gefällig, dieſe bedeutſame Pantomime nachzuahmen. Doch wenig Tage darauf war der Junker ſtattlich ausgerüſtet, die Gräfin ließ ihn wehrhaft machen, er ſchwang ſich auf das Leibroß ſeines erbleichten Herrn und zog mit frohem Mute zur erſten Ritterfahrt davon.

Die Abweſenheit war ſeiner Herzensangelegenheit eher förderlich als nachteilig. Die Gräfin empfand bald Langeweile in ihrem einſamen Wittum, da der teilnehmende Zeuge ihrer Totenklage nicht mehr vorhanden war. Ihr Schmerz fand keine Nahrung mehr, ganz andere Gedanken beſchäftigten jetzt ihre Seele, ſie dachte mit Ernſt darauf, den ehemals ſo feſt verſchlungnen Liebesknoten aufzulöſen, und weil ſie viel auf ſinnbildliche Deutung hielt, ſo fiel ihr ein, zur angenehmen Zeitkürzung einen Verſuch zu machen, ob die Sache möglich und tunlich ſei. In einer einſamen Stunde öffnete ſie das goldne Herz, welches ſie im Buſen trug, und nahm

das darin verwahrte Dokument der Liebestreue heraus, beſah es lange, den Gang des verborgenen Gewindes auszuſpähen und die Fäden gemachſam auseinander zu wirren. Ihr kunſtreicher Finger war ſo geſchäftig bei dieſer Arbeit, daß es ihr wirklich gelang, die äußeren Schleifen zu löſen, aber dem innern Kern war durch alle Kunſt und Mühe nichts abzugewinnen. Ihre Geduld ermüdete endlich, und um ihr Geſchäfte doch nicht unvollendet zu laſſen, nahm ſie die wirkſame Schere zu Hülfe, die ihr eben den Dienſt tat, den das Schwert des großen Alexanders bei Auflöſung des gordiſchen Knotens geleiſtet hatte, und nun war gegen die Möglichkeit, einen feſt verſchlungenen Liebesknoten aufzulöſen, nichts mehr einzuwenden.

Nach dem Begriff der guten Gräfin hätte ihr nun billig das Recht gebühret, alsbald einen neuen Knoten zu ſchürzen und in ihr goldnes Amulett zu verbergen, da der erſte nicht mehr vorhanden war; doch ein beunruhigender Zweifel begegnete ihr recht zur ungelegenſten Zeit, da ſie eben im Begriff war, die Hand ans Werk zu legen. Ein Liebesknoten, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, iſt doch eigentlich nur ein Sinnbild irdiſcher Verbindung, und ein ſolches Band iſt leicht zu löſen, der Tod hat mit ſeiner Sichel das ja bereits ſchon getan, was die Schere nachgeahmt hat. Aber mit dem Gelübde für die andre Welt hat es vielleicht nicht gleiche Bewandtnis. Wie könnt ich mit einem geteilten Herzen eine Ewigkeit ausharren unter immerwährenden Vorwürfen zweier Teilhaber, deren jeder zu dem Ganzen berechtiget zu ſein glaubte? Dieſe Verlegenheit machte ſie viel Tage lang mißmütig und traurig, und weil ſie ſich in einer ſolchen Gewiſſensſache nicht zu raten wußte, beſchloß ſie, einem ehrwürdigen Herrn, dem ſie eine genauere Bekanntſchaft mit himmliſchen Dingen als ſich ſelbſt zutrauete, ihr Anliegen vorzutragen.

Der Probſt zu Eldagſen ſtund in dem Rufe eines frommen

und tiefgelehrten Mannes, der die spitzigsten Fragen, die intellektuelle Welt betreffend, mit scholastischer Weisheit aufzulösen wußte. Denn was ist spitziger als eine Nähnadel? Und gleichwohl wußte der seraphische Prälat zu sagen, wieviel himmlische Geister auf diesem Ruhepunkte Platz nehmen könnten. Warum sollte er nicht auch von den himmlischen Matrimonial-Gerechtsamen Auskunft geben können? Die

Gräfin ließ anspannen und fuhr mit geängstigtem Herzen zu dem weisen Prälaten. „Ehrwürdiger Herr!" sprach sie, „mich treibt ein sonderbar Anliegen zu Euch, welches ich Euch wohl eröffnen möchte, so Ihr mir Rat und Belehrung erteilen wollet!" Der Probst zu Eldagsen war bei aller philosophischen Grübelei dem schönen Geschlecht nicht abhold und tröstete gern die Damen, die sich in ihren Kümmernissen an ihn wendeten, insonderheit wenn sie jung und schön waren. „Was beunruhiget Euer edles Herz, tugendsame Frau?" frug er. „Offenbart mir Euren geheimen Kummer, daß ich Euch mit himmlischem Trost erquicke." — „Ein unbedachtsames Gelübde," antwortete sie, „das mir die Liebe abgezwungen hat, macht mir Kummer: ich habe verheißen, das Band der Ehe mit meinem Gemahl jenseit des Grabes zu erneuern und es zu bestätigen ewiglich. Aber ist ein junges Weib im Lenz des Lebens wohl Meisterin ihres Herzens? Soll ich meine Jugendzeit als Witwe einsam vertrauren, um einer Hoffnung ent-

gegen zu harren, von der ich nicht weiß, ob ſie zu gewähren ſtehet? Belehret mich, ehrwürdiger Pater, ob die Liebenden ſich einſt wieder in Liebe begegnen, oder ob alles, was auf Erden gebunden iſt, in jenem Leben frei und ledig ſei." — „Freilich! Freilich!" erwiderte der korpulente Probſt, „iſt alle irdiſche Verbindung in Edens Gefilden aufgehoben, das verſteht ſich! Wie kann davon noch die Frage ſein? Wiſſet Ihr nicht, edle Frau, daß man dort oben nicht wird freien noch ſich freien laſſen? Wie könnte auch der Eheſtand im Schoß der Wonne ſtattfinden, da er iſt ein Weheſtand; denn die glücklichſten der Ehen haben laut Zeugnis der Erfahrung gleichwohl ihr böſes Eheſtündlein; wie paßte ſich aber Ehezwiſt und Mißmut zu den Wohnungen des Friedens? Euer Bündnis hat der Tod zerriſſen, Ihr ſeid ſo frei und ledig als das Vöglein in den Lüften oder das Rehe in den Wäldern, das den Netzen des Jägers entronnen iſt. Wenn Ihr aber Euer Gewiſſen mit einem unbedachtſamen Gelübde beſchweret habt, ſo iſt auch dafür Rat: der heiligen Kirche iſt gegeben die Gewalt, Euch davon zu entbinden. Bedenket mein armes Kloſter, ſo will ich Euch Dispenſation vom Biſchof verſchaffen, ſoviel Ihr bedürfet, ein neues Bündnis einzugehen, ohne daß Euch die Sünde ſoll behalten werden, weder in dieſem noch in jenem Leben."

Die gewiſſenhafte Jutta war nun nach Wunſche belehrt, daß die Eheberedung mit ihrem verſtorbenen Herrn nichts weiter als eine zärtliche Grille geweſen ſei; ihr ganzes Syſtem von der verklärten Liebe war umgeformt. Sie beruhigte ihr Gewiſſen in Anſehung der voreiligen Gelobung, machte den Handel mit dem Prälaten richtig, bedachte ſein armes Kloſter und wurde darauf von ihm zu einer reich mit Silber beſetzten Tafel geführet, ſo leichten und frohen Mutes als ein entfeſſelter Sklav, dem unvermutet die Ketten abgenommen werden und der nun den Reiz der Freiheit wieder ſchmeckt.

Der Wunsch ihres Herzens war nur, daß der schöne Irwin von seiner Ritterfahrt bald wieder heimkehren möchte, um mit ihm den Bund der Liebe zu schließen, doch nicht über die Grenzen dieses Erdenlebens hinaus, damit wieder eintretenden Falls keine Dispensation weiter nötig sei. Der flinke Ritter verzog nur allzulange mit seiner Wiederkehr, und die Sehnsucht goß immer mehr Öl in die Flammen der Liebe.

Eine der dornigsten Fragen, worüber in der Schule der Liebe pro und contra gestritten wird, ist die, ob die erste oder die zweite Liebe stärker und mächtiger sei. Geradezu läßt sich das Problem schwerlich entscheiden; aber es ist ein richtiger Erfahrungssatz, daß eine junge, rasche Witwe, welche mit dem Gefühl der Zärtlichkeit bereits bekannt ist, bei der zweiten Wahl stets brünstiger und feuriger liebt als bei der ersten im dämischen Noviziat der Liebe. Die zärtliche Jutta wußte ihre Leidenschaft so wenig zu mäßigen, daß sie sogar das bescheidene Gewand der Sittsamkeit und scheuen Zurückhaltung, welches vormals die Gesetze des Wohlstandes dem schönen Geschlecht aufbürdeten, abzulegen kein Bedenken trug.

Ach Irwin, Augentrost!“ seufzete sie laut und offenbar; „ach Irwin, Herzgespiel! Ach Irwin, Löschebrand! Wie lange weilest du im Waffenfelde? Die Traube glühet dir, die Rose blühet dir und winket zum Genuß. Du Lüftchen, das so sanft um meinen Busen spielt, eil' meinem Ritter nach und weh' den Duft von meiner Zärtlichkeit in sein bepanzert Herz, daß er des Kampfs vergißt und nach dem Siege ringt, den Liebestreue krönt.“

Ob das Lüftchen so gefällig war, die Botschaft auszurichten, oder ob der junge Ritter aus eigner Bewegung den Heimweg nahm, daran liegt wenig, gnug, eh man sich's versah,

war Ritter Irwin da, und mit ihm kehrte die laute Freude wieder nach Hallermünd zurück, die ſeit dem großen Balle aus der Reſidenz verbannet war. Die Gräfin legte die Trauerkleider ab und empfing den ſtattlichen Ritter nicht als ihren vormaligen Diener, ſondern als einen Herrn. Sie ſtellte ihm zu Ehren ein großes Gaſtmahl an und ließ ihm den Becher kredenzen, den er ihr noch vor kurzer Zeit ſelbſt kredenzt hatte. Darüber machten die weiſen Damen aus der Nachbarſchaft mancherlei Gloſſen, und die Scharfſinnigen errieten, was ſie immer wollen vorher geſehen haben, wenn ſich die Sache von ſelbſt veroffenbaret, daß ſich zwiſchen der Gräfin und dem feinen Ritter eine Liebe entſponnen habe, welche der Altar beſtätigen würde. Zwar hätten ſie noch vor kurzem hundert gegen eins gewettet, daß die treue Jutta ſich nicht wieder vermählen würde; aber nun hätten ſie die Wette gern umgekehrt, wenn jemand zu finden geweſen wär, der ſie hätte eingehen mögen. Indem die vier umliegenden Grafſchaften die Lehre von der Möglichkeit und Wirklichkeit einer zweiten Liebe der Gräfin von Hallermünd mit metaphyſiſchem Tiefſinn erörterten, war Ritter Irwin darauf bedacht, ſich ſeiner Liebesbeute zu verſichern und dadurch der ganzen Kontrovers ein Ende zu machen. Er wagte auf dem Fittig der Liebe den kühnen Flug, ſich zu ſeiner vormaligen Herrſchaft zu erheben und ungeſcheut um ſie zu werben. Die wankelmütige Jutta hatte den erſten Schritt bereits getan, ihrer Gelübde ſich zu entſchlagen, der zweite koſtete ihr weniger, auch ihres Standes zu vergeſſen und eine Staffel von der Ehrenbühne des Ranges abwärts zu ſteigen, das Urteil der großen Welt zu verſchmähen und den Trieben ihres Herzens nachzugeben. Sie kam dem Glücklichen auf halbem Weg herablaſſend entgegen, erhörte ſeine Wünſche und ſchloß mit ihm den zärtlichen Liebesverein, welchem nichts mangelte als die prieſterliche Benediktion, die der gefällige Probſt zu Eldagſen den

Verlobten zu erteilen bereit und willig war. Alles Naſenrümpfen der gräflichen Sippſchaft war nun vergebliche Grimaſſe, die Anſtalten zum Beilager wurden mit großem Pomp gemacht, und die reiche Braut beeiferte ſich, an ihrem zweiten Hochzeitsfeſte durch Pracht und Glanz das zu erſetzen, was ihm an Würde gebrach.

Ungefähr einen Mondenwechſel vor Vollziehung dieſer Feierlichkeit luſtwandelte die ſchöne Braut am Arm ihres geliebten Ritters eines Abends noch ganz ſpät in dem Luſtgarten, um ihn zu belehren, daß für ihn die Roſe blühe und die Traube reife. Unter dem Geflüſter traulicher Geſpräche hatte das liebende Paar nicht acht auf den Weg, den es genommen hatte, der Zufall führte es unvermerkt in die Gegend des Monuments, das in einſamer Stille ganz verlaſſen ſtund, da es die Gräfin ſeit langer Zeit nicht mehr beſuchte. Der Mond beleuchtete die Vorderſeite desſelben mit vollem Lichte, und die ſchauerliche Mitternachtſtunde machte dieſen Anblick recht feierlich. Von ungefähr hob die Neuverlobte die Augen auf, ihr Blick traf auf die Bildſäule oben auf dem Dom des Grabmals. Da kams ihr vor, als wenn der kalte Marmor Leben und Wärme empfing wie das Meiſterſtück Pygmalions, welches der Enthuſiasmus des Künſtlers beſeelte. Das Standbild ſchien ſich zu regen, es erhob die rechte Hand und bildete den Ausdruck einer Warnung oder Drohung vor. Ein banger Schauer durchbebte das Herz der Bundbrüchigen bei dieſem Wundergeſicht, ſie ſchreckte zurück, tat einen lauten Schrei und verbarg ihr Haupt in des Ritters Buſen. Irwin beſtürzte, wußte nicht, was dieſe ängſtliche Gebärdung veranlaßte. „Woher das Zagen und Beben Eurer zarten Glieder, geliebte Gräfin?“ redete er ſie an; „fürchtet nichts, Ihr ſeid in meinen Armen, die Euch für aller Gefahr ſchützen, ſolange dieſes Herz in meinem Buſen ſchlägt.“ — „Ach Irwin, trauter Ritter,“ liſpelte die Erſchrockene mit zagender Stimme,

„ſehet Ihr nicht, wie das Standbild auf dem Grabmal fürchterlich winket und mit aufgehobener Rechte mich bedroht? Hinweg von dieſem grauſenvollen Orte, wo mich Schrecken des Todes umringen!“ Dem verliebten Ritter kam dieſe Viſion jetzt ſehr ungelegen, darum bemühete er ſich, ſolche alsbald wegzuräſonnieren. „Iſts nichts mehr als dieſes Gaukelſpiel der Phantaſie,“ ſprach er, „was Euch beunruhiget, ſo laſſet Euren Kummer ſchwinden. Ein ſchwankender Schatten der hohen Ulme, welche ein Lüftchen gebeuget, und der bleiche Strahl des einfallenden Mondenlichtes hat Euer Auge getäuſchet, und aus dieſer Miſchung des Schatten und Lichtes hat Eure ſchöpferiſche Imagination ein Schreckbild zuſammengebauet, welches der melancholiſche Eindruck der Mitternachtſtunde vollendet hat.“ — „Mit nichten!“ verſetzte die Gräfin; „mein Auge hat mich nicht betrogen, die Bildſäule hat ſich gereget und mich bedräuet, meiner Gelübde eingedenk zu ſein. Ach Irwin, lieber Irwin! ich kann und darf die deinige nicht werden!“ Dieſe Rede fiel wie ein erſtickender Schwaden auf Irwins Herz, benahm ihm Leben und Atem, und das Wort erſtarb auf ſeiner Zunge. Er ſimulierte die ganze Nacht, wie er der ſchönen Jutta den chimäriſchen Gedanken entreißen möchte, und da er mit ſeinem Sinnen und Forſchen nicht fand, was er ſuchte, ſaß er früh auf und ritt zum klugen Manne, dem weiſen Probſt zu Eldagſen, ſich dieſes kritiſchen Umſtands halber Rats zu erholen, denn er wußte ſelbſt eigentlich nicht, was er von der ſonderbaren Viſion, auf deren Zuverläſſigkeit die Gräfin beharrete, denken ſollte. Er trug ihm ſein bängliches Anliegen vor, und der Probſt, als der hellſte Kopf ſeiner Zeit, urteilte davon gar vernünftig, daß die Erſcheinung nichts als Betrug der Sinnen ſei, machte ſich auf und zog mit nach Hallermünd zur Gräfin, ſie zufrieden zu ſtellen. „Kümmert Euch nicht, edle Frau, um die Toten,“ ſagt' er ihr, „die Toten

kümmern ſich ja auch nicht um die Lebendigen. Mit dem Tode hört alle Verbindung auf, welche die Liebe auf Erden geſchloſſen hat. Ich bin gewiß, wenn anders Euer Gemahl aus den Fenſtern des Himmels auf Euch herabſchauen kann, daß es ihn freuen wird, die Tränen Eurer Zärtlichkeit verſiegt zu ſehen, er wird ſogar die Wahl Eures Herzens billigen und Euer Bündnis ſegnen.“ Dieſe Hypotheſe eines ſo aufgeklärten Kopfes über die Denkungsart der Verklärten verſchlang das Ideal der zärtlichen Schwärmerei ſo ſchnell und leicht wie eine der magern Kühe des Pharao eine von den fetten. Die unterbrochenen Zubereitungen zum Beilager erhielten wieder ihren Fortgang, und noch an dem nämlichen Tage wurde das Brautkleid gewählt und in Arbeit genommen.

Gleichwohl verbreitete ſich das Gerücht immer mehr, es gehe bei dem Monument nicht mit rechten Dingen zu, das Heiligtum der Liebenden würde durch mancherlei Spukereien entweihet. Manch zärtlich Paar, das ſich dort eine geheime Zuſammenkunft gab, wurde von paniſchem Schrecken befallen und verſcheucht. Es rauſchte im Gebüſche, es toſete in der Halle, zuweilen hüpfte ein blaues Flämmlein zwiſchen den dichtbelaubten Tränenweiden gleich einem Irrlicht hin und her, und oft wandelte ein langer weißer Schatten um das Monument herum. Eine Bande Harfner und Minneſinger, die gekommen waren, das Lied der Liebestreue nach Gewohnheit ertönen zu laſſen, wurde mit einem nachdrücklichen Steinhagel bewillkommt und in die Flucht getrieben, und eine helle Feuerflamme brach aus der Grotte hervor, als wenn ein Vulkan ſeinen fürchterlichen Schlund darunter eröffnet hätte, der einen glühenden Lavaſtrom ausgoß. Ganz Hallermünd wußte von dieſen Spukgeſchichten zu erzählen, aber bei Hofe hatte die Starkgeiſterei auf einmal ſo überhand genommen, daß man dieſe Sagen für eitel Geſchwätz und Märchen hielt. Die Höflinge trieben nur ihren Spott

damit oder, wenn ſie offenbare Tatſachen geradezu nicht leugnen konnten, vernünftelten ſie doch alles aus natürlichen Urſachen herbei, obgleich keiner es wagte, nach Sonnenuntergang in den ſchauervollen Luſtgarten einen Fuß zu ſetzen.

Der Tag, der zur Vermählung angeſetzt war, brach nun heran, es war einer der längſten des Sommers, demungeachtet reichte er kaum zu, die Braut mit alle den köſtlichen Reizen zu ſchmücken, welche an Hoffeſten die Eurhythmie der ſchönen einfachen Natur zu verdrängen pflegen. Die nächtlichen Schatten bedeckten bereits Täler und Wälder, und tauſend flimmernde Wachskerzen beleuchteten das Schloß, da die ſchöngeſchmückte Jutta, mit allem Pracht der Üppigkeit belaſtet, hervorging, um ſich von dem entzückten Irwin an den Altar zur Trau führen zu laſſen, wo der dienſtfertige Probſt zu Eldagſen in pontificalibus ihrer ſchon lange wartete. Die hohe Burg ertönte von lautem Freudengetümmel, denn die Gräfin war bedacht geweſen, durch reiche Spenden ſich von ihrem Hofgeſinde eitel freundliche Geſichter zu erkaufen, um in keiner Miene einen Vorwurf über die zweite Heurat zu leſen. Der ſtolze Brautzug wälzete ſich langſam feierlich über den mit Blumen beſtreuten Schloßhof zur Kapelle hin. Aber hoch auf dem Dache derſelben ſaß eine ächzende Wehklage und wimmerte ihren Unglücksruf aus hohler Kehle hervor. Die Hofhunde erhoben dazu ein fürchterliches Geheul, und die nachbarliche Eule antwortete dieſer grauſenden Intonation aus dem düſtern Winkel eines alten Turms. Da winkte der Hochzeiter den Pfeifern, daß ſie vom Söller mit Zinken und Poſaunen bliesen, damit die Gräfin nicht das Miaulen der Wehklage und das kreuſchende Eulengeſchrei vernehmen möchte.

Die Trauung wurde nach den Verordnungen der heiligen Kirche vollzogen; aber o Wunder! auf dem Rückwege vom Altar nach dem Speiſeſaal verloſch plötzlich die hochzeitliche

Fackel, mit welcher der Silberpage als Hymenäus den Neu-
vermählten vorleuchtete, über welches sonderbare Ereignis die
Schwachen mancherlei sorgsame Spekulationen zu äußern

ſich nicht entbrechen konnten, obgleich die Starken nicht ermangelten, alles aus natürlichen Urſachen zu erklären.

Bis zur ſchauerlichen Mitternachtſtunde wurde in aller Fröhlichkeit bankettieret. Kaum aber hatte der Schloßwächter die zwölfte Stunde abgerufen, ſo erhob ſich plötzlich im Schloſſe ein fürchterliches Getöſe, gleich dem Brauſen eines heftigen Windes; es raſſelte an den Fenſtern, die Mauern und Wände erbebten, daß die Gläſer auf der Tafel klirreten, die Balken krachten, es ſchlug mit den Türen auf und zu. Die Wachskerzen brannten ſo dunkel als Totenlichter, dagegen erhellete ein ungewöhnlicher Schimmer wie eine ſchnellauflodernde Flamme das Vorgemach, welches alle, die zur Tafel ſaßen, in Schrecken und Verwunderung ſetzte. Alle Gäſte ſaßen da in ſtummer Beſtürzung und keiner hatte das Herz, dieſes ungewöhnliche Meteor aus natürlichen Urſachen zu erklären.

Plötzlich erhob die Gräfin ihre Stimme und rief mit ängſtlicher Gebärde: „Hilf Gott, welch ein Geſicht! Ach, mein Gemahl der Graf kommt, ſich zu rächen!“ Als ſie das geſagt hatte, ſank ſie auf den Stuhl zurück, ſchloß die ſchönen Augen zu und gab kein Zeichen des Lebens mehr von ſich. Groß war das Herzeleid in Hallermünd, da die Trauer ſo ſchnell mit der hochzeitlichen Freude wechſelte. Ritter Irwin ſtund wie verſteint vor Beſtürzung da, unbewegſamer als das marmorne Standbild auf dem Monumente. Die Ärzte wurden herbeigerufen, die Erblaßte wieder ins Leben zu bringen, aber ihre Kunſt und Mühe war vergebens. Denn obgleich der entſeelte Körper vierundzwanzig Stunden lang ſeine natürliche Wärme behielt, wie es geſchehen ſoll bei denen, die in einer Verzückung geſtorben, vom Alp erdrückt oder von einem Geſpenſte ſind erwürget worden: ſo war die Seele doch bereits entflohen und auf dem Wege nach der Ewigkeit. Die Kunſt der Ärzte begnügte ſich, den ſchönen

Leichnam der Verweſung zu entreißen, den ſie auf's fleißigſte einbalſamierten, und inſonderheit das Herz, das ſie in der Urne unter der Halle des Grabmahls verwahrten. Und ſo wurden die Herzen, die im Leben untrennbare Einigung ſich gelobt hatten, im Tode dennoch miteinander vereinbaret. Ob aber die Seelen in jener Welt den auf Erden zerrütteten Liebesbund erneuert und ſich wieder ſo vereinbaret haben als ihre Herzen in der Urne, davon iſt bis jetzt noch keine authentiſche Nachricht in dieſe Unterwelt gelanget.

Die Entführung

Eine Anekdote

Am Wässerlein Lockwitz im Vogtlande, auf der thüringischen Grenze, ist gelegen das Schloß Lauenstein*, welches vorzeiten ein Nonnenkloster war, das im Hussitenkriege zerstöret wurde. Die geistliche Domäne ging, als ein verlassenes Eigentum, in der Folge wieder an den weltlichen Arm über und wurde von dem Grafen von Orlamünda, als damaligen Grundherrn, an einen Lehnsmann ausgetan, der auf den Ruinen des Klosters

* Es führen mehrere Orte diesen Namen, z. B. ein altes Schloß und Städtlein im Erzgebürgischen Kreis, ein Städtchen in Unterkärnten und ein Bergschloß und Flecken im Hannöverschen, vielleicht noch andere.

ſich ein Schloß erbauete und dem wohlerworbenen Eigentum entweder ſeinen Namen gab, oder dieſen davon bekam: er hieß der Junker von Lauenſtein. Es veroffenbarte ſich aber gar bald, daß geiſtliches Gut in der profanen Hand der Laien nicht gedeihet, und daß ein ſolcher ſtiller Kirchenraub auf eine oder die andere Art geahndet wird.

Die Gebeine der heiligen Nonnen, die ſchon Jahrhunderte lang in dem düſtern Begräbnisgewölbe im ſtillen Frieden ruheten, konnten die Entweihung ihres Heiligtums nicht gleichgültig ertragen. Die morſchen Totenknochen wurden rege, raſſelten und rauſchten zur Nachtzeit aus der Tiefe herauf und erhoben ein furchtbares Getöſe und Gepolter im Kreuzgange, der noch unverſehrt geblieben war. Oft zog eine Prozeſſion von Nonnen mit feierlichem Gepränge im Schloßhof herum, ſie wallfahrteten durch die Gemächer, ſchlugen Türen auf und Türen zu, wodurch der Eigentümer in ſeinen vier Pfählen verunruhiget und aus dem Schlafe geſtöret wurde. Oft toſeten ſie im Geſindeſöller oder in den Ställen, erſchreckten die Mägde, zwickten und zwackten ſie bald dort, bald da, quälten das Vieh, den Kühen verſiegte die Milch, die Pferde ſchnoben, bäumten ſich auf und zerſchlugen die Standbäume.

Bei dieſem Unfug der frommen Schweſtern und ihren unabläſſigen Plackereien verkümmerten Menſchen und Tiere und verloren allen Mut, vom geſtrengen Junker an bis auf den grimmigen Bullenbeißer. Der Gutsherr ſcheuete keine Koſten, dieſer tumultuariſchen Hausgenoſſenſchaft durch die berühmteſten Geiſterbanner Friede gebieten und ewiges Stillſchweigen auferlegen zu laſſen. Doch der kräftigſte Segen, vor welchem das ganze Reich des Belials zitterte und der Sprengwedel, mit Weihwaſſer getränkt, der unter den böſen Geiſtern ſonſt aufräumte, wie die Fliegenklappe unter den Stubenfliegen, vermochte lange Zeit nichts gegen die Hartnäckigkeit

der geſpenſtiſchen Amazonen, die ihre Anſprüche auf den Grund und Boden ihres vormaligen Eigentums ſo ſtandhaft verteidigten, daß die Exorziſten mit der heiligen Gerätſchaft der Reliquien bisweilen die Flucht ergreifen und das Feld räumen mußten.

Einem Gaßner ſeines Jahrhunderts, der im Lande herumzog, Hexen auszuſpähen, Kobolde zu fahen und die Beſeſſenen von dem Raupengeſchmeiß der böſen Geiſter zu ſäubern, wars aufbehalten, die geiſtlichen Nachtſchwärmerinnen endlich zum Gehorſam zu bringen und ſie wieder in ihre dunkle Totenkammer einzuſperren, wo ſie Erlaubnis erhielten, ihre Schädel hin- und herzurollen und mit ihren Knochen zu klappern und zu poltern, ſo viel ſie wollten. Alles war nun ruhig im Schloſſe, die Nonnen ſchliefen wieder ihren ſtillen Totenſchlaf; aber nach ſieben Jahren hatte ein unruhiger Schweſtergeiſt ſchon wieder ausgeſchlafen, ließ ſich zur Nachtzeit ſehen und trieb eine Zeit lang das vorige Spiel, bis er ermüdete, ſieben Jahre ruhete, dann wieder Beſuch in der Oberwelt gab und das Schloß revidierte. Mit der Zeit gewöhnten ſich die Einwohner an die Erſcheinung des Geſpenſtes, und wenn die Zeit kam, daß ſich die Nonne blicken ließ, wahrte ſich das Hofgeſinde, zur Abendzeit den Kreuzgang zu betreten oder aus der Kammer zu gehen.

Nach Ableben des erſten Beſitznehmers fiel das Lehen an ſeine aus rechtmäßigem Ehebett erzielte Deszendenz, und es fehlte nie ein männlicher Erbe, bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo der letzte Zweig des Lauenſteiniſchen Geſchlechtes blühete, bei welchem die Natur ihre Kräfte erſchöpft zu haben ſchien, um ihn zur Exiſtenz zu bringen. Sie war mit dem Stoffe zur Anlage ſeines Körpers ſo verſchwenderiſch umgegangen, daß in der Periode, wo dieſer zur höchſten Vollkommenheit gediehen war, die Maſſe des geſtrengen Junkers beinahe an das Gewicht des berühmten

Schmerbauchs Franz Finatzi* in Preßburg reichte und ſeine Korpulenz nur einige Zoll weniger maß als des wohlgemäſteten Holſteiners, Paul Butterbrod genannt, der ſich den Pariſer Damen unlängſt zur Schau ausgeſtellet hat, die ſeine prallen Schenkel und Arme mit ſo großem Wohlgefallen betaſteten. Indeſſen war Junker Siegmund vor ſeiner Kürbisepoke ein ganz ſtattlicher Mann, der auf ſeiner Hufe in gutem Wohlſtand lebte, den von ſparſamen Vätern ererbten Nachlaß nicht ſchmälerte, aber doch zum frohen Lebensgenuß

gebrauchte. Er hatte, ſobald ihm der Vorfahr Platz machte und den Beſitz von Lauenſtein überließ, nach dem Beiſpiel aller ſeiner Ahnherren ſich vermählt, war allen Ernſtes auf die Fortpflanzung des adlichen Geſchlechts bedacht und erzielte mit ſeiner Gemahlin glücklich eine eheliche Erſtlingsfrucht; aber das Kind war ein wohlgeſtaltes Fräulein, und dabei hatte es auch mit der Propagation ſein Bewenden. Die allzuſorgſame Pflege des gefälligen Weibes ſchlug bei dem nahrhaften Eheherrn dergeſtalt an, daß alle Hoffnung des nachfolgenden Kinderſegens in ſeinem Fett erſtickte. Der häuslichen Mutter, welche gleich vom Anfang der Ehe das

* Dieſer Ehrenmann, den keine Sorgen der Nahrung drückten, wog im 56. Jahre ſeines Alters 488 Pfund Fleiſchergewicht.

Hausregiment allein führte, fiel auch die Erziehung der Tochter anheim. Je mehr Papa Bauch wurde, desto unwirksamer wurde sein Seele, und endlich nahm er von keinem Dinge in der Welt mehr Notiz, das nicht gebraten oder gesotten war.

Fräulein Emilie war bei dem Gewirr von ökonomischen Geschäften größtenteils der treuen Pflege der Mutter Natur überlassen und befand sich dabei nicht übel. Die verborgene Kunstmeisterin, die nicht gern ihre Reputation aufs Spiel setzt und einen Irrtum, den sie sich hat zu Schulden kommen lassen, gemeiniglich durch ein Meisterstück ersetzt, hatte die Körpermasse und die Talente des Geistes bei der Tochter nach richtigern Verhältnissen abgemessen als bei dem Vater: sie war schön und hatte Verstand. In dem Maße, wie die Reize des jungen Fräuleins aufzublühen begannen, stimmten sich die Absichten der Mutter höher hinauf, durch sie den Glanz des verlöschenden Geschlechtes noch recht zu erheben. Die Dame besaß einen stillen Stolz, der ihr im gemeinen Leben doch nicht abzumerken war; außer darin, daß sie streng über die Ahnentafel hielt und solche als den ehrwürdigsten Schmuck ihres Hauses ansah. Im ganzen Vogtlande war, außer den Herren Reussen, kein Geschlecht ihr alt und edel gnug, in welches sie die letzte Blüte des Lauensteinischen Stammes verpflanzt zu sehen wünschte, und so sehr sichs die jungen Herren in der Nachbarschaft angelegen sein ließen, die schöne Beute zu erhaschen, so geschickt wußte die schlaue Mutter diese Absichten zu vereiteln. Sie bewachte das Herz des Fräuleins so sorgfältig, wie ein Mautner den Schlagbaum, daß keine konterbande Ware einschleichen möchte, verwarf alle Spekulationen wohlmeinender Basen und Tanten, die auf Ehestiftung zielten, und tat mit dem Fräulein Tochter so hehr, daß sich kein Junker an sie wagte.

Solange das Herz eines Mädchens noch Lehre annimmt,

iſt es einem Nachen zu vergleichen auf ſpiegelgleicher See, der ſich ſteuren läßt, wohin das Ruder ihn führet; aber wenn der Wind ſich erhebt und die Wellen das leichte Fahrzeug ſchaukeln, gehorcht es nicht mehr dem Ruder, ſondern folgt dem Strome des Windes und der Wellen. Die lenkſame Emilie ließ ſich an dem mütterlichen Gängelbande willig auf dem Pfade des Stolzes leiten; ihr noch unbefangnes Herz war jedes Eindrucks fähig. Sie erwartete einen Prinzen oder Grafen, der ihren Reizen huldigen würde, und alle minder hochgeborne Paladins, welche ihr den Hof machten, wies ſie mit kaltem Sprödſinn zurück. Ehe ſich indeſſen ein ſtandesmäßiger Anbeter für die Lauenſteiner Grazie einfand, trat ein Umſtand ein, welcher das mütterliche Heuratsſyſtem merklich verrückte und bewirkte, daß alle Fürſten und Grafen des römiſchen Reiches deutſcher Nation zu ſpät würden gekommen ſein, um des Fräuleins Herz zu werben.

In den Unruhen des dreißigjährigen Krieges bezog das Heer des wackern Wallenſteins in den Gegenden des Vogtlandes die Winterquartiere. Junker Siegmund bekam viel ungebetene Gäſte, die im Schloſſe mehr Unfug trieben, als vor Zeiten die geſpenſtiſchen Nachtwandlerinnen. Ob ſie gleich weniger Eigentumsrecht daran behaupteten als dieſe, ſo ließen ſie ſich doch durch keinen Geiſterbanner wegexorziſieren. Die Gutsherrſchaft ſahe ſich gezwungen, zu dieſem böſen Spiel gute Miene zu machen, und um die gebietenden Herren bei Laune zu erhalten, daß ſie gute Mannszucht hielten, wurde ihnen reichlich aufgeſchüſſelt. Gaſtmahle und Bälle wechſelten ohn Unterlaß. Bei jenen präſidierte die Frau, bei dieſen die Tochter vom Hauſe. Dieſe ſplendide Ausübung des Gaſtrechts machte die rauhen Krieger gar geſchmeidig, ſie ehrten das Haus, das ſie ſo wohl nährte, und Wirt und Gäſte waren mit einander zufrieden. Unter dieſen Kriegsgöttern befand ſich mancher junge Held, der dem hinkenden Vulkan ſeine

lüſterne Betthälfte hätte untreu machen können; einer aber verdunkelte ſie doch alle.

Ein junger Offizier, der ſchöne Fritz genannt, hatte das Anſehen eines behelmten Liebesgottes, er verband mit einer glücklichen Bildung ein ſehr einnehmendes Betragen, war ſanft, beſcheiden, gefällig, dabei aufgeweckten Geiſtes und ein flinker Tänzer. Noch nie hatte ein Mann auf Emiliens Herz Eindruck gemacht, nur dieſer erregte in ihrem jungfräulichen Buſen ein unbekanntes Gefühl, das ihre Seele mit einem unnennbaren Wohlbehagen erfüllete. Das einzige, was ſie Wunder nahm, war, daß der reizende Adonis nicht der ſchöne Graf oder der ſchöne Prinz, ſondern nur ſchlechtweg der ſchöne Fritz genennet wurde. Sie befragte gelegentlich bei näherer Bekanntſchaft einen und den andern ſeiner Kriegskameraden um den Geſchlechtsnamen des jungen Mannes und um ſeine Abkunft; aber niemand konnte ihr darüber einiges Licht erteilen. Alle lobten den ſchönen Fritz als einen wackern Mann, der den Dienſt verſtünde und den liebenswürdigſten Charakter beſitze: mit ſeiner Ahnentafel ſchiens indeſſen nicht gar richtig zu ſein, es gab darüber ſo mancherlei Varianten als über die eigentliche Abkunft und den wahren Ehrenſtand des wohlbekannten und dennoch rätſelhaften Grafen von Caglioſtro, der bald für den Abkömmling eines Maltheſiſchen Großmeiſters und mütterlicher Seite für den Neffen des Großherrn, bald für den Sohn eines neapolitaniſchen Kutſchers, bald für den leiblichen Bruder des Zannowichs, angeblichen Prinzen von Albanien und, ſeinem äußern Beruf nach, bald für einen Wundertäter, bald für einen Perrückenmacher ausgegeben wird. Darinne kamen alle Ausſagen überein, daß der ſchöne Fritz von der Pike an ſich bis zum Rittmeiſter heraufgedienet habe und wenn ihn das Glück ferner begünſtige, werde er ſich mit rapidem Fortſchritt zu den glänzendſten Poſten bei der Armee aufſchwingen.

Die geheime Nachfrage der wißbegierigen Emilie blieb ihm unverborgen, seine Freunde glaubten, ihm mit dieser Avise zu schmeicheln und begleiteten solche mit allerlei günstigen Vermutungen. Er deutete aus Bescheidenheit ihr Vorgeben auf Schimpf und Scherz; im Herzen wars ihm gleichwohl lieb, zu vernehmen, daß das Fräulein von ihm Erkundigung eingezogen hatte. Denn gleich der erste Anblick derselben hatte ihn mit dem Entzücken überrascht, welches der Vorläufer der Liebe zu sein pfleget.

Kein Sprachidiom besitzt solche Energie und ist zugleich verständlicher und bestimmter als das Gefühl süßer Sympathien, und durch deren Wirkung geht der Fortschritt von der ersten Bekanntschaft bis zur Liebe gemeiniglich ungleich schneller vonstatten als der von der Pike bis zur Schärpe. Es kam zwar nicht so eilig zu einer mündlichen Erklärung; aber beide Teile wußten ihre Gesinnungen einander mitzuteilen, sie verstunden einander; ihre Blicke begegneten sich auf halbem Wege und sagten sich, was die scheue Liebe zu entdecken wagt. Die fahrlässige Mutter hatte bei der Unruhe im Hause die Wache vor dem Herzpförtlein der geliebten Tochter gerade zu unrechter Zeit eingezogen, und da dieser wichtige Posten unbesetzt war, so ersah der listige Schleichhändler Amor seine Gelegenheit, sich im Zwielichten unbemerkt hineinzustehlen. Wie er sich einmal in Possess gesetzt hatte, gab er dem Fräulein ganz andre Lehren als Mama. Er, der abgesagte Feind von aller Zeremonie, benahm gleich anfangs seiner folgsamen Schülerin das Vorurteil, Geburt und Rang müßten bei der süßesten der Leidenschaften mit in Anschlag kommen, und die Liebenden ließen sich unter ein tabellarisches Verzeichnis bringen und nach solchem klassifizieren wie die Käferlein und das Gewürm einer leblosen Insektensammlung. Der frostige Ahnenstolz schmolz so schnell in ihrer Seele wie die bizarren Blumenranken an einer ge-

frornen Fenſterſcheibe, wenn die Strahlen der lieblichen Sonne die Atmoſphäre erwärmen. Emilie erließ ihrem Geliebten Stammbaum und Adelsbrief und trieb ihre politiſche Ketzerei ſo weit, daß ſie die Meinung hegte, die wohlhergebrachten Vorrechte der Geburt wären in Abſicht auf Liebe das unleidlichſte Joch, welches ſich die menſchliche Freiheit habe aufbürden laſſen.

Der ſchöne Fritz betete das Fräulein an, und da er aus allen Umſtänden wahrnahm, daß ihn das Minneglück nicht minder als das Kriegsglück begünſtige, zögerte er nicht, bei erſter Gelegenheit, die ſich darbot, ihr ohne Scheu die Lage ſeines Herzens zu offenbaren. Sie nahm das Geſtändnis ſeiner Liebe mit Erröten, aber nichtsdeſtoweniger mit innigem Vergnügen an, und die trauten Seelen einigten ſich durch das wechſelſeitige Gelübde unverbrüchlicher Treue. Sie waren nun glücklich für den gegenwärtigen Augenblick und ſchauderten zurück vor dem zukünftigen. Die Wiederkehr des Lenzes rief die Heldenſchar wieder unters Zelt. Die Heere zogen ſich zuſammen, und der traurige Termin, wo die Liebenden voneinander ſcheiden ſollten, ſtund nahe bevor. Nun kams zu ernſtlichen Konſultationen, wie ſie den Bund der Liebe auf legale Art beſtätigen möchten, daß nichts als der Tod ſie wieder ſcheiden könnte. Das Fräulein hatte ihrem Verlobten die Geſinnungen der Mutter über den Punkt einer Vermählung offenbaret, und es war nicht zu vermuten, daß die ſtolze Frau von ihrem Lieblingsſyſtem zugunſten einer Affektionsheurat nur ein Haar breit abweichen würde.

Hundert Anſchläge wurden gefaßt, ſolches zu untergraben und alle wieder verworfen, es taten ſich bei jedem unabſehliche Schwürigkeiten hervor, die an einem glücklichen Erfolg zweifeln ließen. Da indeſſen der junge Kriegsmann ſeine Geliebte entſchloſſen fand, jeden Weg, der zur Erreichung ihrer Wünſche führte, einzuſchlagen, ſo proponierte er ihr eine

Entführung, den ſicherſten Fund, welchen die Liebe erdacht hat und welcher ihr ſchon unzähligmal gelungen iſt und noch oft gelingen wird, den Eltern das Konzept zu verrücken und ihren ſtörriſchen Eigenſinn zu überwinden. Das Fräulein bedachte ſich ein wenig und willigte ein. Nur war eins noch zu bedenken, wie ſie aus dem wohlvermauerten und verbollwerkten Schloſſe entkommen werde, um ſich dem willkommenen Räuber in die Arme zu werfen; denn ſie wußte wohl, daß die Wachſamkeit der Mutter, ſobald die Wallenſteiniſche Beſatzung würde ausmarſchieret ſein, wieder den vorigen Poſten beſetzen, jeden ihrer Schritte beobachten und ſie nicht aus den Augen laſſen werde. Allein die erfindſame Liebe ſiegt über jede Schwürigkeit. Es war dem Fräulein bekannt, daß auf Allerſeelentag im nächſten Herbſt die Zeit bevorſtünde, wo der alten Sage nach die geſpenſtiſche Nonne nach Ablauf von ſieben Jahren ſich im Schloſſe würde ſehen laſſen, die Furcht aller Inwohner desſelben vor dieſer Erſcheinung war ihr gleichfalls bewußt, daher geriet ſie auf den dreuſten Einfall, diesmal die Rolle des Geſpenſtes zu übernehmen, eine Nonnenkleidung im Geheim für ſich in Bereitſchaft zu halten und unter dieſem Inkognito zu entfliehen.

Der ſchöne Fritz war entzückt über dieſe wohlausgedachte Erfindung und klopfte vor Freuden in die Hände. Ob es wohl zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges mit der Starkgeiſterei noch zu früh am Tage war, ſo war der junge Kriegsheld doch gnug Philoſoph, die Exiſtenz der Geſpenſter zu bezweifeln oder doch wenigſtens an ihren Ort zu ſtellen, ohne darüber zu grübeln. Nachdem alles verabredet war, ſchwang er ſich in den Sattel, befahl ſich in den Schutz der Liebe und zog an der Spitze ſeines Geſchwaders davon. Der Feldzug lief für ihn glücklich ab, ob er gleich allen Gefahren trotzte: es ſchien, daß die Liebe ſeine Bitte erhört und ihn unter ihre Protektion genommen hatte.

Unterdeſſen lebte Fräulein Emilie zwiſchen Furcht und Hoffnung, ſie zitterte für das Leben ihres getreuen Amadis und legte ſich fleißig auf Kundſchaft, wie es den Wintergäſten im Felde ergehe. Jedes Gerücht von einem Scharmützel ſetzte ſie in Schrecken und Bekümmernis, welches die Mutter für einen Beweis ihres guten, empfindſamen Herzens erklärte, ohne daraus einen Arg zu haben. Der Kriegsmann verabſäumte nicht, ſeinem Liebchen von Zeit zu Zeit durch geheime Briefe, welche durch den Kanal einer getreuen Zofe an ſie gelangten, ſelbſt von ſeinen Schickſalen Nachricht zu erteilen, und pflegte durch eben dieſen Weg von ihr wieder Botſchaft zu empfangen. Sobald der Feldzug geendiget war, ſetzte er alles zu der vorhabenden geheimen Expedition in Bereitſchaft, kaufte vier Mohrenköpfe zu einem Poſtzug und eine Jagdchaiſe, ſahe fleißig in den Kalender, um den Tag, wo er ſich an dem verabredeten Orte in einem Luſtwäldchen beim Schloſſe Lauenſtein einfinden ſollte, nicht zu verfehlen.

Am Tage Allerſeelen rüſtete ſich das Fräulein unter dem Beiſtande der getreuen Zofe, ihren Plan auszuführen, ſchützte eine kleine Unpäßlichkeit vor, begab ſich zeitig auf ihr Zimmer und verwandelte ſich daſelbſt in den niedlichſten Poltergeiſt, der jemals auf Erden geſpukt hat. Die weilenden Abendſtunden dehnten ſich, ihrer Empfindung nach, über die Gebühr; jeder Augenblick vermehrte das Verlangen, ihr Abenteuer zu beſtehen. Indes beleuchtete die verſchwiegene Freundin der Liebenden, die blanke Luna, mit ihrem falben Schimmer das Schloß Lauenſtein, in welchem ſich das Geräuſch des geſchäftigen Tages nun allgemach in eine feierliche Stille verlor. Es war niemand mehr im Schloſſe wach als die Ausgeberin, welche in ſchweren Ziffern noch bei ſpäter Nacht an der Küchenrechnung kalkulierte, der Kapaunenſtopfer, der zum Frühſtück für den Hausherrn ein halb Schock Lerchen zu rupfen hatte, der Türhüter, der zugleich das Amt eines

Nachtwächters verſah und die Stunden abrief, und Hektor, der wachſame Hofhund, welcher den aufgehenden Mond mit ſeinem Gebell begrüßte.

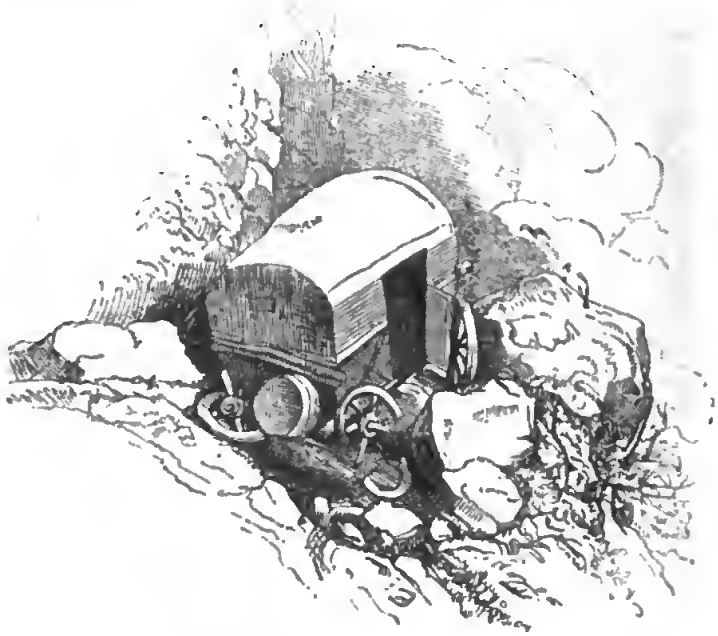
Wie die Mitternachtſtunde ertönte, begab ſich die dreuſte Emilie auf den Weg, ſie hatte einen Kapital ſich zu verſchaffen gewußt, der alle Türen ſchloß, ſchlich leiſe die Treppen hinunter durch den Kreuzgang, wo ſie in der Küche noch Licht erblickte. Deshalb raſſelte ſie mit einem Schlüſſelbunde aus allen Kräften, warf alle Kamintüren mit Getöſe zu, öffnete das Haus und das Pförtlein am Tor ohne Anſtoß; denn ſobald die vier wachenden Hausgenoſſen im Schloſſe das ungewohnte Geräuſch vernahmen, wähnten ſie die Ankunft der toſenden Nonne. Der Hühnerrupfer fuhr vor Schrecken in einen Küchenſchrank, die Ausgeberin ins Bette, der Hund ins Häuslein, der Türhüter zu ſeinem Weibe ins Stroh. Das Fräulein gelangte ins Freie und eilte nach dem Wäldchen, wo ſie ſchon in der Ferne den Wagen, mit flüchtigen Roſſen beſpannt, zu erblicken wähnte, der ihrer wartete. Allein da ſie näher kam, wars nur ein trüglicher Schatten der Bäume. Sie glaubte, durch dieſen Irrtum irregeführt, den Ort der Zuſammenkunft verfehlt zu haben, durchkreuzte alle Gänge des Luſtwäldchens von einem Ende bis zum andern, allein ihr Ritter nebſt ſeiner Equipage war nirgends zu finden. Sie beſtürzte über dieſen Zufall und wußte nicht, was ſie davon denken ſollte. Bei einem gegebenen Rendezvous nicht zu erſcheinen, iſt unter Liebenden ſchon ein ſchwer verpöntes Verbrechen, aber in dem gegenwärtigen Falle zu fehlen, war mehr als Hochverrat der Liebe. Die Sache war ihr unbegreiflich. Nachdem ſie bei einer Stunde lang vergeblich geharret hatte und ihr das Herz vor Froſt und Angſt bebte und bangte, hub ſie an bitterlich zu weinen und zu wehklagen: „Ach, der Treuloſe treibt frechen Spott mit mir, er liegt einer Buhlerin im Arm, dem er ſich nicht entreißen

kann, und hat meiner treuen Liebe vergeſſen.“ Dieſer Gedanke brachte ihr plötzlich die vergeſſene Ahnentafel wieder ins Gedächtnis, ſie war beſchämt, ſich ſo weit erniedriget zu haben, einen Mann ohne Namen und ohne edles Gefühl zu lieben. In dem Augenblicke, da der Taumel der Leidenſchaft ſie verließ, zog ſie die Vernunft zu Rate, um den getanen Fehlſchritt wieder gut zu machen, und dieſe treue Ratgeberin ſagte ihr, daß ſie wieder in das Schloß zurückkehren und den

Treubrüchigen vergeſſen ſollte. Das erſte tat ſie unverzüglich und gelangte zu großer Verwunderung der getreuen Zofe, der ſie alles entdeckte, ſicher und wohlbehalten in ihr Schlafgemach. Den zweiten Punkt aber nahm ſie ſich vor, bei mehrerer Muße in nochmalige Überlegung zu ziehen.

Der Mann ohne Namen war indeſſen nicht ſo ſtrafbar, als die zürnende Emilie glaubte. Er hatte nicht verfehlet, ſich pünktlich einzufinden. Sein Herz war voll Entzücken, und er harrete mit ungeduldiger Erwartung, die holde Liebesbeute in Empfang zu nehmen. Als die Mitternachtſtunde herannahete,

ſchlich er ſich nah ans Schloß und lauſchte, wenn das Pförtchen ſich auftun würde. Früher als er vermutete trat die geliebte Nonnengeſtalt daraus hervor. Er flog aus ſeinem Hinterhalte ihr entgegen, faßte ſie herzig in die Arme und ſprach: „Ich habe dich, ich halte dich, nie laß ich dich: fein Liebchen, du biſt mein, fein Liebchen, ich bin dein, du mein, ich dein mit Leib und Seele!“ Freudig trug er die reizende Bürde in den Wagen, und raſch gings fort über Stock und



Stein, bergauf, talein. Die Roſſe brauſten und ſchnoben, ſchüttelten die Mähne, wurden wild und gehorchten nicht mehr dem Stangengebiß. Ein Rad fuhr ab, ein harter Stoß ſchnellete den Kutſcher weit ins Feld, und über einen jähen Abſturz rollte wie eine Walze Roß und Wagen mit Mann und Maus in den tiefen Abgrund hin. Der zärtliche Held wußte nicht, wie ihm geſchah, ſein Leib war zerquetſcht, ſein Kopf zerſchellt, er verlor von dem harten Fall alle Beſonnenheit. Wie er wieder zu ſich kam, vermißte er die geliebte Reiſegeſellſchafterin. Er brachte den übrigen Teil der Nacht in dieſer unbehülflichen Lage zu und wurde von einigen Land-

leuten, die ihn am Morgen fanden, in das nächſte Dorf gebracht.

Schiff und Geſchirr waren verloren, die vier Mohrenköpfe hatten ſich den Hals abgeſtürzt; doch dieſer Verluſt kümmerte ihn wenig. Er war nur über das Schickſal ſeiner Emilie in der äußerſten Unruhe, ſchickte Leute auf alle Heerſtraßen, ſie auszukundſchaften, aber es war nichts von ihr in Erfahrung zu bringen. Die Mitternachtsſtunde ſetzte ihn erſt aus der

Verlegenheit. Wie die Glocke Zwölfe ſchlug, öffnete ſich die Türe, die verlorne Reiſegefährtin trat herein; doch nicht in Geſtalt der reizenden Emilie, ſondern der geſpenſtiſchen Nonne, als ein ſcheußliches Gerippe. Der ſchöne Fritz wurde mit Entſetzen gewahr, daß er ſich ſchlimm vergriffen hatte, ſchwitzte Todesſchweiß, hob an, ſich zu kreuzen und zu ſegnen und alle Stoßgebetlein zu intonieren, die ihm in der Angſt einfielen. Die Nonne kehrte ſich wenig daran, trat zu ihm ans Bett, ſtreichelte ihm mit eiskalter dürrer Hand die glühenden Wangen und ſprach: „Friedel, Friedel, ſchick dich drein, ich bin dein, du biſt mein mit Leib und Seele.“ Sie

quälte ihn wohl eine Seigerstunde lang mit ihrer Gegenwart, worauf sie wieder verschwand. Dieses platonische Minnespiel trieb sie forthin jede Nacht und folgte ihm bis ans Eichsfeld, wo er im Quartier lag.

Auch hier hatte er weder Ruh noch Rast vor der gespenstischen Liebschaft, grämte und härmte sich und verlor allen Mut, also daß ihm der große und kleine Stab des Regiments seine tiefe Melancholie abmerkte und alle biedere Kriegsleute groß Mitleid mit ihm trugen. Es war ihnen allen ein Rätsel, was der wackere Kompan für ein Anliegen habe, denn er scheute sich, das unglückliche Geheimnis ruchtbar werden zu lassen. Der schöne Fritz aber hatte einen Vertrauten unter seiner Kameradschaft, einen alten Wachtmeister-Lieutenant, der im Rufe war, daß er sei ein Meister in allen Schröpferskünsten, er besaß, sagte das Gerücht, das verlorne Kunstgeheimnis, sich feste zu machen, konnte Geister zitieren und hatte jeden Tag einen Freischuß. Dieser erfahrne Kriegsmann drang mit liebreichem Ungestüm in seinen Freund, ihm den heimlichen Kummer zu offenbaren, der ihn drücke. Der gequälte Märtyrer der Liebe, der des Lebens satt und müde war, konnte sich nicht entbrechen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit endlich auszubeichten. „Bruder, ists nicht mehr als das?" sprach der Geisterbanner lächelnd, „dieser Marter sollst du bald enthoben sein, folge mir in mein Quartier!" Es wurden viel geheimnisvolle Zubereitungen gemacht, viel Kreise und Charaktere auf die Erde gezeichnet, und auf des Meisters Ruf erschien in einem dunklen Gemach, das nur der trübe Schimmer einer magischen Lampe erhellete, der mitternächtliche Geist diesmal in der Mittagsstunde, wo ihm sein getriebner Unfug hart verwiesen und eine hohle Bachweide in einem einsamen Tal zum Aufenthalte eingeräumet wurde, mit dem Bedeuten, sich von Stund an in diesen Pathmus zu verfügen.

Der Geiſt verſchwand; jedoch in dem nämlichen Augenblick erhob ſich ein Sturm und Wirbelwind, daß die ganze Stadt darüber in Bewegung kam. Es iſt aber ein alter frommer Brauch daſelbſt, wenn ein großer Wind wehet, daß zwölf deputierte Bürger auffitzen, flugs in feierlicher Kavalkade durch die Straßen ziehen und ein Bußlied zu Pferde anſtimmen, den Wind wegzuſingen*. Sobald die zwölf geſtiefelten und wohlberittenen Apoſtel ausgeſendet waren, den Orkan zu ſchweigen, verſtummte ſeine heulende Stimme, und der Geiſt ließ ſich nimmer wieder ſehen. Der wackere Kriegsmann merkte wohl, daß es mit dieſem teufliſchen Affenſpiel auf ſeine arme Seele gemeint geweſen ſei, und war herzlich froh, daß ihn der Plagegeiſt verlaſſen hatte. Er zog wieder rüſtig mit dem gefürchteten Wallenſteiner zu Feld, ins ferne Pommerland, wo er, ohne Kundſchaft von der reizenden Emilie, drei Feldzüge tat und ſich ſo wohl verhielt, daß er beim Rückzug nach Böhmen ein Regiment anführte. Er nahm ſeinen Weg durchs Vogtland, und wie er das Schloß Lauenſtein in der Fern erblickte, klopfte ihm das Herz vor Unruh und Zweifelmut, ob ihm ſein Liebchen auch treu verblieben wäre. Er meldete ſich als ein altzugetaner Freund vom Hauſe an, ohne ſich näher zu erkennen zu geben; Tor und Tür wurden ihm, nach Gaſtrechtsbrauch, bald aufgetan. Ach! wie erſchrak Emilie, als ihr vermeinter Ungetreuer, der ſchöne Fritz, ins Zimmer trat! Freude und Zorn beſtürmten ihre ſanfte Seele, ſie konnte ſich nicht entſchließen, ihn eines freundlichen Anblicks zu würdigen; und doch koſtete ihr dieſer Bund mit ihren ſchönen Augen große Überwindung. Sie war drei Jahre lang und drüber fleißig mit ſich zu Rate gegangen, ob ſie den namenloſen Liebhaber, welchen ſie für treubrüchig hielt, vergeſſen wollte oder nicht, und eben darum hatte ſie

* Dieſe Windkavallade dauret noch in der namhaften Stadt bis auf dieſen Tag.

ihn keinen Augenblick aus den Gedanken verloren. Sein Bild umschwebte sie stets, und besonders schien der Traumgott sein großer Patron zu sein; denn die unzähligen Träume des Fräuleins von ihm seit seiner Abwesenheit schienen recht darauf angelegt, ihn zu entschuldigen oder zu verteidigen.

Der stattliche Oberste, dessen ehrwürdige Bestallung die strenge Aufsicht der Mutter etwas milderte, fand bald Gelegenheit, den scheinbaren Kaltsinn der geliebten Emilie unter vier Augen zu prüfen. Er offenbarte ihr das schauervolle

Abenteuer der Entführung, und sie gestund ihm mit aller Offenherzigkeit den peinlichen Verdacht, daß er den Eid der Treue gebrochen habe. Beide Liebende vereinigten sich, ihr Geheimnis etwas zu erweitern und Mama mit in den engen Zirkel ihrer Vertraulichkeit einzuschließen.

Die gute Dame wurde eben so sehr durch die Eröffnung der geheimen Herzensangelegenheit der schlauen Emilie überrascht, als durch die Mitteilung der Species Facti von der Entführung in Erstaunen gesetzt. Sie fand es billig, daß die

Liebe eine ſo harte Prüfung belohne, nur war ihr der Mann ohne Namen anſtößig. Als aber das Fräulein ſie belehrte, daß es ungleich vernünftiger ſei, einen Mann ohne Namen, als einen Namen ohne Mann zu heuraten, ſo wußte ſie gegen dieſes Argument nichts einzuwenden. Sie erteilte, weil eben kein Graf in ihrem Herzen im Hinterhalte lag und es mit den geheimen Traktaten unter den Kontrahenten ſchon ziemlich zur Reife gediehen zu ſein ſchien, ihre mütterliche Einwilligung. Der ſchöne Fritz umarmte die reizende Braut und vollzog ſeine Vermählung glücklich und ruhig, ohne daß ihm die geſpenſtiſche Nonne Einſpruch tat.

Die Bücher der Chronika der drei Schwestern

Ein reicher, reicher Graf vergeudete ſein Gut und Habe. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel; wer bei ihm einſprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Bankett, und alle Gäſte taumelten mit frohem

Mut von ihm hinweg. Er liebte Brettſpiel und Würfel; ſein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Heiducken in prächtiger Livree, und ſeine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch dieſen Aufwand zerrannen ſeine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der anderen, verkaufte ſeine Juwelen und Silbergeſchirr, entließ die Bedienten und erſchoß die Hunde; von ſeinem ganzen Eigentum blieb ihm nichts übrig als ein altes Waldſchloß, eine tugendſame Gemahlin und drei wunderſchöne Töchter. In dieſem Schloſſe hauſte er von aller Welt verlaſſen, die Gräfin verſah mit ihren Töchtern ſelbſt die Küche, und weil ſie allerſeits der Kochkunſt nicht kundig waren, wußten ſie nichts als Kartoffeln zu ſieden. Dieſe frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa ſo wenig, daß er grämlich und mißmütig wurde und in dem weiten, leeren Hauſe ſo lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände ſeinen Unmut widerhallten. An einem ſchönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen ſeinen Jagdſpieß, zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um ſich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu laſſen.

Von dieſem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer ſei; manchen Wanderer hatte es ſchon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böſe Gnomen erdroſſelt oder wilde Tiere zerriſſen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unſichtbaren Mächten, er ſtieg rüſtig über Berg und Tal und kroch durch Buſch und Dickicht, ohne eine Beute zu erhaſchen. Ermüdet ſetzte er ſich unter einen hohen Eichbaum, nahm einige geſottne Kartoffeln und ein wenig Salz aus der Jagdtaſche, um hier ſein Mittagsmahl zu halten. Von ungefähr hub er ſeine Augen auf, ſiehe da! ein grauſam wilder Bär ſchritt auf ihn zu. Der arme Graf erbebte über dieſen Anblick, entfliehen konnt er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüſtet. Zur Notwehr nahm er den Jägerſpieß in die Hand,

ſich damit zu verteidigen, ſo gut er konnte. Das Ungetüm kam nah heran; auf einmal ſtund's und brummte ihm vernehmlich dieſe Worte entgegen: „Räuber, plünderſt du meinen Honigbaum? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen!" — „Ach," bat der Graf, „ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüſtet nicht nach Eurem Honig, ich bin ein biedrer

Rittersmann. Seid Ihr bei Appetit, ſo nehmt mit Hausmannskoſt vorlieb und ſeid mein Gaſt." Hierauf tiſchte er dem Bären alle Kartoffeln in ſeinem Jagdhute auf. Dieſer aber verſchmähete des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: „Unglücklicher, um dieſen Preis löſeſt du dein Leben nicht; verheiß mir deine große Tochter Wulfild augenblicks zur Frau, wo nicht, ſo freß ich dich!" In der Angſt hätte der Graf dem veramorten Bären wohl alle drei Töchter verheißen und ſeine Gemahlin obendrein, wenn er ſie verlangt hätte;

denn Not kennt kein Geſetz. „Sie ſoll die Eure ſein, Herr Bär," ſprach der Graf, der anfing, ſich wieder zu erholen; doch ſetzte er trüglich hinzu: „unter dem Beding, daß Ihr nach Landes Brauch die Braut löſet und ſelber kommt, ſie heimzuführen." — „Topp," murmelte der Bär, „ſchlag ein," und reichte ihm die rauhe Tatze hin, „in ſieben Tagen löſe ich ſie mit einem Zentner Gold und führ mein Liebchen heim." — „Topp," ſprach der Graf, „ein Wort, ein Mann!" Darauf ſchieden ſie in Frieden auseinander, der Bär trabte ſeiner Höhle zu, der Graf ſäumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenſchimmer kraftlos und ermattet in ſeinem Waldſchloß an.

Zu wiſſen iſt, daß ein Bär, der wie ein Menſch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, ſondern ein bezauberter Bär ſei. Das merkte der Graf wohl, darum dachte er, den zottigen Eidam durch Liſt zu hintergehen und ſich in ſeiner feſten Burg ſo zu verpalliſadieren, daß es dem Bär unmöglich wär, hineinzukommen, wenn er auf den beſtimmten Termin die Braut abholen würde. Wenngleich einem Zauberbär, dacht er bei ſich, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen iſt, ſo iſt er doch gleichwohl ein Bär und hat übrigens alle Eigenſchaften eines natürlichen Bären. Er wird alſo doch wohl nicht fliegen können wie ein Vogel oder durchs Schlüſſelloch in ein verſchloſſenes Zimmer eingehen wie ein Nachtgeſpenſt, oder durch ein Nadelöhr ſchlüpfen. Den folgenden Tag berichtete er ſeiner Gemahlin und den Fräuleins das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entſetzen in Ohnmacht, als ſie hörte, daß ſie an einen ſcheußlichen Bären vermählt werden ſollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schweſtern bebten und bangten vor Wehmut und Entſetzen. Papa aber ging hinaus, beſchaute die Mauern und Graben ums Schloß her, unterſuchte, ob das eiſerne Tor ſchloß- und riegelfeſt ſei,

zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte und fand da ein Kämmerlein, hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte und schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sei das wilde Heer im Anzuge. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse, mit Reutern umringt, rollte übers Blachfeld daher ans Schloßtor. Alle Riegel schoben sich, das Tor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag, angetan mit Sammet und Silberstück, um seinen Hals hatte er eine goldne Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrecht stehen konnte; um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder trug, wär ein Herzogtum feil gewesen. Rasch wie Sturm und Wirbelwind flog er die Schneckentreppe im Turm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockne Braut herab.

Über dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgen-

ſchlummer, ſchob das Fenſter im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen und Ritter und Reiſige im Hofe erblickte und ſeine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der ſie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßtor hinausging, fuhrs ihm durchs Herz, und er erhob groß Klagegeſchrei: „Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut!“ Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen und gab damit das Zeichen des Abſchieds. Die Eltern waren beſtürzt über den Verluſt ihrer Tochter und ſahen einander ſtumm und ſtaunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsſpuk, ergriff ein Bund Schlüſſel und lief auf die Warte, öffnete die Klauſe, fand aber ihre Tochter nimmer, auch nichts von ihrer Gerätſchaft; doch lag auf dem Tiſchlein ein ſilberner Schlüſſel, den ſie zu ſich nahm, und als ſie von ungefähr durch die Luke blickte, ſah ſie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, hörte Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt ſtieg ſie vom Turm herab, legte Trauerkleider an, beſtreute ihr Haupt mit Aſche, weinte drei Tage lang, und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um friſche Luft zu ſchöpfen. Wie er über den Hof ging, ſtund da eine feine dichte Kiſte von Ebenholz, wohlverwahrt und ſchwer zu heben. Er ahndete leicht, was drinnen ſei, die Gräfin gab ihm den Schlüſſel, er ſchloß auf und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen eines Schlags. Erfreut über dieſen Fund vergaß er all ſein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch ſchöne Kleider für ſeine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, hob von neuem an zu praſſen und zu ſchwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kaſten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen ſcharenweis, plünderten das Schloß rein

aus und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin beſtellte wieder mit ihren Töchtern die Küche, und er durchſtreifte tagtäglich das Feld mit ſeinem Federſpiel aus Verdruß und Langerweile.

Eines Tages ließ er den Falken ſteigen, der hob ſich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand ſeines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte ſeinem Flug, ſo gut er konnte, über die weite Ebne. Der Vogel ſchwebte dem grauſenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalſen wollte und ſein liebes Federſpiel verloren gab. Plötzlich ſtieg ein rüſtiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind

nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter und zerdrückte mit dem anderen den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: „Verwegner, warum beunruhigest du mein Luftrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen.“ Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Mut und sprach: „Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich Euch getan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß ich Euch, stillt Euren Appetit.“ — „Nein,“ fuhr der Adler fort, „mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraß.“ — „Pardon, Herr Adler,“ schrie der Graf in Todesangst, „heischt, was Ihr wollt von mir, ich geb es Euch: nur schont meines Lebens.“ — „Wohl gut,“ versetzte der mörderische Vogel, „ich halte dich beim Wort; du hast zwo schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verheiß mir deine Adelheid zur Frau, so laß ich dich mit Frieden ziehen und löse sie von dir mit zwo Stufen Gold, jede einen Zentner schwer. In sieben Wochen führ ich mein Liebchen heim.“ Hierauf schwang sich das Ungetüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Not ist einem alles feil. Da der Vater sahe, daß der Handel mit den Töchtern so gut von statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemut nach Hause und verhehlte sorgfältig sein Abenteuer; teils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, teils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht

ſchwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlorenen Falken, von welchem er vorgab, er habe ſich verflogen.

Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, als keine im Lande. Sie war auch eine geſchickte Weberin und ſchnitt eben damals ein Stück köſtlicher Leinwand vom Webſtuhl ſo fein wie Batiſt, welche ſie unfern der Burg auf einem friſchen Raſenplatze bleichte. Sechs Wochen und ſechs Tage vergingen, ohne daß die ſchöne Spinnerin ihr Schickſal ahndete: obgleich der Vater, der doch etwas ſchwermütig wurde, als der Termin der Heimſuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längſt vergeſſen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das ſchwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondriſche Grillen. Sie hüpfte ſorgenlos bei Anbruch des beſtimmten Tages hinaus auf den Bleichraſen, breitete ihre Leinwand aus, damit ſie vom Morgentau getränkt würde. Wie ſie ihre Bleiche beſchickt hatte und nun ein wenig umherſchauete, ſah ſie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette nicht gemacht, darum verbarg ſie ſich hinter einen wilden Roſenbuſch, der eben in voller Blüte ſtund, und ſpähte hervor, die prächtige Kavalkade zu ſchauen. Der ſchönſte Ritter aus dem Haufen, ein junger ſchlanker Mann in offnem Helm, ſprengte an den Buſch und ſprach mit ſanfter Stimme: „Ich ſehe dich, ich ſuche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; raſch ſchwing dich hinter mich aufs Roß, du ſchöne Adlerbraut!“ Adelheid wußte nicht, wie ihr geſchah, da ſie dieſen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß, aber der Beiſatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erſtarren; ſie ſank ins Gras, ihre Sinne umnebelten ſich, und beim Erwachen befand ſie ſich in den Armen des holden Ritters auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indes das Frühſtück, und als Adelheid da-

bei fehlte, ſchickte ſie die jüngſte Tochter hinaus, zu ſehen, wo ſie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter ahndete nichts Gutes, ſie wollte ſehen, wo ihre Töchter ſo lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen ſei, das Herz ſchlug laut in ſeiner Bruſt, er ſchlich ſich auch nach dem Raſenplatze, wo Mutter und

Tochter noch immer nach der Adelheid ſuchten und ängſtlich ſie beim Namen riefen. Er ließ ſeine Stimme gleichfalls weiblich erſchallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umſuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn vor dem Roſenbuſche vorüber, da ſah er was blinken, und wie ers genau betrachtete, warens zwo goldene Eier, jedes einen Zentner ſchwer. Nun konnte er nicht länger anſtehn, ſeiner Ge-

mahlin das Abenteuer ſeiner Tochter zu offenbaren. „Schandbarer Seelenverkäufer,“ rief ſie aus, „o Vater! o Mörder! Opferſt du um ſchändlichen Gewinſtes willen alſo dein Fleiſch und Blut dem Moloch auf?“ Der Graf, ſonſt wenig beredſam, machte jetzt ſeine Apologie aufs beſte und entſchuldigte ſich mit der dringenden Gefahr ſeines Lebens. Aber die troſtloſe Mutter hörte nicht auf, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen. Er wählte alſo das ſouveräne Mittel, allem Wortſtreit ein Ende zu machen, er ſchwieg und ließ ſeine Dame reden, ſolange ſie wollte, brachte indeſſen die goldenen Eier in Sicherheit und wälzte ſie gemachſam vor ſich her, legte darauf Wohlſtands halber drei Tage lang Familientrauer an und dachte nur darauf, ſeine vorige Lebensart wieder zu beginnen.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feten wechselten täglich ab. Fräulein Berta glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszuteilen und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zogen von den entlegensten Örtern die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den anderen immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Berta kürte und wählte so lange, bis die goldenen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, auf die Größe der Haselnüsse reduziert waren. Die gräflichen Finanzen gerieten wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden allgemach, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Eremitage an, und die gräfliche Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmütig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer und fand keins, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tags verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er gleich sich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen, daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stund er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe, er sprang hin-

ein, ruderte luſtig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte und ruderte vergnügt über dieſe Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Geſtade ſtund der Nachen im vollen Lauf feſt und unbeweglich, als ſäß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, wiewohl vergebens. Das Waſſer verrann rings umher, das Fahrzeug ſchien auf einer Klippe zu hangen und hob ſich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fiſcher war dabei nicht wohl zu Mute; obgleich der Nachen wie angenagelt ſtand, ſo ſchien ſich doch von allen Seiten das Geſtade zu entfernen, der Weiher dehnte ſich zu einer großen See aus, die Wogen ſchwollen auf, die Wellen rauſchten und ſchäumten, und mit Entſetzen wurde er inne, daß ein ungeheurer Fiſch ihn und ſeinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab ſich in ſein Schickſal, ängſtlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Urplötzlich tauchte der Fiſch unter, der Nachen war wieder flott, doch einen Augenblick nachher war das Meerwunder über Waſſer, ſperrte einen abſcheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finſtern Schlunde ſchallten wie aus einem unterirdiſchen Gewölbe vernehmlich dieſe Worte hervor: „Kühner Fiſcher, was beginnſt du hier? Du mordeſt meine Untertanen? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen!“ Der Graf hatte nun bereits ſo viel Routine in den Abenteuern erlangt, daß er wußte, wie er ſich bei dergleichen Gelegenheiten zu benehmen hatte. Er erholte ſich bald von ſeiner erſten Beſtürzung, da er merkte, daß der Fiſch doch ein vernünftig Wort mit ſich reden ließ, und ſprach ganz dreuſte: „Herr Behemot, verletzt das Gaſtrecht nicht, vergönnt mir ein Gericht Fiſche aus Eurem Weiher, ſprächt Ihr bei mir ein, ſo ſtünd Euch Küch und Keller gleichfalls offen.“ — „So traute Freunde ſind wir nicht,“ verſetzte das Ungeheuer, „kennſt du noch nicht

des Stärkern Recht, daß der den Schwächern frißt? Du ſtahlſt mir meine Untertanen, ſie zu verſchlingen, und ich verſchlinge dich!" Hier riß der grimmige Fiſch den Rachen noch weiter auf, als wollte er Schiff mit Mann und Maus verſchlingen. „Ach, ſchonet, ſchont mein Leben," ſchrie der Graf,

„Ihr ſeht, ich bin ein mageres Morgenbrot für Euren Walfiſchbauch!" Der große Fiſch ſchien ſich etwas zu bedenken: „Wohlan," ſprach er, „ich weiß, du haſt eine ſchöne Tochter, verheiß mir die zum Weibe und nimm dein Leben zum Gewinn." Als der Graf hörte, daß der Fiſch aus dieſem Tone zu reden anfing, verſchwand ihm alle Furcht: „Sie ſtehet zu Befehl," ſprach er, „Ihr ſeid ein wackrer Eidam, dem kein

biedrer Vater ſein Kind verſagen wird. Doch, womit löſet Ihr die Braut nach Landes Brauch?" — „Ich habe," erwiderte der Fiſch, „weder Gold noch Silber, aber im Grunde dieſer See liegt ein großer Schatz von Perlenmuſcheln, du darfſt nur fordern." — „Nun," ſagte der Graf, „drei Himten Zahlperlen ſind wohl nicht zu viel für eine ſchöne Braut." — „Sie ſind dein," beſchloß der Fiſch, „und mein die Braut, in ſieben Monden führ ich mein Liebchen heim." Hierauf ſtürmte er luſtig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen heim, ließ ſie ſieden und ſich dieſe Karthäuſermahlzeit nebſt der Gräfin und der ſchönen Berta wohlſchmecken; die letztere ahndete nicht, daß ihr dies Mahl teuer würde zu ſtehen kommen. Unterdeſſen nahm der Mond ſechsmal ab und zu, und der Graf hatte ſein Abenteuer beinahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebendenmal ſich zu runden begann, dachte er an die bevorſtehende Kataſtrophe, und um kein Augenzeuge davon zu ſein, drückte er ſich ab und unternahm eine kleine Reiſe ins Land. In der ſchwülen Mittagsſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattlich Geſchwader Reuter ans Schloß; die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wußte nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgetan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlſtandes und Überfluſſes in der Burg den Turnieren beigewohnt und zu Schimpf und Ernſt geſtochen, auch manchen Ritterdank von der ſchönen Berta Hand empfangen und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch ſeit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verſchwunden. Die gute Gräfin ſchämte ſich vor dem edlen Ritter und ſeinem Gefolge ihrer großen Armut, daß ſie nichts hatte, ihm aufzutiſchen. Er aber trat ſie freundlich an und bat nur um einen Trunk friſch Waſſer aus

dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu tun gewohnt war, denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Berta eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kristallene Schale, er empfing solche aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten und tat ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; doch besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehete sie sich nach der Tür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die schönsten wohlriechenden Blumen rings umher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sah weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war kein Ritter, kein Knappe; sie rief ihre Tochter Berta, suchte sie im ganzen Hause und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübnis nicht zu. Sie überließ sich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnt ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es getan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nur nach den Erbssäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel

Perlen herausrollten, ſo groß, wie die großen Gartenerbſen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und vom reinſten Waſſer. Sie ſahe wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperl bezahlt hatte, bekam von ſeinem Reichtum und Stande eine gute Meinung und tröſtete ſich damit, daß dieſer Eidam kein Ungeheuer, ſondern ein ſtattlicher Ritter ſei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun gingen die Eltern zwar aller ſchönen Töchter verluſtig, aber ſie beſaßen einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Teil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend war ein Gewühl von Kaufleuten und Juden im Schloſſe, um die köſtlichen Zahlperlen zu handeln. Der Graf löſte ſeine Städte ein, tat das Waldſchloß an einen Lehnsmann aus, bezog ſeine vormalige Reſidenz, richtete den Hofſtaat wieder an und lebte nicht mehr als ein Verſchwender, ſondern als ein guter Wirt, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand ſich in großer Behäglichkeit, nur die Gräfin konnte ſich über den Verluſt ihrer Fräuleins nicht beruhigen, ſie trug beſtändig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte ſie, ihre Berta mit dem reichen Perlenritter wieder zu ſehen, und wenn ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahndete ſie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht länger über ſich, ſie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Bettkammer, welche ſo manchem Männergeheimnis Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieſer herrliche Eidam ein ſcheußlicher Fiſch ſei. „Ach,“ erſeufzte die Gräfin, „ach, ich unglückliche Mutter! Hab ich darum Kinder geboren, daß ſie ein Raub grauſender Ungeheuer werden ſollten? Was iſt alles Erdenglück, was ſind alle Schätze für eine kinderloſe Mutter!“ — „Liebes Weib,“ antwortete der Graf, „beruhiget Euch, es iſt nun einmal nicht anders, wenns von mir

abhing, ſollt es Euch an Kinderſegen nicht gebrechen.“ Die Gräfin nahm dieſe Worte zu Herzen, meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß ſie altere und die Unfruchtbare im Hauſe ſei, denn er war noch ein feiner, rüſtiger Mann. Darüber betrübte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie in große Schwermut fiel, und Freund Hein wäre ihr wohl ein willkommner Gaſt geweſen, wenn er bei ihr eingeſprochen hätte.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Teil an den Leiden ihrer guten Frau, jammerten und weinten mit ihr und ſuchten ſie zuzeiten auch durch Sang und Saitenſpiel aufzuheitern; aber ihr Herz war der Freuden nicht mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weiſen Rat, wie der Geiſt des Trübſinns weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, den Kummer der Gräfin zu mindern. Die Jungfrau, welche ihr das Handwaſſer reichte, war vor allen andern Dirnen klug und ſittſam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten, ſie hatte ein empfindſames Herz, und der Schmerz ihrer Herrſchaft lockte ihr manche Träne ins Auge. Um nicht vorlaut zu ſcheinen, hatte ſie immer geſchwiegen, endlich konnte ſie dem innern Drange nicht widerſtehen, auch ihren guten Rat zu erteilen. „Edle Frau," ſagte ſie, „wenn Ihr mich hören wolltet, ſo wüßte ich Euch wohl ein Mittel zu ſagen, die Wunden Eures Herzens zu heilen." Die Gräfin ſprach: „Rede!" — „Unfern von Eurer Reſidenz," fuhr die Jungfrau fort, „wohnet ein frommer Einſiedler in einer ſchauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Not ihre Zuflucht nehmen; wie wärs, wenn Ihr von dem heiligen Manne Troſt und Hülfe begehrtet? Wenigſtens würde ſein Gebet Euch die Ruhe Eures Herzens wiedergeben." Der Gräfin gefiel dieſer Vorſchlag, ſie hüllte ſich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beſchenkte ihn mit einem Roſenkranze von Zahlperlen und bat um ſeinen Segen, welcher ſo kräftig war, daß, eh ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war und eines jungen Sohns genas.

Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling, die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nennte ihn Reinald, das Wunderkind. Der Knabe war schön wie der Amor selbst, und seine Erziehung wurde mit solcher Sorgfalt betrieben, als wenn die Morgenröte der philantropistischen Methode damals schon wäre angebrochen gewesen. Er wuchs lustig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtnis. Oft, wenn sie den kleinen lachenden Reinald in die Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmütig: „Gute Mutter, was weinest du?" Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers, denn außer dem Gemahl wußte niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingeschwunden waren. Manche spekulative Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts Ungewöhnliches war; andere behaupteten, sie lebten in einem Kloster versteckt; noch andere wollten sie im Gefolge der Königin von Burgund oder der Gräfin von Flandern gesehen haben. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter dennoch das Geheimnis ab; sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern nach allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Er hatte keinen anderen Wunsch als den, wehrhaft zu sein, um auf das Abenteuer auszugehen, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heereszug, wie er vorgab, nach Flandern zu tun. Der Graf freuete sich des ritterlichen Mutes seines

Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben und ließ ihn mit Segen von ſich, ſo ungern auch die ſorgſame Mutter in den Abſchied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter ſeine Vaterſtadt im Rücken, ſo verließ er die Heerſtraße und trabte mit romantiſchem Mute auf das Waldſchloß zu, begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohlhielt. Am frühen

Morgen, da im Schloß noch alles in ſüßem Schlummer lag, ſattelte er ſein Roß, ließ ſein Gefolge zurück und jagte voll Mut und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüſch, und vom Huf ſeines Pferdes ſchalleten die ſchroffen Felſen wieder. Alles um ihn her war einſam und öde, und die dichtverwachſenen Bäume ſchienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu verſperren. Er ſtieg vom Pferde, ließ es graſen und machte ſich mit ſeinem Schwert einen Weg durch den Buſch, klimmte an ſteilen Felſen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Tal, durch welches ſich ein klarer Bach ſchlängelte. Er folgte den Krümmungen desſelben, in der Ferne öffnete eine Felſengrotte ihren unterirdiſchen Schlund, vor welcher etwas, das einer menſchlichen Figur ähnlich war, ſich zu regen ſchien. Der kecke Jüngling verdoppelte ſeine Schritte, nahm den Weg zwiſchen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch und ſah eine junge Dame im Graſe ſitzen, die einen kleinen ungeſtalten Bär auf dem Schoße liebkoſte, indes noch ein größerer um ſie ſchäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen poſſierlichen Purzelbaum ſchlug, welches Spiel die Dame ſehr zu amüſieren ſchien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für ſeine Schweſter Wulfild, ſprang haſtig aus dem Hinterhalt hervor, ſich ihr zu entdecken. Sobald ſie aber den jungen Mann erblickte, tat ſie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bär ins Gras, ſprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmütiger Stimme und ängſtlicher Gebärde alſo an: „O Jüngling, welcher Unglücksſtern führt dich in dieſen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt alle Menſchenkinder, die ſeiner Wohnung nahen, flieh und errette dich!“ Er neigte ſich züchtiglich gegen die bildſchöne Dame und antwortete: „Fürchtet nichts, holde Ge-

bieterin, ich kenne dieſen Wald und ſeine Abenteuer und komme, den Zauber zu löſen, der Euch hier gefangen hält.“ — „Tor!“ ſprach ſie, „wer biſt du, daß du es wagen darfſt, dieſen mächtigen Zauber zu löſen, und wie vermagſt du das?“

Er: „Mit dieſem Arm und durch dies Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieſer Zauberwald drei ſchöne Töchter raubte. Biſt du nicht Wulfild, ſeine Erſtgeborene?“ Ob dieſer Rede entſetzte ſich die Dame noch mehr und ſtaunte den Jüngling mit ſtummer Verwunderung an. Er nutzte dieſe Pauſe und legitimierte ſich durch ſo viel Familiennachrichten, daß ſie nicht zweifeln

konnte, Reinald ſei ihr Bruder. Sie umhalſte ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenſcheinlichen Gefahr, worin ſein Leben ſchwebte. Sie führte hierauf ihren lieben Gaſt in die Höhle, um da einen Winkel auszuſpähen, ihn zu beherbergen. In dieſem weiten, düſtern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bär und ſeinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber ſtund ein prächtiges Bett mit rotem Damaſt behangen und mit goldenen Treſſen beſetzt für die Dame. Reinald mußte ſich bequemen, eiligſt unter der Bettlade Platz zu ſuchen und da ſein Schickſal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräuſch war ihm bei Leib und Leben unterſagt, beſonders prägte ihm die angſtvolle Schweſter wohl ein, weder zu huſten, noch zu nieſen. Kaum war der junge Waghals an ſeinem Zufluchtsorte, ſo brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, ſchnoberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters ausgeſpürt und ihn zerriſſen. Wulfild ſaß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn ſie ſah ſehr bald, daß der Herr Gemahl ſeine Bärenlaune hatte, weil er vermutlich den fremden Gaſt in der Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkoſen, ſtreichelte ihn ſanft mit ihrer ſamtweichen Hand den Rücken herab, krauete ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh ſchien nicht auf dieſe Liebkoſungen zu achten. „Ich wittere Menſchenfleiſch,“ murmelte der Freſſer aus ſeiner weiten Kehle. „Herzensbär,“ ſagte die Dame, „du irrſt dich, wie käm ein Menſch in dieſe traurige Einöde?“ — „Ich wittere Menſchenfleiſch,“ wiederholte er und ſpionierte um das ſeidene Bette ſeiner Gemahlin herum. Dem Ritter war dabei nicht wohl zumute. Ungeachtet ſeiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirn; indeſſen machte die äußerſte Verlegenheit die Dame herzhaft und entſchloſſen: „Freund Bär,“ ſprach ſie, „bald treibſt du mir's zu bunt,

fort hier von meiner Lagerſtatt, ſonſt fürchte meinen Zorn.“ Der Schnauzbär kümmerte ſich wenig um dieſe Drohung, er hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu toſen. Allein ſo ſehr er auch Bär war, ſo ſtund er gleichwohl unter dem Pantoffel ſeiner Dame. Wie er Miene machte, ſeinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte ſich Wulfild ein Herz und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demütig auf ſeine Streu kroch, ſich niedertat, brummend an den Tatzen ſog und ſeine Jungen leckte. Bald darauf ſchlief er ein und ſchnarchte wie ein Bär. Hierauf erquickte die traute Schweſter ihren Bruder mit einem Glaſe Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, guten Muts zu ſein, nun ſei die Gefahr größtenteils vorüber. Reinald war von ſeinem Abenteuer ſo ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel und mit dem Schwager Bär um die Wette ſchnarchte.

Beim Erwachen befand er ſich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit ſeidenen Tapeten, die Morgenſonne blickte freundlich zwiſchen den aufgezogenen Gardinen herein, neben dem Bette lagen auf einigen mit Samt bekleideten Taburetts ſeine Kleider und die ritterliche Waffenrüſtung, auch ſtund ein ſilbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu ſchellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der ſchaudervollen Höhle in einen prächtigen Palaſt ſei verſetzt worden und war zweifelhaft, ob er jetzt träume oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieſer Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, frug nach ſeinen Befehlen und meldete, daß ſeine Schweſter Wulfild und ihr Gemahl Albert der Bär ſeiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß an die Stirn trat, ſo ließ er ſich doch raſch ankleiden, trat ins Vorgemach heraus,

wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Heiducken antraf, und mit diesem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Audienzzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am

Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt sein grausendes Ansehen und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild präsentierte ihren Bruder an ihn, und Albert umhalste seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf Tage verzaubert. Das heißt, er genoß die Vergünstigung, alle sieben Tage von einer Morgenröte bis zur anderen des Zaubers entlediget zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgentau aufs Land; das Schloß verwandelte sich in einen schroffen unersteiglichen Felsen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in stehende trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottenbär, die Ritter und Knappen Dachse und Marder; Hofdamen und

Zofen wandelten ſich in Eulen und Fledermäuſe um, die Tag und Nacht girrten und wehklagten. An einem ſolchen Tage der Entzauberung war es, wo Albert ſeine Braut heimführte. Die ſchöne Wulfild, die ſechs Tage geweint hatte, daß ſie an einen zottigen Bären vermählt werden ſollte, ließ ihren Trübſinn ſchwinden, als ſie ſahe, daß ſie ſich in den Armen eines jungen, wohlgemachten Ritters befand, der ſie ſo minniglich umfaßte und ſie in einen herrlichen Palaſt einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von ſchönen Dirnen in Myrthenkränzen mit Geſang und Saitenſpiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entlediget und mit königlichem Brautſchmuck angetan. Ob ſie gleich nicht eitel war, ſo konnte ſie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgeſtalt nicht verhehlen, da ihr die kriſtallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tauſend Schmeicheleien ſagten. Ein ſplendides Gaſtmahl folgte auf die Vermählungszeremonie, und ein glänzender Ball paré beſchloß die Feierlichkeit des feſtlichen Tages. Die reizende Braut atmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage nach der Sitte der keuſchen Vorwelt ſich zum erſtenmal in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widernde Bärenideal war ganz aus ihrer Phantaſie verdrungen. In der Mitternachtſtunde wurde ſie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond von Freude belebt ihre goldenen Flügel zu regen ſchienen, da das liebende Paar hineintrat. — Der ſüßeſte Morgentraum ſchwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte; wie groß war ihr Erſtaunen, da ſie ihn nicht an ihrer Seite fand und, den ſeidenen Vorhang aufhebend, ſich in ein düſteres Kellergewölbe verſetzt ſahe, wo das gebrochene Tageslicht durch den Eingang hineinfiel und nur ſo viel Hellung gab,

daß ſie einen furchterweckenden Bär wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübſinnig nach ihr hinblickte.

Sie ſank auf ihr Lager zurück und ſtarb vor Entſetzen hin. Nach einer langen Pauſe kam ſie erſt wieder zu ſich und ſammelte ſo viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindſame Bär konnts nicht aushalten, dieſe Jammerſzene mit anzuſehen, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über ſein hartes Schickſal auszukeuchen. Schwerfällig hob er ſich vom Lager und zottete brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am ſiebenten Tage kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die ſechs traurigen Tage wurden der untröſtbaren Dame zu Jahren. Über der hochzeitlichen Freude hatte man außer acht gelaſſen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfriſchungen zu verſehen, denn über alle lebloſen Dinge, welche die ſchöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde auch ſelbſt in ihren Umarmungen in der Stunde der Verwandlung zum Bären worden ſein. In der Beklommenheit ihres Herzens ſchmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu denken, endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungeſtüm und erregte einen wilden Heißhunger, der ſie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu ſuchen. Sie ſchöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Waſſer aus dem vorüberrieſelnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen, trocknen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeeren und verſchlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die ſie gierig auflas und noch eine Schürze voll aus mechaniſchem Inſtinkt mit in die Höhle zurücknahm, denn um ihr Leben war ſie wenig bekümmert, ſie wünſchte nichts ſehnlicher als den Tod.

Mit dieſem Wunſche ſchlief ſie am Abend des ſechſten Tages ein und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches ſie als Braut eingetreten war; ſie fand da alles noch in der nämlichen Ordnung, wie ſie es verlaſſen hatte, und den ſchönſten, zärtlichſten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendſten Ausdrücken ihr ſein Mitleid über den traurigen Zuſtand bezeigte, in welchen ſeine unwiderſtehliche Liebe zu ihr ſie gebracht hätte und ſie mit Tränen in den Augen um Verzeihung bat; er erklärte ihr die Beſchaffenheit des Zaubers, daß jeder ſiebente Tag ſolchen unwirkſam mache und alles in ſeiner natürlichen Geſtalt darſtelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; ſie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der ſiebente Tag immer heiter ſei, und daß nur die glücklichſten Ehen ſich dieſer Prärogative rühmen könnten; ſie fand ſich in ihr Schickſal, vergalt Liebe mit Liebe und machte ihren Albert zum glücklichſten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte ſie jederzeit, wenn ſie zur Tafel ging, ein Paar weite Poſchen an, dieſe belaſtete ſie mit Konfekt, ſüßen Orangen und anderm köſtlichen Obſt. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der ins Schlafgemach geſtellt wurde, verbarg ſie ſorgfältig in ihrer Bettlade, und ſo war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Metamorphoſe zureichend beſtellt. Einundzwanzig Jahr hatte ſie bereits im Zauberwalde verlebt und dieſe lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrungen, auch war die wechſelſeitige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des erſten mächtigen Inſtinkts. Die Mutter Natur behauptet aller anſcheinenden Störungen ungeachtet allenthalben ihre Rechte, auch in der Zauberwelt wacht ſie mit großer Sorgfalt und Strenge dafür und wehret allem Fortſchritt und den allmählichen Veränderungen der Zeit ab, ſolange durch die heterogenen Eingriffe

der Zauberei die Dinge dieſer Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen ſind. Laut Zeugnis der heiligen Legende ſtiegen die frommen Siebenſchläfer, nachdem ſie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeſchlafen hatten, ſo munter und rüſtig aus den römiſchen Katakomben hervor wie ſie hineingegangen waren und hatten nur um einzige Nacht gealtert. Die ſchöne Wulfild hatte nach der Komputation der guten Mutter Natur in den einundzwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt und befand ſich noch in der vollen Blüte des weiblichen Alters. Eben dieſe Beſchaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofſtaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einer Promenade im Park, unter einer Laube, woran ſich wilder Jasmin und Hills kletterndes Geißblatt zuſammen verflochten. Der glückliche Tag ſchwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgala und wechſelſeitigen Freundſchaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Appartement und Spiel, ein Teil der Höflinge luſtwandelte mit den Damen im Park, trieben Scherz und Minneſpiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgalerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen geſpeiſet wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsſtunde, Wulfild verſorgte nach Gewohnheit ihre Poſchen und riet ihrem Bruder, ſeine Taſchen auch nicht zu vergeſſen. Als abgetragen war, ſchien Albert unruhig zu werden, flüſterte ſeiner Gemahlin etwas ins Ohr, ſie nahm darauf ihren Bruder beiſeite und ſprach wehmütig alſo: „Geliebter Bruder, wir müſſen uns ſcheiden, die Stunde der Verwandlung iſt nicht mehr fern, wo alle Freuden dieſes Palaſtes hinſchwinden; Albert iſt um dich bekümmert, er fürchtet für dein Leben; er würde dem tieriſchen Inſtinkt nicht widerſtehen können, dich zu zerreißen, wenn du die bevorſtehende Kataſtrophe hier abwarten wollteſt; verlaß dieſen

unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück.“ — „Ach,“ erwiderte Reinald, „es begegne mir, was das Verhängnis über mich beſchloſſen hat, ſcheiden kann ich mich nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schweſter, aufzuſuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaß ich dieſen Wald nicht ohne dich. Sag, wie ich den mächtigen Zauber löſen kann.“ — „Ach,“ ſprach ſie, „den vermag kein Sterblicher zu löſen!“ Hier miſchte ſich Albert ins Geſpräche, und wie er den kühnen Entſchluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von ſeinem Vorhaben ſo kräftig ab, daß dieſer endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Tränen der zärtlichen Schweſter nachgeben und zum Abſchied ſich bequemen mußte.

Signor Albert umarmte den wackeren Jüngling brüderlich und nachdem dieſer ſeine Schweſter umhalſet hatte und nun ſcheiden wollte, zog Albert ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte ſie in ein Papier und reichte ſie dem Ritter gleichſam ſcherzweiſe als ein Wahrzeichen, ſich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. „Doch,“ ſetzte er ernſthaft hinzu, „verachtet nicht dieſe Kleinigkeit, ſollt Euch irgend einmal Hülfe not tun, ſo reibt dieſe drei Haare zwiſchen den Händen und erwartet den Erfolg.“ Im Schloßhofe ſtund ein prächtiger Phaethon mit ſechs Rappen beſpannt, nebſt vielen Reutern und Dienern. Reinald ſtieg hinein: „Ade, mein Bruder!“ rief Albert der Bär am Schlage; „ade, mein Bruder!“ antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon. Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf, Berg ab, durch Wüſten und Wälder, über Steppen und Felder, ſonder Ruh noch Raſt, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; urplötzlich verloſchen alle Windlichter, Reinald fand ſich unſanft auf die

Erde geſetzt, wußte nicht, wie ihm geſchah; der Phaethon mit Roß und Wagen war verſchwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröte ſah er ſechs ſchwarze Ameiſen zwiſchen ſeinen Füßen hingaloppieren, die eine Nußſchale fortzogen. Der mannhafte Ritter wußte ſich das Abenteuer nun leicht zu erklären, er hütete ſich ſorgfältig, eine Ameiſe etwa unverſehns zu zertreten, erwartete ganz geruhig den Aufgang der Sonne, und weil er ſich noch innerhalb der Grenzen des Waldes befand, beſchloß er, ſeine beiden jüngern Schweſtern gleichfalls aufzuſuchen, und wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ſie zu entzaubern, ihnen wenigſtens einen Beſuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß. Eben hatte er die letzten Überbleibſel eines Milchbrotes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über ſich in der Luft etwas rauſchen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchſchneidet. Er ſchauete auf und erblickte einen mächtigen Adler, der ſich aus der Luft herab aufs Neſt tat, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über dieſe Entdeckung hocherfreut, verbarg ſich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach ſieben Stunden hob er ſich vom Neſte; alsbald trat der lauſchende Jüngling hervor ins Freie und rief mit lauter Stimme: „Adelheid, geliebte Schweſter, wenn du auf dieſer hohen Eiche hauſeſt, ſo antworte meiner Stimme, ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich ſuchet und die Banden des mächtigen Zaubers zu zerſtören ſtrebt, die dich feſſeln.“ Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine ſanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: „Biſt du Reinald das Wunderkind, ſo ſei willkommen deiner Schweſter Adelheid, ſäume nicht, zu ihr heraufzuklimmen, die Troſtloſe zu umarmen.“ Entzückt über dieſe frohe Botſchaft, wagte der Ritter freudig den Verſuch, den hohen

Baum hinaufzuklettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber er war zu dicke, ihn zu umfaſſen, und die nächſten Aſte viel zu hoch, ſie zu erfaſſen. Indem er begierig auf Mittel ſann, ſeinen Zweck zu erreichen, fiel eine ſeidene Strickleiter herab, durch deren Beihülfe er bald bis in den Gipfel des Baumes zu dem Adlerneſte gelangte; es

war ſo geräumig und ſo feſte gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand ſeine Schweſter unter einem Thronhimmel ſitzend, dieſer war von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, inwendig mit roſenfarbnem Atlas ausgeſchlagen; auf dem Schoße ſeiner Schweſter lag ein Adlerei, welches auszubrüten ſie beſchäftiget war. Der Empfang war auf beiden Seiten ſehr zärtlich. Adelheid hatte genaue Kundſchaft von ihres Vaters Hauſe und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar der Aar, ihr

Gemahl, war auf Wochen verwünſcht, alle ſieben Wochen war eine von der Bezauberung frei, in dieſer Zwiſchenzeit hatte er ſeiner Gemahlin zuliebe unerkannterweiſe oft das Hoflager ſeines Schwiegervaters beſucht und ſagte ihr von Zeit zu Zeit an, wie es in ihres Vaters Hauſe ſtand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächſte Verwandlung bei ihr abzuwarten; obgleich der Termin erſt in ſechs Wochen bevorſtand, ſo willigte er doch gern ein. Sie verſteckte ihn in einem hohlen Baum und beköſtigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sofa, das mit Schiffsproviſion, das heißt ſolchen Eßwaren, die ſich konſervieren, auf ſechs Wochen reichlich verſehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: „So dir das Leben lieb iſt, hüte dich vor Edgars Adlerblick, ſieht er dich in ſeinem Gehege, ſo iſts um dich geſchehen; er hackt dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er nur erſt geſtern dreien deiner Knappen tat, die dich hier im Walde ſuchten.“ Reinald ſchauderte über das Schickſal ſeiner Diener zurück, verſprach, ſeiner wohl zu wahren und harrete in dem Pathmus des hohlen Baumes ſechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit ſeiner Schweſter zu koſen, wenn der Adler vom Neſte flog. Aber für dieſe Prüfung ſeiner Geduld wurde er hernach durch ſieben freudenvolle Tage ſattſam entſchädiget.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundſchaftlich als beim Schwager Bär. Sein Schloß, ſeine Hofſtatt, alles war hier ſo wie dort, jeder Tag war ein Freudenfeſt, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geſchwind herbei. Am Abend des ſiebenten Tages entließ Edgar ſeinen Gaſt mit den zärtlichſten Umarmungen, doch warnte er ihn, ſein Gehege nicht wieder zu betreten. „Soll ich mich,“ ſprach Reinald wehmütig, „ewig von euch ſcheiden, ihr Geliebten? Iſts nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu löſen, der euch hier gefangen hält? Hätte ich hundert

Leben zu verlieren, ich wagte ſie alle, euch zu erlöſen.“ Edgar drückte ihm herzig die Hand: „Dank, edler junger Mann, für Eure Lieb und Freundſchaft, aber laßt das kecke Unterfangen ſchwinden. Es iſt möglich, unſeren Zauber zu löſen, aber Ihr ſollts, Ihr dürfts nicht. Wers beginnt, wenns mißlingt, dem koſtet es das Leben, und Ihr ſollt nicht das Opfer für uns werden.“ Durch dieſe Rede wurde Reinalds Heldenmut nur mehr angefeuret, das Abenteuer zu beſtehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen rötete ein Strahl von Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen; er drang den Schwager Edgar, ihm das Geheimnis mitzuteilen, wie der Zauber des Waldes aufzulöſen ſei; doch dieſer wollt ihm nichts enträtſeln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu ſetzen. „Alles, was ich Euch ſagen kann, lieber Kumpan,“ ſprach er, „iſt, daß Ihr den Schlüſſel der Bezauberungen finden müßt, wenn es Euch gelingen ſoll, uns zu erlöſen. Seid Ihr vom Schickſal beſtimmt, unſer Befreier zu ſein, ſo werden Euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo Ihr ihn zu ſuchen habt; wo nicht, ſo iſt Torheit all Euer Beginnen.“ Hierauf zog er ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, ſich ſeiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einſt Hülfe Not tät, ſollt er ſie zwiſchen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Darauf ſchieden ſie freundlich auseinander. Edgars Hofmarſchalk und das Hofgeſinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporſtrebenden Weymouthskiefern und Eibenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb desſelben war, ſchloſſen ſie das Gattertor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung ſtand bevor. Reinald ſetzte ſich unter eine Linde, das Wunder mit anzuſehen. Der Vollmond leuchtete hell und klar, er ſah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen; doch

in der Morgendämmerung war um ihn ein dicker Nebel, und wie dieſen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gattertor verſchwunden, er befand ſich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felſenwand neben einem unermeßlichen Abgrunde.

Der junge Abenteurer blickte rings umher, einen Weg hinab ins Tal zu finden; da wurd er in der Ferne einen See gewahr, deſſen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenſtrahlen verſilberte. Mit großer Mühe arbeitete er ſich den ganzen Tag durch den dichtverwachſenen Wald, ſein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er ſeine dritte Schweſter Berta vermutete; aber je weiter er in den wilden Buſch hineinkam, je undurchdringlicher wurd er, der See verlor ſich aus ſeinen Augen und auch die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Doch gegen Sonnenuntergang ſahe er die Waſſerfläche wieder zwiſchen den Bäumen durchſchimmern, da der Wald lichter wurde, dennoch erreichte er das Ufer nicht eher als mit hereinbrechender Nacht. Ermüdet ſchlug er ſein Lager unter einem Feldbaum auf und erwachte nicht eher, bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Durch den Schlaf fand er ſich geſtärket und ſeine Glieder rüſtig und wacker; er ſprang raſch auf und wandelte längſt dem Ufer hin, voller Gedanken und Anſchläge, wie er zu ſeiner Schweſter im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er ſeinen Spruch und Gruß erſchallen: „Berta, geliebte Schweſter, hauſeſt du in dieſem Weiher, ſo gib Antwort auf meine Rede; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufſucht, deinen Zauber zu löſen und dich aus dieſem naſſen Gefängnis herauszuführen.“ Doch ihm antwortete nichts als das vielſtimmige Echo vom Walde her. „O, ihr lieben Fiſche,“ fuhr er fort, als ganze Scharen rotgeſprengter Fohren ans Ufer ſchwammen und den jungen Fremdling anzugaffen ſchienen, „ihr lieben Fiſche, ſagts eurer Gebieterin an, daß

ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen.“ Er zerpflückte alle Brotfragmente, die er noch in seinen Taschen fand und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Fohren schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohltäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daß mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deshalb versuchte er, auf eine andere Manier sein Unterfahen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohl geübt, und schwimmen konnt er wie eine Wassermaus; darum resolviert er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand und sprang im Waffenkleide von feuerfarbnem Satin, weil er keines Nachens ansichtig wurde, wie weiland sein Vater, beherzt in die Fluten, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater tat. Darauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

Solang es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; wie er aber anfing zu ermatten, schauete er nach dem Gestade um und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, das Phänomen näher zu betrachten und fand eine kurze Säule von Bergkristall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu sein schien, denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermutete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner

Schweſter ſein könnte; er wagte es alſo, darinnen hinabzuſchlüpfen. Und dieſe Vermutung täuſchte ihn auch nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der ſchönen Berta, welche eben beſchäftigt war, im reizenden Morgenneglige ihre Chokolate bei einem kleinen Feuer von rotem Sandelholz zu bereiten. Wie die Dame das Geräuſch im Schlote vernahm und urplötzlich zwei Menſchenfüße den Kamin herabzappeln ſah, wurden ihre Lebensgeiſter von dieſer unerwarteten Viſite ſo ſehr überraſcht, daß ſie vor Schrecken den Chokolatentopf umſtieß und rücklings auf ihren Armſtuhl in Ohnmacht ſank. Reinald rüttelte ſie ſo lange, bis ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, und ſobald ſie ſich ein wenig erholt hatte, ſprach ſie mit matter Stimme: „Unglücklicher, wer du auch ſeiſt, wie darfſt du es wagen, dieſe unterirdiſche Wohnung zu betreten? Weißt du nicht, daß dieſe Vermeſſenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt?“ — „Fürchte nichts, meine Liebe,“ ſprach der wackre Ritter, „ich bin dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt, ſcheue nicht Gefahr noch Tod, meine geliebten Schweſtern aufzuſuchen und die Banden des mächtigen Zaubers aufzulöſen, der ſie feſſelt.“ Berta umarmte ihren Bruder zärtlich, aber ihr ſchlanker Leib zitterte vor Furcht.

Ufo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof ſeines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen im ſtrengen Inkognito beſucht und unlängſt in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen ſei, ſeine Schweſtern aufzuſuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt; „wenn ihn,“ ſprach er, „Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar die Augen aushackt, ſo wird ihn doch Schwager Hai verſchlingen; ich fürchte, in der Anwandlung tieriſcher Wut dem Triebe nicht widerſtehen zu können, ihn hinunterzuſchlurfen, und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßteſt, du Liebe, ihn zu ſchützen, ſo würd ich deine kriſtallne Wohnung

zertrümmern, daß dich die hereinſtrömenden Fluten erſäuften, und ihn würd ich in meinem Walfiſchbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt du, iſt unſre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich.“ Alles das verhehlte die ſchöne Berta ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: „Kannſt du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schweſtern taten, daß ich hier weile, bis der Zauber ſchwindet?“ — „Ach,“ verſetzte ſie, „wie könnt ich dich verbergen? Sieheſt du nicht, daß dieſe Wohnung von Kriſtall iſt, und daß alle Wände ſo durchſichtig ſind wie der Eishimmel?“* — „Es wird doch irgendein undurchſchaubarer Winkel im Hauſe ſein,“ entgegnete Reinald, „oder biſt du die einzige deutſche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuſchen vermag?“ Die ſchöne Berta war in dieſer Kunſt ganz unerfahren, ſie ſann und ſann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin ſie ihren Bruder bergen könnte. Er akzeptierte den Vorſchlag ohne Einwendung, verſchränkte das Holz in der durchſichtigen Kammer ſo kunſtreich wie ein Biber ſeinen unterirdiſchen Bau und verbarg ſich darin aufs beſte. Die Dame eilte darauf an ihre Toilette, ſetzte ſich ſo reizend auf als möglich, legte eins der ſchönſten Kleider an, das ihren ſchlanken Wuchs begünſtigte, ging ins Audienzgemach, harrend auf den Beſuch ihres Gemahls, des Delphins, und ſtand da ſo minniglich wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft des Dichters. Ufo der Delphin konnte des Umganges ſeiner liebenswerten Gemahlin während der Zeitperioden der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Beſuch machte, ſie von außen durch das gläſerne Haus ſahe und ſich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

* Sonderzweifel iſt das das prächtige Eisgewölbe, womit Dr. Berger die Erde umgibt. Entweder hat er ſeine Theorie aus einem Volksmärchen genommen oder als Volksmärchen erfunden.

Kaum hatte die holde Berta ihr Sprachzimmer betreten, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen. Das Wasser fing schon von weitem an zu rauschen, die Fluten kräuselten sich in Wirbeln rings um den kristallenen Palast. Das Meerwunder stund von außen vor dem Gemach, atmete Ströme von Wasser ein und stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Dame angelegen sein ließ, ein unbefangenes Air zu affektieren, so wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schälkelei und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Busen hob sich hoch und schnell, ihre Wangen und Lippen glüheten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet seiner dämischen Fischnatur dennoch so viel physiognomisches Gefühl, daß er aus diesen Signalementen Unrat merkte, scheußliche Grimmassen machte und pfeilgeschwind fortschoß. Er umkreiste den Palast in unzähligen Schraubengängen und trieb solchen Unfug in den Wogen, daß die kristallene Wohnung davon erbebte und die erschrockne Berta nicht anders glaubte, er würde diese augenblicks zerschellen. Der spähende Delphin konnte indessen bei dieser strengen Hausuchung nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien, daher wurde er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daß er nicht sehen konnte, in welchem Zustand die bängliche Berta sich befand. Er schwamm fort, die Dame erholte sich wieder von ihrem Schrecken, Reinald verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Ansehen nach Schwager Walfisch nicht allen Verdacht schwinden ließ, denn er vergaß nie bei seinem täglichen Besuch, dreimal die Ronde um Haus zu schwimmen und alle Winkel des kristallenen Palastes zu durchspähen, so gebärdete er sich doch nicht so wütig dabei

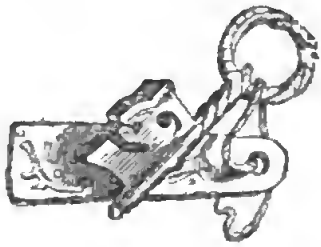
als das erſtemal. Die Stunde der Verwandlung befreiete endlich den duldſamen Gefangenen aus der einſamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er ſich in einem königlichen Palaſt auf einer kleinen Inſel. Gebäude, Luſtgärten, Marktplätze, alles ſchien auf dem Waſſer zu ſchwimmen, hundert Gondeln ſchwankten auf den Kanälen auf und ab, und alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geſchäftigkeit; kurz, das Schloß des Schwager Delphins war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben ſo herzig und freundſchaftsvoll als an den Höfen der beiden anderen Schwäger. Ufo der Delphin war auf Monden verwünſcht, der ſiebente war jedesmal der Raſtmonat der Verzauberung: von einem Vollmond bis zum anderen gedieh alles in ſeinem natürlichen Zuſtand. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, ſo wurde er mit dem Schwäher Ufo auch bekannter und lebte mit ihm vertrauter als mit den anderen. Seine Neugierde peinigte ihn ſchon lange, zu erfahren, durch welches Schickſal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zuſtand der Verzauberung verſetzt worden wären. Er forſchte fleißig deshalb an der Schweſter Berta, aber die konnt ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über dieſen Punkt ein geheimnisvolles Stillſchweigen. Reinald erfuhr alſo nicht, was er wünſchte. Unterdeſſen eilten die Tage der Freude auf den Fittichen der Winde dahin, der Mond verlor ſeine Silberhörner und rundete ſeine Geſtalt mehr mit jedem Tage. Bei einer empfindſamen Abendpromenade verſtändigte Ufo ſeinen Schwäher Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenigen Stunden bevorſtehe und mahnte ihn, zu ſeinen Eltern zurückzukehren, die ſeinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter ſei untröſtlich, ſeitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, ſondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen

ſei. Reinald frug, ob der Wald noch viele enthalte und vernahm, es ſei nur noch eins übrig, davon er bereits Kundſchaft habe: um den Minneſold den Schlüſſel der Bezauberungen zu ſuchen und den kräftigen Talisman zu zerſtören; ſo lange dieſer wirke, ſei für die Prinzen keine Erledigung zu hoffen. „Aber," fügte Ufo der Delphin freundſchaftlich hinzu, „folgt gutem Rate, junger Mann, dankt den translunariſchen Mächten und der Protektion der Damen, Eurer Schweſtern, daß Ihr nicht das Opfer Eures kühnen Unterfangens worden ſeid, den Zauberwald zu durchſtreifen. Laßt Euch gnügen an dem Ruhm, den Ihr erworben habt, ziehet hin und gebt Euren Eltern Bericht von alledem, was Ihr geſehen und gehört habt und führt durch Eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin ſie Harm und Gram um Euch gebracht hat." Reinald verſprach, was Schwäher Ufo verlangte, mit Vorbehalt, zu tun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn ſie mütterlicher Zucht entwachſen, groß und bengelhaft worden ſind und ſich auf den tollen Rappen ſchwingen, kümmern ſich wenig um die treuen Mutterzähren. Ufo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn geſtellt war, deshalb zog er ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Fiſchſchuppen, reichte ſie ihm zum Geſchenk dar und ſprach: „Wenn Euch einſt Hülfe nottut, ſo reibt ſie zwiſchen den Händen, daß ſie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg."

Reinald beſtieg eine ſchön vergoldete Gondel und ließ ſich durch zwei Gondelierer ans feſte Land rudern. Kaum war er am Geſtade, ſo verſchwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all der Herrlichkeit nichts übrig, als ein Fiſchteich, mit hohem Schilf bewachſen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchſäuſelte. Der Ritter befand ſich wieder an dem Platze, wo er vor einem Monat kühnlich ins Waſſer ſprang. Sein Schild und Har-

niſch lagen noch auf der Stelle, und der Speer ſtund daneben gepflanzt, wie er ſeine Waffen verlaſſen hatte. Er aber gelobte ſich, nicht eher zu raſten, bis der Schlüſſel der Bezauberungen in ſeiner Hand wäre.



Wer sagt mir an den geraden Weg und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abenteuer führet in diesem grenzenlosen Walde? O, ihr translunarischen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laßt mich dieser glückliche Sterbliche sein. So sprach Reinald ganz in sich gekehrt und ging fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildnis und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß seine Waffen vom nächtlichen Tau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenzinne, von der er wie vom Sankt Gotthards Berge in unwirtbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Tal mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingstannen und traurige Zypressen überragten. In der Ferne kams ihm vor, als säh er da ein Monument aufgerichtet. Zwo giganteske Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein dorisches Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war und ein stählernes Tor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen; auch lag noch zum Überfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden umherschauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen schien.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwäher Ufo der Delphin Erwähnung getan hatte. Alsbald beschloß er, solches zu bestehen und schlüpfte von der Felsenzinne gemachsam hinab ins Tal. Er

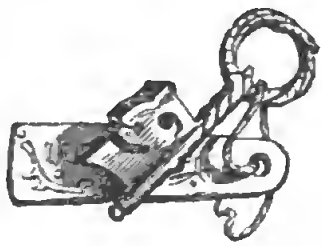
nahete dem Stier auf einen Bogenſchuß, eh ihn dieſer zu bemerken ſchien. Aber nun ſprang er raſch auf, lief wütig hin und her, als rüſt er ſich zum Kampfe gegen den Ritter wie ein andaluſiſcher, ſchnaubte gegen den Erdboden, daß ſich Staubwolken emporhoben, ſtampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte und ſchlug mit den Hörnern gegen die Felſen, daß ſie in Stücken ſprangen. Der Ritter ſetzte ſich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, ver-

mied er das gewaltſame Horn durch eine geſchickte Wendung und führte einen ſo kräftigen Schwertſtreich nach dem Halſe des Ungetüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu ſondern, wie der tapfre Skanderbeg. O Jammer! der Hals des Stiers war für Stahl und Eiſen unverwundbar: das Schwert zerbrach in Stücken, und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu ſeiner Verteidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweiſchneidigen Spitze von Stahl, aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein ſchwacher Strohhalm. Der ſtößige Ochs erfaßte den wehrloſen Jüngling mit den Hörnern und ſchleuderte ihn

wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflaurend, ihn aufzufangen oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweise geriet er im Fallen zwiſchen die ausgebreiteten Äſte eines wilden Birnbaums, die ihn wohltätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, ſo blieb ihm doch ſo viel Beſinnungskraft, daß er ſich feſt an den Baum anklammerte, denn der wütige Ochs ſtieß mit ſeiner ehernen Stirne ſo gewaltig gegen den Stamm, daß dieſer ſich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwiſchenzeit, als der mörderiſche Stier ſich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltſamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geſchenke ſeiner Schwäher. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerſt in die Hand. Er rieb ſie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär dahergetrabet, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär wurde ſeiner bald mächtig, würgt' ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie ſich der hohle Bauch öffnete, kam daraus hervor ein ſcheuer Entvogel, der mit großem Geſchrei davonflog. Reinald ahndete, daß dieſer Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, ſpottete und den Gewinn desſelben davontrage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb ſie zwiſchen den Händen. Darauf erſchien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, für welchem der furchtſame Entvogel ſich nieder ins Gebüſche drückte; der Adler ſchwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, ſcheucht er den Entrich auf und verfolgt ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er ſich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm ſeinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber ſchoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleiſchte ihn mit ſeinen mächtigen Fängen. Indem er ſtarb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerkſame Reinald wußte auch dieſer neuen Täuſchung zu begegnen. Er

rieb flugs die Fiſchſchuppen zwiſchen den Händen, da hob ſich ein Walfiſch aus dem Waſſer, der das Ei in ſeinem weiten Rachen auffing und es ans Land ſpie. Des war der Ritter froh in ſeinem Herzen, ſchlug das goldne Ei mit einem Stein voneinander, da fiel ein kleiner Schlüſſel heraus, den er triumphierend für den Schlüſſel der Bezauberungen erkannte.



Schnellfüßig eilte er nun zu dem ſtählernen Portal zurück. Der Zwergſchlüſſel ſchien für das rieſenmäßige Vorlegeſchloß nicht gemacht zu ſein, inzwiſchen wollt er doch einen Verſuch damit machen, aber kaum berührte der Schlüſſel das Schloß, ſo ſprang es auf, die ſchweren eiſernen Riegel ſchoben ſich von ſelbſt zurück, und die ſtählerne Pforte tät ſich auf. Frohen Mutes ſtieg er in die düſtere Grotte hinab, in welcher ſieben Türen in ſieben verſchiedene unterirdiſche Zimmer führten, alleſamt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Wachslichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem letztern in ein Kloſet, wo er einer jungen Dame anſichtig wurde, die auf einem Sofa in einem unerwecklichen magiſchen Schlummer ruhete. Bei dieſem herzanfaſſenden Anblick erwachte in ſeiner Bruſt das Gefühl der Liebe; ſtill und ſtaunend ſtand er da und verwandte kein Auge von ihr, ein Beweis ſeiner großen Unerfahrenheit! Unſer erleuchtetes Jahrhundert weiß dergleichen glückliche Situationen ganz anders zu nutzen. Nachdem Ritter Reinald ſich von ſeinem Erſtaunen erholet hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher und ſah der ſchlafenden Dame gegenüber eine alabaſterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermutete, daß dar-

auf der Talisman eingegraben ſei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er ſeine Fauſt, mit dem eiſernen Handſchuh bewaffnet, und ſchlug mit Manneskraft dagegen. Sogleich fuhr die ſchöne Schläferin ſchreckhaft zuſammen, erwachte, tat einen ſcheuen Blick nach der Tafel und ſank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag, und es erfolgte

alles ſo wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerſtören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüſtige Arme. Mit dieſen erfaßte er die magiſche Tafel und ſtürzte ſie vom hohen Poſtament auf das Marmorpflaſter herab, daß ſie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Totenſchlummer und bemerkte nun erſt beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der ſich gar tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch eh er zu reden anhub, verhüllte ſie ihr holdſeliges Angeſicht mit ihrem Schleier und

ſprach gar zornmütig: „Hinweg von mir, ſchändlicher Unhold! Auch in der Geſtalt des ſchönſten Jünglings ſollſt du weder meine Augen täuſchen, noch mein Herz betrügen. Du kennſt meine Geſinnung, laß mir meinen Totenſchlaf, worein mich deine Zauberei verſetzt hat.“ Reinald begriff den Irrtum der Dame, darum ließ er ſich dieſe Sprache nicht befremden und gegenredete alſo: „Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der Euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt, ſehet hier den Zauber zerſtöret, der Eure Sinnen umnebelt hatte.“ Das Fräulein gloſtete ein wenig unter dem Schleier hervor, und als ſie die alabaſterne Tafel zertrümmert ſahe, wunderte ſie ſich ſehr über die kühne Tat des jungen Abenteurers, blickte ihn holdſelig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem ſie ihm die Hand reichte und ſprach: „Iſts ſo, wie Ihr ſaget, edler Ritter, ſo vollendet Euer Werk und führet mich aus dieſer grauſenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen ſehe, wenns draußen taget, oder die güldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.“

Reinald bot ihr den Arm, ſie durch die ſieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Tür; aber draußen wars ägyptiſche Finſternis, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, eh der elektriſche Strahl des Lichts angezündet war. Alle Kerzen waren erloſchen, und die kriſtallenen Kronleuchter goſſen nicht mehr ihren ſanften Schimmer von den hohen Kuppeln der Baſaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkeln, eh ſie ſich aus dieſen labyrinthiſchen Gängen herausfanden und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felſenhöhle hereindämmern ſahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balſamiſche Kraft der allbelebenden Natur und atmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephir über die blühenden Auen

entgegenwehete. Sie ſetzte ſich mit dem ſchlanken Ritter ins Gras, und er entbrannte gegen ſie in heißer Liebe, denn ſie war ſchön wie das Meiſterſtück der Schöpfung, das erſte Weib aus Adams Rippe geformt. Doch quält ihn eine andre Leidenſchaft ſchier noch mehr, das war die Begierde, zu erfahren, wer die ſchöne Unbekannte ſei und wie ſie in dieſen Wald verzaubert worden wäre. Er bat ſie züchtiglich, ihm davon Beſcheid zu geben, und das Fräulein tat ihren Roſenmund auf und ſprach:

„Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürſten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürſt, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein ſcheußlicher Rieſe und ein Heide war, auch in dem Rufe ſtund, daß er ein großer Schwarzkünſtler ſei, wurde er unter dem Vorwande meiner zarten Jugend abgewieſen, worüber der Heide ſo ſehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte und ſich ſeiner Länder bemächtigte. Ich war zu meiner Tante, der Gräfin von Bohburg, geflohen, und meine drei Brüder, alleſamt ſtattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben. Sobald er meines Vaters Land in Beſitz genommen hatte, kam ihm ein, mich zu entführen, und vermöge ſeiner magiſchen Künſte war ihm das ein leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegte ihn oft dahin zu begleiten, und alle Ritter ſeines Hofes wetteiferten bei dieſer Gelegenheit, mir immer das beſtgerüſtete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte ſich ein unbekannter Stallmeiſter mit einem herrlichen Apfelſchimmel zu mir heran, bat mich im Namen ſeines Herrn, dieſes Pferd zu beſteigen und es zu würdigen, als mein Eigentum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen ſeines Herrn, er entſchuldigte ſich, dieſe Frage nicht eher beantworten zu können, bis ich den

Gaul erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geſchenk nicht verſchmähe. Ich konnte dieſes Anerbieten wohl nicht ausſchlagen, überdies war das Pferd ſo prächtig gerüſtet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf ſich zog. Gold und Edelſteine und prächtige Stickerei war an der purpurfarbenen Satteldecke verſchwendet. Ein roter, ſeidner Zaum lief vom Gebiß am Halſe hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde, dicht mit Rubinen beſetzt. Ich ſchwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieſer Kavalkade mir ſelbſt zu gefallen. Der Gang des edlen Roſſes war ſo leicht und ſo gemachſam, daß es mit dem Huf kaum die Erde zu berühren ſchien. Leichtfüßig ſetzte es über Gräben und Hecken, und die kühnſten Reuter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirſch, der mir bei der Jagd aufſtieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirſch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren, aber das Pferd ſträubte ſich, mir zu gehorchen, bäumte ſich auf, ſchüttelte die Mähne und wurde wild. Ich verſuchte es zu begütigen, aber in dem Augenblick nahm ich mit Entſetzen wahr, daß ſich der Apfelſchimmel unter mir in ein gefiedertes Ungetüm verwandelte: Die Vorderfüße breiteten ſich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängerte ſich, an dem Kopf ſtreckte ſich ein breiter Schnabel hervor; ich ſah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, ſich mit mir in die Luft ſchwang und in weniger als einer Stunde in dieſen Wald verſetzte, wo er ſich vor der ſtählernen Pforte eines antiken Schloſſes niederließ.

Mein erſtes Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte ſich, als ich den Stallmeiſter erblickte, der mir den Morgen den Apfelſchimmel vorgeführet hatte und ſich jetzt ehrerbietig nahete, mir aus dem Sattel zu helfen.

Betäubt von Schrecken und Unmut ließ ich mich ſchweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Geſellſchaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten ſich, mich aufs beſte zu bedienen, aber niemand wollte mir ſagen, wo und in weſſen Gewalt ich mich befände. Ich überließ mich einer ſtummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Geſtalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm ſo, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wütrichs Sitten waren wild, ſeine Leidenſchaften ſtürmten in ſeiner Bruſt, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte ſeiner Wut und forderte ihn auf, ſeine Drohungen zu erfüllen, den Palaſt zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber ſchnell verließ mich der Unhold und gab mir Friſt, mich zu bedenken.

Nach ſieben Tagen erneuerte er ſeinen verhaßten Antrag; ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er ſtürzte wütend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß ſchien in den Abgrund hinabzurollen. Ich ſank auf meinen Sofa, und meine Sinnen ſchwanden dahin. Aus dieſem Todesſchlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: ‚Erwache,‘ ſprach er, ‚liebe Schläferin, aus deinem ſiebenjährigen Schlummer und ſage mir an, ob die wohltätige Zeit den Haß gegen deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinſten Strahl von Hoffnung, und dieſe traurige Grotte ſoll ſich in den Tempel der Freude verwandeln.‘ Ich würdigte den ſchändlichen Zauberer keiner Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleier mein Angeſicht und weinte. Mein Trübſinn ſchien ihn zu rühren, er bat, er flehte, er jammerte laut und wand ſich wie ein Wurm zu meinen Füßen. End-

lich ermüdete ſeine Geduld, er ſprang raſch auf und ſprach: ‚Wohlan, es ſei drum, in ſieben Jahren ſprechen wir uns wieder!‘ Darauf hob er die alabaſterne Tafel aufs Poſtament; ſogleich fiel ein unwiderſtehlicher Schlaf auf meine Augenlider, bis der Grauſame meine Ruhe von neuem unterbrach. ‚Unempfindliche,‘ redete er mich an, ‚wenn du noch gegen mich grauſam biſt, ſo ſei es wenigſtens nicht gegen deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeiſter hat ihnen dein

Schickſal entdeckt, aber er iſt beſtraft, der Verräter. Sie ſind gekommen, dieſe Unglücklichen, mit Heereskraft, dich aus meiner Hand zu reißen: aber dieſe Hand war ihnen zu ſchwer, und ſie beſeufzen ihre Unbeſonnenheit unter mancherlei Geſtalten in dieſem Walde.‘ Eine ſo armſelige Lüge, zu welcher der Unhold ſeine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn ſaß auf meinen Lippen und die bitterſte Verachtung. ‚Unglückliche,‘ fuhr der tobende Heide auf, ‚dein Schickſal iſt entſchieden! Schlafe ſo lange, als die unſichtbaren Mächte dieſem Talisman gehorchen!‘ Flugs ſchob er die ala-

baſterne Tafel zurechte, und der magiſche Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerſtörung des Zaubers derſelben aus dieſem Totenſchlafe erweckt. Aber ich begreifs nicht, durch welche Macht Ihr dieſe Tat habt ausrichten mögen und was den Zauberer abhalten mag, Euch zu widerſtehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben ſein, Ihr würdet ſonſt an ſeinem Talisman ungeſtraft Euch nicht haben vergreifen dürfen."

Die reizvolle Hildegard urteilte ganz recht: Der Unhold war mit ſeinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürſtin Libuſſa aus dem Fayengeſchlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen Königin Tomyris, ſeine Meiſterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer Königin in der Zauberkunſt nur ein Lehrling. Sie hatte ihn mit ihren Künſten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfeſten Ritters unterliegen mußte, dem ſie magiſche Waffen gab, welchen die paſſauer Kunſt nicht widerſtund.

Als die ſchöne Hildegard ſchwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr ſeine Abenteuer. Wie er ihr Meldung tat von den drei verwünſchten Prinzen im Walde, die ſeine Schwäger waren, nahm ſie das groß Wunder, denn ſie vermerkte nun, daß Zornebocks Novelle keine Lüge, ſondern Wahrheit geweſen ſei. Der Ritter war eben im Begriff, ſeine Geſchichte zu enden, da erhob ſich im Gebürge groß Triumphieren und Freudengeſchrei. Bald darauf brachen drei Geſchwader Reuter aus dem Wald hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald ſeine Schweſtern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöſet. Nach wechſelſeitigen Umarmungen und Freudenbezeugungen verließ die Karawane der Entzauberten die ſchauervolle Einöde und begab ſich in das alte Waldſchloß. Reitende Boten flogen nach der Reſidenz des Grafen, die frohe Botſchaft von der An-

kunft ſeiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand ſich eben in tiefer Trauer über den Verluſt des jungen Grafen, den man als einen Toten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verſchlungen habe. Die traurende Mutter hatte auf Erden keinen Troſt mehr und fühlte kein Vergnügen, als das, für ihre Kinder Totengepränge anzu-

ſtellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern, aber ſchneller konnte weiland der täuſchende Nicolini ſeinen pantomimiſchen Schauplatz nicht wandeln, als in der Reſidenz des Grafen bei dieſer frohen Botſchaft alle Dinge eine andere Geſtalt annahmen: alles atmete nun wieder Leben und Freude. In wenigen Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte ſeit dem Beſuch ihres Bruders aus

dem Ei ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Bruſt ſeine kleinen Arme dem Großpapa lächelnd entgegenſtreckte und ihm beim Empfang die ſilberfarbenen Locken zauſte. Unter allen Feierlichkeiten dieſer glücklichen Wiederkehr zeichnete ſich Reinalds Beilager mit der ſchönen Hildegard beſonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechſlungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzu langer Genuß des Vergnügens den männlichen Mut und die Tatkraft ihrer Ritter und Knappen erſchlaffen möchte; auch war die Reſidenz des Grafen zu eng, ſo viel Hofhaltung bequem zu faſſen. Die drei Eidame rüſteten ſich alſo mit ihren Damen zum Abzug. Reinald der Stammerbe verließ ſeine grauen Eltern nimmer und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrſchaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg, Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und bauete Aarburg an einem Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet worden iſt; Ufo der Delphin tat einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte ſich eines Teiles dieſes Reiches und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynaſtien auf das Andenken ihrer Bezauberungen anſpielten, ſo nahmen ſie auch ihre Tiergeſtalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler und das Delphinat einen Meerfiſch im Wappen führet bis auf dieſen Tag. Die köſtlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olympus der ſämtlichen Erdengöttinnen unſeres Weltteils verherrlichen und ſchmücken und für orientaliſche geachtet werden, ſind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald und befanden ſich ehemals in den drei leinwandenen Säcken.

Rolands Knappen

Vetter Roland hatte, wie alle Welt weiß, ſeines Oheims, Kaiſer Karls Kriege mit Glück und Ruhm geführt und unſterbliche Taten getan, von Dichtern und Romanziers beſungen, bis ihm Ganelon der Verräter bei Ronceval, am Fuß der Pyrenäen, den Sieg über die Saracenen und zugleich das Leben entriß. Was halfs dem Helden, daß er den Enaksſohn, den Rieſen Ferracutus, den hochſprechenden Syrer aus Goliaths Nach-

kommenſchaft, erlegt hatte, da er den Säbelſtreichen der Ungläubigen dennoch unterliegen mußte, wogegen ihn ſein gutes Schwert Durande diesmal nicht ſchützen konnte; denn er hatte ſeine Heldenbahn durchlaufen und befand ſich am Ende derſelben. Von aller Welt verlaſſen lag er da, unter den Scharen der Erſchlagnen, ſchwer verwundet und von brennendem Durſt gequält. In dieſem traurigen Zuſtande nahm er alle Kräfte zuſammen und ſtieß dreimal in ſein wunderſames Horn, um Karln das verabredete Zeichen zu geben, daß es mit ihm am letzten ſei. Obgleich der Kaiſer mit ſeinem Heer acht Meilen weit vom Schlachtfelde kampierte, vernahm er doch den Schall des wunderbaren Horns, hob alsbald die Tafel auf, zu großem Verdruß ſeiner Schranzen, welche eine leckerhafte Paſtete witterten, die eben zerlegt wurde, und ließ ſein Heer flugs aufbrechen, ſeinem Neffen zu Hülfe zu eilen, obwohl es damit zu ſpät war, denn Roland hatte ſo gewaltig intoniert, daß das güldene Horn geborſten war, er hatte ſich alle Adern am Halſe zerſprengt und ſeinen Heldengeiſt bereits ausgeatmet. Die Sarazenen aber freueten ſich ihres Sieges und legten ihrem Heerführer den Ehrennamen Malek al Naſſer oder des ſiegreichen Königes bei.

In dem Getümmel der Schlacht waren die Schildknappen und Waffenträger des tapfern Rolands, indem er ſich mitten in die feindlichen Geſchwader warf, von ihrem Herrn getrennt worden und hatten ihn aus den Augen verloren. Da nun der Held fiel und das mutloſe Heer der Franken ſein Heil in der Flucht ſuchte, wurden die mehreſten von ihnen in die Pfanne gehauen. Nur dreien gelang es, aus dem Haufen durch die Leichtigkeit ihrer Füße dem Tode oder den Sklavenfeſſeln zu entrinnen. Die drei Unglückskameraden flüchteten tief ins Gebürge, in unbetretene wüſte Gegenden, und ſchaueten nicht rückwärts auf ihrer Flucht, denn ſie meinten, der Tod trabe mit raſchen Schritten hinter ihnen

her. Von Durſt und Sonnenbrand ermattet, lagerten ſie ſich unter eine ſchattigte Eiche, um da zu raſten, und nachdem ſie ein wenig verſchnoben hatten, ratſchlagten ſie zuſammen, was ſie nun beginnen wollten. Andiol, der Schwertträger, brach zuerſt das pythagoriſche Stillſchweigen, welches ihnen die Eile der Flucht und die Furcht vor den Sarazenen auferlegt hatte. „Was Rats, Brüder," frug er, „wie gelangen wir zum Heere, ohne den Ungläubigen in die Hände zu fallen, und welche Straße ſollen wir ziehen? Laßt uns einen Verſuch machen, durch dieſe wilden Gebürge zu dringen; jenſeits derſelben, mein' ich, hauſen die Franken, die uns ſicher ins Lager geleiten werden." — „Dein Anſchlag wär gut, Kompan," verſetzte Amarin, der Schildhalter, „wenn du uns Adlerfittiche gäbeſt, uns damit über den Wall der ſchroffen Felſen zu ſchwingen; aber mit dieſen gelähmten Knochen, aus welchen Mangel und Sonnenglut das Mark verzehret hat, werden wir traun nicht dieſe Zinnen erklimmen, die uns von den Franken ſcheiden. Laßt uns vorerſt eine Quelle aufſuchen, unſern Durſt zu löſchen und die Kürbisflaſchen zu füllen, und hernach ein Wild erlegen, daß wir was zu zehren haben: dann wollen wir wie leichtfüßige Gemſen über die Felſen hüpfen und bald einen Weg zu Karls Heerlager finden." Sarron, der dritte Knappe, der dem Ritter Roland die Sporen anzulegen pflegte, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Für den Magen, Kamerad, iſt dein Rat nicht übel, aber Euer beider Anſchlag iſt gefahrvoll für den Hals. Meint ihr, daß es uns Karl Dank wiſſen würde, wenn wir ohne unſern guten Herrn zurückkehrten und auch ſeine köſtliche Rüſtung, die uns anvertraut war, nicht zurückbrächten? Wenn wir nun an den Teppich ſeines Throns knieeten und ſprächen: ‚Held Roland iſt gefallen!' Und er ſpräch: ‚Viel ſchlimm iſt dieſe Botſchaft, aber wo iſt Durande, ſein gutes Schwert, geblieben?' Was wollteſt du antworten, Andiol? Oder er

ſpräch: ‚Knappen, wo habt ihr ſeinen ſpiegelblanken, ſtählernen Schild?‘ Was wollteſt du darauf ſagen, Amarin? Oder er früg nach den goldenen Sporen, die er unſerm Herrn anlegte, als er ihn weiland zum Ritter ſchlug, müßt ich nicht mit Scham verſtummen?“ — „Du erinnerſt wohl,“ erwiderte Andiol, „dein Verſtand iſt hell wie Rolands Schild, durchdringend, fein und ſcharf wie Rolands Schwert. Wir wollen nicht ins Heerlager der Franken zurückkehren; Karl möchte ſchellig* ſein und uns laſſen Profeß tun im Kloſter zu den dürren Brüdern**.“

Über dieſe Konſultationen war die grauſenvolle Nacht hereingebrochen; kein Sternlein flimmerte am umnebelten Himmel, kein Lüftchen regte ſich. In der weiten Einöde war tiefe Totenſtille umher, die nur durch das Krächzen irgendeines Nachtvogels zuweilen unterbrochen wurde. Die drei Flüchtlinge ſtreckten ſich unter die Eiche auf den Raſen und gedachten, den bellenden Hunger, welchen das ſtrenge Faſten des langen Tages erregt hatte, durch den Schlaf zu betäuben; aber der Magen iſt ein ungeſtümer Gläubiger, der den Zahlungstermin ſeiner Intraden nicht gern vierundzwanzig Stunden lang kreditiert. Ihrer Ermüdung ungeachtet geſtattete ihnen der Hunger keinen Schlaf, obgleich ſie ihr Wehrgehenke zum Schmachtriemen gebraucht und ſich damit ſo eng gegürtet hatten als möglich. Indem ſie aus Unmut und Langerweile wieder anfingen miteinander zu koſen, erblickten ſie durchs Gebüſche ein fernes Lichtlein, das ſie anfangs für das Dunſtkind ſalpetriſcher ſchwefliger Dämpfe anſahen. Weil aber das vermeintliche Irrlicht nach einiger Zeit weder den Ort noch den Schein veränderte, faßten ſie den Entſchluß, die Sache genauer zu unterſuchen. Sie verließen ihr Standquartier unter der Eiche, und nachdem ſie

* Ungehalten, aufgebracht. ** So nennt Burckard Waldis ſcherzhaft den Galgen.

manche Schwierigkeit überwunden, in der Finsternis über manchen Stein gefallen und mit dem Kopf gegen manchen Ast angerennt waren, gelangten sie auf einen freien Platz vor einer aufrechtstehenden Felsenwand, wo sie zu ihrer großen Freude einen Kochtopf auf dem Dreifuß über dem Feuer fanden. Und die auflodernde Flamme ließ ihnen zugleich den Eingang einer Höhle wahrnehmen, über die sich von oben Efeuranken herabschlangen und welche durch eine feste Tür verschlossen war. Andiol ging hinzu und pochte an, vermutend, der Bewohner der Höhle möchte irgendein frommer, gastfreier Einsiedler sein. Aber er vernahm eine weibliche Stimme von innen, welche frug: „Wer klopft, wer klopft an meinem Hause?" — „Gutes Weib," sprach Andiol, „tut uns auf die Tür zu Eurer Grotte, drei irrende Wanderer harren hier an der Schwelle und verschmachten vor Durst und Hunger." — „Geduld! Geduld!" antwortete die Stimme von innen, „daß ich vorerst das Haus beschicke und es zum Empfang der Gäste bereite." Der Horcher an der Tür hörte darauf von innen groß Geräusch, als würde das ganze Haus aufgeräumt und ausgescheuert. Er wartete eine Zeitlang, solang es seine Ungeduld verstattete; als aber die Hausmutter kein Ende finden konnte, ihre Wohnung zu säubern, klopft' er nochmals etwas soldatisch an die Tür und verlangte, mit seinen Gefährten eingelassen zu werden. Die vorige Stimme antwortete: „Gemach, ich höre! Laßt mir doch Zeit, meine Dormöse aufzustürzen, daß ich vor den Gästen mich kann sehen lassen. Schüret indessen draußen das Feuer an, daß der Topf wohl siede, und nascht mir nichts von der Brühe."

Sarron, der in Ritter Rolands Küche immer der Topfgucker gewesen war, hatte aus natürlichem Instinkt sich der Funktion, das Feuer zu unterhalten, bereits unterzogen, auch den Topf vorläufig sondiert und eine Entdeckung gemacht,

die ihm eben nicht behagte. Denn da er die Stürze aufhob und mit der Fleiſchgabel zu Boden fuhr, zog er einen ſtachlichten Igel hervor, deſſen Anblick ſeine Eßluſt dergeſtalt verminderte, daß der Magen von allen ungeſtümen Forderungen abſtund. Er ließ ſich aber nichts von dieſer Küchenbeobachtung gegen ſeine Gefährten merken, damit, wenn das Igelragout unter dem Inkognito einer leckerhaften Brühe

aufgetiſcht würde, er ihnen den Appetit nicht verderben möchte. Amarin war vor Müdigkeit eingeſchlummert und hatte beinahe ausgeſchlafen, ehe die Bewohnerin der Grotte mit ihrer Toilette fertig war. Wie er erwachte, geſellt' er ſich zu dem lärmenden Andiol, der unter heftigen Konteſtationen mit der Eignerin der Höhle über den Einlaß kapitulierte. Nachdem endlich alles zur Richtigkeit gebracht war, hatte ſie zum Unglück den Hausſchlüſſel verkramt, und weil ſie noch dazu aus großer Eil ihre Lampe umgeſtoßen hatte, konnte ſie ſolchen nicht wiederfinden. Die ſchmachtenden Wanderer mußten alſo die ihnen gleich anfangs angeprieſene Geduld üben, bis nach langer Pauſe der Schlüſſel gefunden war und die Tür aufgetan wurde. Aber ein neuer Verzug, die Kontenanz der Fremdlinge zu prüfen! Kaum war die Tür halb geöffnet, ſo ſprang eine große ſchwarze Katze heraus, mit feuerfunkelnden Augen. Sogleich ſchlug die Hausmutter die Tür wieder zu und verriegelte ſie wohl, ſchalt und ſchmähte auf die ungeſtümen Gäſte, die ihre Wohnung verunruhigten und ſie um ihr liebes Hausvieh gebracht hätten. „Haſchet meinen Kater ein, ihr Wichte," rief ſie von innen, „oder laßt euch nicht einfallen, meine Schwelle zu betreten!"

Die drei Kameraden ſahn einander ratſchlagend an, was ſie tun wollten. „Die Hexe!" murmelte Andiol zwiſchen den Zähnen, „hat ſie uns nicht lange genug geäfft, und nun ſchilt und drohet ſie! Soll ein Weib drei Männer narren? Bei Rolands Schatten, das ſoll ſie nicht! Laßt uns die Tür erbrechen und auf gut ſoldatiſch uns hier einquartieren." Amarin ſtimmte bei, aber der weiſe Sarron ſprach: „Bedenkt, Brüder, was ihr tut; der Verſuch könnt übel ablaufen, ich ahnde hier ſonderbare Dinge. Laſſet uns die Befehle unſrer Wirtin aufs pünktlichſte befolgen; wenn unſre Geduld nicht ermüdet, ſo wird ihre Laune ermüden, uns zu foppen." Dieſer gute Rat wurde angenommen und auf den

ſchwarzen Murner alsbald eine allgemeine Jagd gemacht. Aber der war waldein geflohen und in der düſtern Nacht nicht ausfindig zu machen. Denn obgleich ſeine Augen ſo hell funkelten als die Augen der Lieblingskatze des Petrarcha, deren Schimmer dem Dichter zur Lampe diente, ein unſterbliches Lied an ſeine Laura dabei niederzuſchreiben, ſo ſchien der pyrenäiſche Murner doch eben die Launen ſeiner Domina zu haben, die drei Wanderer zu äffen, und blinzte entweder gefliſſentlich die Augen zu oder drehete ſie ſo, daß ſie ihn nicht verrieten. Gleichwohl wußt ihm der verſchmitzte Sarron beizukommen. Er verſtund ſich darauf, die Minneſprache des Katzengeſchlechts ſo natürlich zu miaulen, daß der Anachoret im Walde, der ſich auf einen Eichbaum geflüchtet hatte, dadurch betrogen wurde, und weil er in der unterirdiſchen Klauſe keine andere Geſellſchaft genoß, als die ſeiner Pflegerin und einiger Kellermäuſe, mit welchen er ſich zuweilen herumtummelte, ſo vermutete er eine angenehme Geſpielin in der Nähe, welcher nachzuſpüren er den Baum verließ und den disharmoniſchen Kanon der nächtlichen Serenade anſtimmte, welcher die Schlafenden aus der Ruhe ſtöret und ſie antreibt, das Nachtgeſchirr auf die läſtigen Minneſinger unter dem Kammerfenſter auszuleeren.

Sobald ſich der queilende Kater durch ſeine Stimme verriet, war der lauerſame Knappe zur Hand, beſchlich ihn und brachte den eingehaſchten Flüchtling im Triumph an den Eingang der Felſenhöhle, der nun nicht mehr verſperret war. Hocherfreut traten die drei Knappen unter Geleitſchaft des entflohnen Penaten hinein, begierig, die Bekanntſchaft der Wirtin zu machen; aber bänglich ſchauderten ſie zurück, als ſie ein lebendiges Skelett, ein dürres, ſteinaltes Mütterchen erblickten. Sie trug einen langen Talar, hielt in der Hand eine Miſtelſtaude, berührte damit auf eine feierliche Art die Ankömmlinge, indem ſie dieſelben bewillkommnete, und

nötigte ſie, an einem gedeckten Tiſche Platz zu nehmen, auf welchem eine frugale Mahlzeit von Milchſpeiſen, geröſteten Kaſtanien und friſchem Obſt aufgetragen war. Es bedurfte keiner Zunötigung: die hungrigen Gäſte fielen wie gierige Wölfe über die Speiſen her, und in kurzer Zeit waren die Schüſſeln ſo rein abgeleert, daß keine genäſchige Maus von den Überbleibſeln zu ſättigen geweſen wäre. Sarron tat es in der Eilfertigkeit, den Magen zu befriedigen, ſeinen beiden

Spießgeſellen zuvor, denn er wähnte noch einen zweiten Gang, wo das Igelragout zum Vorſchein kommen würde, welches er ſeinen Gefährten allein zu überlaſſen gedachte; da die Hausmutter nichts mehr auftrug, glaubte er, daß ſie dieſen Leckerbiſſen für ſich ſelbſt aufgeſparet habe.

Die Alte war indeſſen geſchäftig, von Matratzen, aus ſpaniſcher Wolle gewebt, ein Nachtlager zu bereiten; aber es war ſo knapp und ſchmal, daß unmöglich drei Perſonen darauf Platz finden konnten. Der Schläfer Amarin machte dieſe Bemerkung, gab ſie der geſchäftigen Wirtin zum beſten und bat ſie, auch den dritten Mann nicht zu vergeſſen. Die Alte tat

ihren zahnlosen Mund auf und sprach lächelnd: „Lieben Kinder, seid unbekümmert, der dritte Mann soll nicht auf der Erde schlafen, ich hab ein breites Bette, darin ist Platz für mich und ihn.“ Die drei Gesellen nahmen diese Rede für einen guten Schwank auf, freueten sich, daß das graue Mütterlein noch so bei Laune sei und belachten den Einfall aus vollem Halse. Der kluge Sarron aber bedachte, daß alte Matronen zuweilen seltsame Schrullen im Kopf haben, untersuchte nicht lang, ob hier gescherzt oder geernstet sei, stellte sich urplötzlich schlaftrunken, taumelte aufs Lager, um sich auf allen Fall in Possess zu setzen, und überließ es seinen Kameraden, die Neckerei mit der Wirtin um ihre Bettgenossenschaft fortzusetzen. Die beiden Champions wurden das Stratagem nicht sobald inne, als sie in gleicher Absicht einander das Prävenire zu spielen gedachten, und weil keiner dem andern den Platz einzuräumen willens war, mußte das Faustrecht entscheiden. Die Alte sahe eine Zeitlang ruhig zu, wie sich die Boxer herumzogen, und der schlaue Sarron schnarchte dazu aus allen Kräften. Wie aber der Streit hitzig wurde und die goldgelben Haarlocken der Wettkämpfer, welche die Sarazenen verschont hatten, den Fußboden bedeckten, ergriff sie den Mistelstengel und berührte damit die beiden Athleten. Da stunden sie starr und steif wie zwei Bildsäulen, waren unvermögend, einen Finger zu regen; die Alte aber streichelte mit ihrer kalten, dürren Totenhand ihnen freundlich die glühenden Backen und sprach: „Friede, Kinder! blinder Eifer schadet nur. Ihr habt alle gleiche Rechte und gleiche Ansprüche auf meine Bettgenossenschaft; nach den Rechten dieses Hauses trifft jeden die Reihe. Laßt mich in eurer Umarmung erwärmen, daß ich mich noch einmal verjünge vor meinem Hinscheiden.“ Hierauf löste sie den Zauber der beiden rüstigen Ringer auf und gebot ihnen, den Schläfer Sarron zu wecken, der aber durch kein Rütteln und Schüt-

teln, auch durch keinen Rippenſtoß zu ermuntern war. Die Alte wußte gleichwohl ein Mittel, ihn aus dem ſcheinbaren Totenſchlaf zu erwecken: kaum hatte ſie ihn mit der geheimnisvollen Miſtel berührt, ſo fing der Knappe an, ſeltſame Kontorſionen zu machen, krümmt' und wand ſich wie ein Wurm auf dem Nachtlager, klagte über heftiges Bauchweh, als plagt ihn die Kolik von Poitou, und bat die Hausmutter demütig um ein linderndes Kliſtier. Sie aber hatte flugs eine bewährte Salbe zur Hand, damit hieß ſie ihn den Nabel beſtreichen, worauf alle Schmerzen bald verſchwanden.

Die drei Knappen hätten ſich jetzt wohl unter den Eichbaum zurückgewünſcht; ſie ſahen, daß ſie einer mächtigen Zauberin in die Hände gefallen waren, die ſie auf mancherlei Art trillte und foppte; doch half hier nichts, als zum böſen Spiel gute Miene zu machen. „Kinder," ſprach ſie, „es iſt ſpat, die kühle Nacht ſtreut Schlummerkörner, das Los mag entſcheiden, welcher unter euch heut in meiner Bettkammer raſten ſoll." Drauf brachte ſie ein Büſchel Werg herbei, nahm ein wenig davon, drehete ein Küglein daraus, ganz leicht und luftig, ſtellt' es auf den Tiſch und hieß den drei Geſellen gleiches tun, welche auch ohne Widerrede Folge leiſteten; der ſchlaue Sarron aber drehete das ſeinige ſo derb und dicht als er konnte. Hierauf nahm die Drude einen fichtenen Span, zündete all die Häuflein an und ſprach: „Wer mir zuerſt nachfleugt, ſei dieſe Nacht mein Bettgenoß." Die glimmende Aſche ihres Häufleins hob ſich empor, darauf folgte Andiols und hernach Amarins Häuflein, nur Sarrons Aſchenhaufen blieb auf der Tafel zurück, wegen Schwere und Dichtigkeit der Kugel. Darauf umfaßte die Alte ihren Schlafkompan herzhaft, zog ihn zur Kammer hinein, und er folgte ihr ſchaudernd mit berganſtehndem Haar, wie der Dieb dem Schergen zur Leiter am Hochgericht. Es war traun ein harter Strauß für den armen Wicht, neben einem ſolchen Furcht-

gerippe zu pernoktieren. Wenn die Alte eine Ninon de l'Enclos gewesen wär, die in ihrem höchsten Stufenjahre, nachdem sie neunmal neun Sommer durchlebt hatte, noch soviel Reize besaß, daß ihr Sohn unerkannterweise gegen sie in heißer Liebe entbrannte, so wär das Abenteuer allenfalls noch zu bestehen gewesen. Aber der Zahn der Zeit hatte also an ihrer Gestalt gezehrt, daß das Konterfei der hundertjährigen Jungfer aus den physiognomischen Fragmenten, oder der Hexe zu Endor nach dem Holzschnitt der Wittenberger Bibelausgabe gegen ihre Fratze noch immer für Schönheiten gelten konnten. Der Mutter Natur hat es beliebt, die äußersten Grenzlinien der Schönheit und Häßlichkeit in dem weiblichen Körper zu vereinbaren; das höchste Ideal der Schönheit ist ein Weib, und das höchste Ideal der Häßlichkeit ist auch ein Weib, und es ist eine etwas demütigende Bemerkung für stolze Schönen, daß diese beiden Endpunkte gewöhnlich in einer und der nämlichen Person, wiewohl in ganz verschiedenen Epoken, zusammentreffen. Andiols Sultanin stund auf der äußersten Abstufung der Menschengestalt, weit unter der berufenen Baschkirenphysiognomie, und schien das non plus ultra der Häßlichkeit zu sein; ob sie das auch ehemals in Absicht der Schönheit war, ist nicht leicht auszumachen.

Diese einsame Bewohnerin der Pyrenäen hauste hier schon seit verschiedenen Menschenaltern, ihr Leben maß beinahe die Hälfte der Jahre von den zwölf Matronen, welchen irgendeine andächtige Fürstin in der Karwoche die Füße zu waschen pflegt. Sie war die letzte Sprosse aus dem Stamm der Druiden, besaß die ganze Verlassenschaft aller Geheimnisse und Künste der aussterbenden Sippschaft und stammte in gerader Linie von der berühmten Veleda ab*, die ihrer Großmutter Altermutter gewesen war. Alle Kräfte der Natur

* Aber nach Tacitus Bericht im vierten Buch seiner Historie, Kap. 61, war Veleda eine Jungfrau? Antwort: Tut nichts zur Sache; sie wars

waren ihr untertan; sie kannte die Wirkung der Kräuter und Wurzeln so gut als die Influenzen der Gestirne, sie wußte köstliche Tinkturen zu bereiten, auch verfertigte sie eine bewährte Wundereſſenz, die alles das leistete, was die Schwersche in Altona verspricht, nur mit dem verjüngenden Balsam wollt es ihr nie gelingen, welchen der Marquis d'Aymar, auch Belmar genannt, gegenwärtig in Venedig zu erfragen, endlich zu erkünsteln gewußt hat und der so wirksam sein soll, daß eine alte Dame, die sich zu stark damit rieb, in den Zustand eines Embryo zurückversetzt wurde*. In der Magie war sie Meisterin, und die geheimnisvolle Mistel der Druiden verwandelte sich in ihrer Hand in den Zauberstab der Circe; nicht minder wußte sie durch angereihete Schlangenaugen Herrengunst und Frauenliebe zu erwecken, wenn die Person, welche dieses kräftige Amulett an sich trug, anders tauglich war, eine erotische Vegetation zu bewirken; denn was die gute Mutter selbst betraf, so blieben die neun Reihen Schlangenaugen, die sie wie Perlenschnuren um den Hals trug, bei ihr selbst unwirksam. Für das Belmarsche Rezept hätte sie gern ihre Hausoffizin nebst den neun Schnuren Schlangenaugen und dem magischen Apparatus vertauscht. Aber der Prozeß zu dieser herrlichen Komposition war zu ihrer Zeit noch nicht erfunden, folglich blieb ihr von den zwei Lieblingswünschen der Menschen: lange leben und jung sein, nur der erste erreichbar. In Ermangelung des spezifischen Mittels hielt sie sich, was den zweiten betraf, an ein Surrogat, das eben nicht zu verachten war. Mit der Lauersamkeit einer Spinne saß sie in dem Mittelpunkt ihres magischen Gewebes und haschte jeden peregrinierenden Weltbürger auf, der sich in ihr Zaubernetz verwickelte. Alle Wan-

freilich einmal, aber daß sie sich mit dem Gelübde ewiger Keuschheit belastet hätte, davon sagt Tacitus kein Wort. * Tagebuch eines Weltmanns, par Mr. le Comte Max Lamberg.

derer, die ihr Territorium betraten, zwang sie zu ihrer Bettgenossenschaft, wenn sie sich zu diesem diätetischen Gebrauch qualifizierten, und eine solche gesellige Nacht verjüngte sie jederzeit um dreißig Jahr; denn nach dem Lehrsatz des Celsus sog ihr ausgetrockneter Körper alle gesunden, jugendlichen Exhalationen des rüstigen Schlafgesellen gierig ein. Außerdem verabsäumte sie nie, abends vor Schlafengehen mit Igelfett den alten Pergamentband ihrer Haut wohl zu salben, sie lind und schmeidig zu erhalten, um nicht bei lebendigem Leibe zur Mumie zu werden.

Ohne das Gesetz der Keuschheit weder mit Gedanken, Worten oder Werken im mindesten zu verletzen, hatten die drei Knappen notgedrungen der Alten den verlangten Ehrendienst geleistet. Sie hatte sich mit guter Manier neunzig lästige Jahre vom Halse geschafft, ging wieder ganz flink und keck einher, und der kluge Sarron, den seine Schlauheit diesmal nicht von dem Schicksal seiner Konsorten befreiet hatte, machte die Bemerkung, daß die größten Übel mehrenteils nur in der Einbildung bestünden, und daß eine schlecht zugebrachte Nacht nicht mehr Stunden und Minuten zähle als die glücklichste. Da am dritten Tage die neubelebte Alte die drei Bettkonsorten beurlaubte und sie mit freundlichen Worten förderziehen hieß, trat der Redner Sarron auf und sprach: „Es ist nicht Sitte im Lande, einen Gast unbegabt von sich zu lassen; zudem haben wir einen Dank oder Zehrpfennig von Euch verdient: Ihr habt uns baß getrillt und wohl geplagt um einen Bissen Brod und einen Trunk Wasser. Haben wir nicht das Feuer beim Kochtopf angeschüret wie die Küchenmägde? Haben wir nicht Euren Hausfreund, den schwarzen Kater, wieder eingehascht, der entsprungen war? Und haben wir Euch nicht an unserm Herzen erwarmen lassen, da der Frost des Alters Euer Knochengerippe schüttelte? Was wird uns dafür, daß wir Euch getaglöhnert und hofieret haben?“

Die Mutter Drude ſchien ſich zu bedenken. Sie war nach Gewohnheit alter Matronen zäher Natur und ſchenkte nicht leicht etwas weg; gleichwohl hatte ſie die drei Wichte in Affektion genommen und ſchien geneigt, ihrer Anforderung Gnüge zu leiſten. „Laßt ſehen," ſprach ſie, „ob ich Euch mit einer Gabe bedenken kann, dabei ſich jeder meiner erinnere." Sie trippelte darauf in ihre Rumpelkammer, kramte darinnen lange, ſchloß Kaſten auf und Kaſten zu und raſſelte mit den Schlüſſeln, als wenn ſie die hundert thebaniſchen Pforten im Beſchluß hätte. Nach langem Verharren kam ſie wieder zum Vorſchein und trug im Zipfel ihres Kleides etwas verborgen, wendete ſich gegen den weiſen Sarron und frug: „Wem ſoll das, was ich in meiner Hand habe?" Er antwortete: „Dem Schwertträger Andiol." Sie zog hervor einen verroſteten Kupferpfennig und ſprach: „Nimm hin und ſage mir, wem das ſoll, was ich mit meiner Hand faſſe?" Der Knappe, welcher mit der Spende übel zufrieden war, antwortete trotzig: „Mags nehmen, wers will, was kümmerts mich!" Die Drude ſprach: „Wer mags?" Da meldete ſich Amarin, der Schildhalter, und empfing ein Tellertüchlein von feinem Trell, ſauber gewaſchen und geplättet. Sarron ſtund auf der Lauer und gedachte, das beſte zu erhaſchen: aber er empfing nichts als einen Däumling von einem ledernen Handſchuh und wurde von ſeinen Kameraden derb ausgelacht.

Die drei Geſellen zogen nun ihre Straße, nahmen kaltſinnig Abſchied, ohne ſich für die milden Gaben zu bedanken oder die Freigebigkeit der kargen Matrone zu rühmen; möchten ihr wohl gar Injurien geſagt haben, wenn ſie nicht der Miſtelſtengel, deſſen Kraft ſie allerſeits erprobt hatten, in Reſpekt gehalten hätte. Nachdem ſie einen Feldweges fortgewandert waren, fings dem Schwertträger Andiol erſt an zu wurmen, daß ſie ſich in der Drudenhöhle nicht beſſer bedacht hätten.

„Hörtet ihr nicht, Kameraden," sprach er, „wie die Unholdin in ihrer Rumpelkammer Kasten auf- und zuschloß, um den Plunderkram zusammenzusuchen, womit sie uns gefoppt hat? In ihren Kasten war gewiß Reichtum und Überfluß. Wären wir klug gewesen, so hätten wir danach getrachtet, der Zauberrute, ohne welche sie nichts vermochte, uns zu bemächtigen, wären in die Vorratskammer gedrungen und hätten, wie's der Kriegsleute Sitte und Brauch ist, Beute gemacht, ohne uns von einem alten Weibe trillen zu lassen." Der unwillige Knappe perorierte noch lange in diesem Ton und beschloß damit, daß er den verrosteten Pfennig hervorzog und aus Verdruß von sich warf. Amarin folgte dem Beispiel seines Konsorten, schwenkte das Tellertuch um den Kopf und sprach: „Was soll mir der Lappen in einer Wüste, wo wir nichts zu beißen haben; wenn wir einen wohlbesetzten Tisch finden, wird auch kein Träufeltuch fehlen," überließ es drauf den wehenden Winden, die es einem nahen Dornstrauch zuweheten, welcher den Minnesold der alten Liebschaft an seinen spitzen Zacken festhielt. Der weitriechende Sarron witterte indes etwas von verborgenen Kräften der verschmäheten Gaben, tadelte die Unbesonnenheit seiner Spießgesellen, die nach dem gemeinen Weltlauf die Dinge nur von der Außenseite beurteilten, ohne den innern Gehalt zu prüfen: aber er predigte tauben Ohren. Dagegen war er auch nicht zu bereden, sich des unansehnlichen Däumlings zu entledigen, vielmehr nahm er durch diese Geschichten Anlaß, ein und den andern Versuch damit anzustellen. Er zog ihn über den Daumen der rechten Hand ohne Wirkung, hierauf wechselte er mit dem Daumen der linken, und so schlenderten die drei Gefährten noch eine Weile fort. Urplötzlich blieb Amarin stehen und frug verwundernd: „Wo ist Freund Sarron geblieben?" Andiol antwortete: „Laß ihn, der Geizhals wird auffammlen, was wir weggeworfen haben." Still und stau-

nend hörte Sarron dieſe Rede. Es überlief ihn ein kalter Schauer, und er wußte ſich in ſeiner Freude kaum zu mäßigen, denn das Geheimnis des Däumlings war ihm nun enträtſelt. Seine Kameraden machten halt, ihn zu erwarten. Er aber ging ſeinen Schritt rüſtig fürbaß, und als er einen guten Vorſprung gewonnen hatte, rief er mit lauter Stimme: „Ihr Trägen, was weilet ihr dahinten? Wie lange ſoll ich eurer harren?“ Hoch aufhorchend vernahmen die beiden

Knappen die Stimme ihres Gefährten vorwärts, den ſie weit zurück vermuteten, verdoppelten deshalb ihre Schritte und liefen haſtig vor ihm vorüber, ohne ihn zu ſehen. Darüber freut' er ſich nur noch mehr, weil er nun gewiß war, daß ihm der Däumling die Gabe der Unſichtbarkeit mitgeteilt hatte. Und ſo trillt' er ſie wacker, ohne daß ſie auf die Urſache dieſer Täuſchung rieten, ob ſie ſich gleich weidlich den Kopf darüber zerbrachen. Sie vermeinten, ihr Gefährte ſei von einer Felſenwand ins tiefe Tal hinabgegleitet, habe ſich den Hals abgeſtürzt und ſein leichter Schatten umſchwebe ſie nun, ihnen das Valet zuzurufen. Darüber kam ihnen große Furcht an, daß ſie Judasſchweiß ſchwitzten.

Seines Spiels endlich müde, verſichtbarte ſich Sarron wieder und belehrte die horchſamen Gefährten von der Beſchaffenheit des wunderſamen Däumlings, ſchalt ihren Unbedacht, und ſie ſtunden da ganz verblüfft wie die ſtummen Olgötzen. Nachdem ſie ſich von ihrem Hinſtaunen erholet hatten, liefen ſie ſpornſtreichs zurück, die verſchmäheten Gaben der Mutter Drude wieder in Beſitz zu nehmen. Amarin jauchzte laut auf, als er ſchon in der Ferne das Tellertuch am Wipfel des Dornbuſchs wehen ſahe, welcher das anvertraute Gut, obgleich die vier Winde des Himmels um deſſen Beſitz zu kämpfen ſchienen, getreuer verwahret hatte, als mancher Depoſitionsſchrank das Erbteil der Unmündigen unter gerichtlichem Schloß und Riegel. Mehr Schwürigkeiten koſtete es, den verroſteten Pfennig wieder im Graſe aufzufinden; doch Eigennutz und Geldſucht gab dem ſpähenden Eigentümer Argusaugen und diente ihm zur Wünſchelrute, ſeine Schritte zu leiten und den Ort zu treffen, wo der Schatz verborgen lag. Ein hoher Luftſprung und lautes Freudengeſchrei verkündete den glücklichen Fund des verroſteten Pfennigs.

Von der langen Promenade war die Reiſegeſellſchaft ſehr ermüdet und ſuchte den Schatten eines Feldbaums, ſich für den drückenden Sonnenſtrahlen zu bergen, denn es war hoch Mittag, der Hungerwurm dehnte ſich achtzehn Ellen lang durch die leeren Gedärme und erregte im Grimmdarm unangenehme Empfindungen. Dem ungeachtet waren die drei Abenteurer frohen Mutes, ihr Herz ſchwoll vor freudiger Hoffnung, und die beiden Geſellen, welche die Kräfte ihrer Wundergaben noch nicht erprobt hatten, ſtellten damit allerlei Verſuche an, ſolche zu erforſchen. Andiol ſuchte ſeine wenige Barſchaft zuſammen, legte dazu den Kupferpfennig und fing an zu zählen, vorwärts, rückwärts, mit der Rechten, mit der Linken, von oben herunter, von unten hinauf, ohne die vermuteten Eigenſchaften eines Heckpfennigs zu entdecken.

Amarin hatte ſich auf die Seite gemacht, knüpfte gar ehrbar ſein Tellertuch ins Knopfloch, betete in aller Stille ſein Benedicite, tat darauf die beiden Flügeltüren ſeiner geräumigen Brotpforte weit auf und erwartete nichts Geringers, als daß ihm eine gebratene Taube in den Mund fliegen würde; aber die Prozedur war viel zu links, als daß das magiſche Tüchlein operieren konnte, darum begab er ſich wieder zur Geſellſchaft, erwartend, was der Zufall entziffern werde. Die Empfindung des Heißhungers begünſtiget zwar eben nicht die frohe Laune, aber wenn die Federkraft der Seele einmal geſpannt iſt, ſo erſchlafft ſie auch nicht gleich von jeder kleinen Wetterveränderung. Bei Amarins Zurückkunft riß ihm Sarron auf eine luſtige Art das Tüchlein aus der Hand, breitet' es auf den Raſen unter den Baum und rief: „Heran, Geſellen! Der Tiſch iſt gedeckt, beſcher uns nun die Kraft des Tellertuchs einen wohlgekochten Schinken darauf und Weißbrod vollauf.“ Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo regnete es Raſpelſemmeln auf den Laken vom Baum herunter und zugleich ſtund eine antike Majolik in Form einer bauchigen Schüſſel da, mit einem geſottenen Schinken. Hinſtaunen und Eßluſt malten auf den Geſichtern der hungrigen Tiſchgenoſſen einen ſeltſamen Kontraſt; der Inſtinkt aus dem Magen beſiegte jedoch bald die Bewunderung. Mit froher Gierigkeit regten ſie nun die Kinnbacken, daß man hätte glauben ſollen, das taktmäßige Geräuſch einer Stampfmühle zu hören. Keinem entfiel während der Mahlzeit ein Wort, bis die letzte Fleiſchfaſer von dem Knochen geſchälet war.

Der Hunger war bald überflüſſig geſtillt, nun meldete ſich der peinliche Zwillingsbruder desſelben, der Durſt, an, beſonders da der Schmecker Sarron die Bemerkung machte, daß der Schinken etwas zuviel Salz gehabt habe. Der ungeſtüme Andiol bezeigte zuerſt ſeine Unzufriedenheit über die

halbe Mahlzeit, wie er ſie nennte. „Der mich ſpeiſt ohne Trank," ſprach er, „dem weiß ich's wenig Dank," und kannegießerte noch viel über die mangelhafte Wundergabe des Tellertuchs. Amarin, der ſein Eigentum nicht wollte herunterſetzen laſſen, fand ſich durch dieſe Kritik beleidiget, faßte das Tuch bei den vier Enden, es ſamt der Schüſſel wegzutragen; doch wie er's zuſammennahm, war Schüſſel und Schinkenknochen daraus verſchwunden. „Bruder," ſprach er zu dem übermütigen Krittler, „wenn du in Zukunft mein Gaſt ſein willſt, ſo nimm mit dem vorlieb, was dir mein Tiſch darbeut und ſuche für deine durſtige Milz eine ergiebige Quelle; was den Trunk betrifft, das kommt hier aufs andre Blatt; wo ein Backhaus ſteht, ſagt das Sprüchwort, da hat kein Brauhaus Platz." — „Wohlgeſprochen!" verſetzte der Schlaukopf Sarron, „laß doch ſehn, was dein anderes Blatt beſagt," entriß ihm nochmals das Tellertuch und breitet' es links auf die Matten, mit dem Wunſche, daß der dienſtbare Geiſt desſelben möchte darauf erſcheinen laſſen Weinflaſchen ohne Zahl, mit dem beſten Malvaſier gefüllt. Im Umſehen ſtund eine Majolik da, dem Anſehen nach zum vorigen Service gehörig, als ein Henkelkrug geformt, mit dem herrlichſten Malvaſier gefüllt.

Jetzt hätten die glücklichen Knappen beim Genuß des ſüßen Nektars ihren Zuſtand nicht mit Kaiſer Karls Throne vertauſcht. Der Wein flutete alle Sorgen des Lebens auf einmal fort und perlete ſchäumend in den ehernen Pickelhauben, die ſie ſtatt der Pokale gebrauchten. Selbſt Andiol, der Splitterrichter, ließ nun den Talenten des Tellertüchleins Gerechtigkeit widerfahren, und wenn's dem Eigentümer feil geweſen wär, ſo hätt er's flugs um den verroſteten Pfennig und deſſen noch unerkannte Meriten eingetauſcht. Dieſer wurd ihm gleichwohl immer werter, und er fühlte jeden Augenblick darnach, um zu erfahren, ob er noch zur Stelle ſei. Er zog

ihn hervor, das Gepräge zu beſchauen, davon die geringſte Spur ſo gar verloſchen war. Drauf wendet' er ihn um, die Rückſeite zu betrachten: das war die rechte Methode, dem Pfennig ſeine Spenden abzulocken. Wie er auch hier weder Bild noch Überſchrift entdeckte und ihn wieder beiſtecken wollte, fand er unter dem Wunderpfennig ein Goldſtück von

gleicher Größe und ebenſo dick als derſelbe. Er wiederholte den Verſuch noch oftmals unbemerkt, um ſeiner Sache gewiß zu ſein, und fand das Manöver zuverläſſig. Mit der ausgelaſſenen Freude, welche der alte Syrakuſer Philoſoph empfand, als er im Bade die Waſſerprobe des Goldes ausgeſpähet hatte und aus frohem Unſinn in unverſchämter Nacktheit ſein εὑρηκα durch alle Gaſſen poſaunte, erhob ſich Andiol, der Schwertträger, von ſeinem Raſenſitze, hüpfte

mit krummen Bocksprüngen um den Baum und schrie aus voller Kehle: „Kameraden, ich habs, ich habs!“ und verhehlt' ihnen nicht seinen alchymischen Prozeß. Im ersten Feuer seines freudigen Enthusiasmus bracht er in Vorschlag, augenblicks die wohltätige Mutter Drude wieder aufzusuchen, die ihre kleinen Neckereien so edelmütig vergütet hatte, sich ihr zu Füßen zu werfen und ihr zu danken. Ein gleichmäßiger Trieb beseelte sie alle, geschwind rafften sie ihre Habseligkeiten zusammen und trabten frisch den Weg zurück, wo sie hergekommen waren. Aber entweder wurden ihre Augen gehalten, oder die Weindünste führten sie irre, oder die Mutter Drude verbarg sich geflissentlich vor ihnen: gnug, es war nicht möglich, die Grotte wiederzufinden, ob sie gleich die Pyrenäen fleißig durchkreuzten und die abenteuerlichen Gebürge schon im Rücken hatten, ehe sie merkten, daß sie irre gegangen wären und sich auf der Heerstraße nach dem Königreich Leon befänden.

Nach einer gemeinschaftlichen Konsultation wurde beschlossen, diese Marschroute zu verfolgen und allgemach der Nase weiter nachzugehen. Das glückliche Kleeblatt der Knappen sahe nun wohl, daß sie sich im Besitz der wünschenswertesten Dinge befanden, die, wenn sie auch nicht geradezu das größte Erdenglück gewährten, doch die Grundlage zu Erreichung jedes Wunsches enthielten. Der alte lederne Däumling, so unscheinbar er war, hatte alle Eigenschaften des berufenen Ringes, welchen Gyges ehemals besaß; der verrostete Pfennig war so gut und brauchbar als der Säckel des Fortunatus, und dem Tellertuch war außer der ursprünglichen Gabe noch nebenher der Segen jener berühmten Wunderflasche des heiligen Remigius verliehen. Um sich des wechselseitigen Genusses dieser herrlichen Geschenke bedürfenden Falls zu versichern, machten die drei Gesellen einen Bund, sich nie voneinander zu trennen und ihre Güter gemeinschaftlich zu ge-

brauchen. Indeſſen rühmte jeder, nach der gewöhnlichen Vorliebe für ſein Eigentum, ſeine Gabe als die vorzüglichſte, bis der weiſe Sarron bewies, daß ſein Däumling alle Vollkommenheiten der übrigen Wunderſpenden in ſich vereinige. „Mir," ſprach er, „ſteht in den Häuſern der Praſſer Küch und Keller offen, ich genieße des Vorrechts der Stubenfliegen, mit dem König aus einer Schüſſel zu ſpeiſen, ohne daß er mir's wehren kann; auch den Geldkaſten der Reichen zu leeren, und ſelbſt die Schätze aus Indoſtan mir zuzueignen, ſteht in meiner Macht, wenn ich mir den Weg dahin nicht verdrießen laſſe."

Unter dieſen Geſprächen langten ſie zu Aſtorga an, wo König Garſias von Suprarbien Hof hielt, nachdem er mit der Prinzeſſin Urraca von Aragonien, die ihre Schönheit ebenſo berühmt gemacht hat als ihre Koketterie, ſich vermählt hatte*. Der Hof war glänzend, und die Königin ſchien die lebendige Muſterkarte ihrer Reſidenz zu ſein, an der man alles, was die Eitelkeit zum Prunk der Damen erfand, überſehen konnte. In den pyrenäiſchen Wüſteneien waren die Begierden und Leidenſchaften der drei Wanderer eng begrenzt und mäßig. Sie begnügten ſich an der Gabe des Tellertüchleins; wo ſie einen ſchattenreichen Baum fanden, breiteten ſie es aus und hielten offne Tafel. Sechs Mahlzeiten des Tages waren das wenigſte, und es gab keinen Leckerbiſſen mehr, den ſie ſich

* Alle Prinzeſſinnen dieſes Namens ſtehen in üblem Rufe. Eine jüngere Urraca, Alfons VI. von Leon Tochter und Erbin, lebte ſo üppig und unkeuſch als eine Meſſaline, ließ ſich von ihrem zweiten Gemahl, Alfons von Aragonien, unter dem Vorwand der zu nahen Verwandtſchaft ſcheiden, um ihre Buhlerei deſto ungeſtörter fortzuſetzen, woraus Mißhelligkeit und Krieg entſtund; ſie ſtarb bei der Geburt eines Baſtards. Noch eine jüngere Urraca, Alfons IX. Tochter, brachte ihr verhaßter Name um eine Krone; denn als die franzöſiſchen Geſandten eine von den aragoniſchen Prinzeſſinnen für ihren König zur Gemahlin wählen ſollten, zogen ſie die häßliche der ſchönen vor, weil jene Blanca, dieſe Urraca hieß.

nicht auftiſchen ließen. Wie ſie aber in die Köngsſtadt einzogen, erwachten in ihrer Bruſt tobende Leidenſchaften. Sie machten große Projekte, ſich durch ihre Talente vorzuſtreben und aus dem Knappenpöbel in den Herrenſtand hinaufzuſchwingen. Unglücklicherweiſe ſahen ſie die ſchöne Urraca, deren Reize ſie ſo bezauberten, daß ſie den Anſchlag faßten, bei dieſer Prinzeſſin ihr Heil zu verſuchen, um ſich für das Abenteuer in der Drudenhöhle zu entſchädigen. Sie merkten nicht ſobald einander ihre Sympathien ab, ſo erwachte in ihren Herzen eine nagende Eiferſucht, das Band der Eintracht wurde zerriſſen, und wie überhaupt drei Glückliche ſchwerlich

unter einem Dache zuſammen hauſen können, denn die Eintracht iſt die Tochter wechſelſeitiger Bedürfniſſe: ſo zerfiel die Konföderation mit einemmal, die Erbverbrüderten trennten ſich und gelobten einander nur das einzige, ihr Geheimnis nicht zu verraten.

Andiol ſetzte, um ſeinen Nebenbuhlern zuvorzukommen, ſeinen Taſchenprägſtock alsbald in Bewegung, verſchloß ſich in eine einſame Kammer und ermüdete nicht, den kupfernen Pfennig umzuwenden, um den Säckel mit Goldſtücken anzufüllen. Sobald er bei Kaſſe war, ſtaffiert' er ſich als ein ſtattlicher Ritter heraus, erſchien bei Hofe, nahm Beſtallung und zog bald durch ſeine Pracht die Augen von ganz Aſtorga auf ſich. Die Neugierigen forſchten nach ſeiner Herkunft, aber er beobachtete über dieſen Punkt ein geheimnisvolles

Stillſchweigen und ließ die Klügler raten; doch widerſprach er nicht dem Gerüchte, welches ihn für einen Sproſſen aus Karl des Großen wilder Ehe ausgab, und nennte ſich Childerich, den Sohn der Liebe. Die Königin entdeckte vermöge ihres Scharfblicks dieſen Trabanten, der in dem Wirbel ihrer Zauberreize ſeine Bahn beſchrieb, mit Vergnügen und verabſäumte nicht, ihre anziehende Kraft auf ihn wirken zu laſſen, und Freund Andiol, dem in den höhern Regionen der Liebe noch alles neu und fremd war, ſchwamm in dem Strom des Äthers, der ihn fortriß, wie eine leichte Seifenblaſe dahin. Die Koketterie der ſchönen Urraca war nicht ganz Temperament oder Stolz, auf den Faden ihrer Eitelkeit nur Herzen anzureihen, um mit dieſer blendenden Garnitur, die in den Augen der Damen ſonſt wohl ihren Wert haben mag, zu paradieren. Der Eigennutz, ihre Paladins zu plündern, und das boshafte Vergnügen, ſie hernach zu verhöhnen, hatte an ihren Intriken großen Anteil. Ob ſie gleich einen Thron beſaß, ſo ſtrebte ſie doch, alles zu haben, worauf die Menſchen einen Wert legen, wenn ſie auch weiter keinen Gebrauch davon zu machen wußte. Ihre Gunſt wurde nur um den höchſten Preis verliehen, welchen die betörten Champions darauf zu ſetzen vermochten; ſobald ein verliebter Duns geplündert war, erhielt er mit höhnender Verachtung den Abſchied. Von dieſen Opfern einer unglücklichen Leidenſchaft, die den Honigſeim des Genuſſes mit bittrer Reue vergällte, wußte Frau Fama im ganzen Königreich Suprarbien viel zu erzählen. Dem ungeachtet fehlte es nicht an dummdreiſten Motten, die um das verderbliche Licht flogen, in deſſen Flamme ſie ihren Untergang fanden.

Sobald Krösus Andiol von der raubſüchtigen Königin gewittert wurde, nahm ſie ſich vor, ſeiner als eines ſineſiſchen Apfels ſich zu bedienen, den man ganz ausſchält, um des ſüßen Marks zu genießen. Die Sage von ſeiner illüſtern Ab-

kunft und der große Aufwand, den er machte, gaben ihm bei Hofe ſo viel Gewicht und Anſehn, daß auch den ſcharfſichtigſten Augen durch dieſe glänzende Hülſe der Schildknappe nicht durchſchien, obgleich ſeine handfeſten Sitten die vormalige Troßgenoſſenſchaft oft verrieten. Dieſe Anomalien der feinern Lebensart kurſierten am Hofe vielmehr für baren Originalgeiſt und Charakterzüge eines Kraftgenies. Es gelang ihm, unter den Günſtlingen der Königin den erſten Platz zu erhalten, und um ihn zu behaupten, ſcheuete er weder Müh noch Koſten. Täglich gab er prächtige Feten, Turniere, Ringelrennen, königliche Gaſtmahle, fiſchte mit goldenen Netzen und würde, wie der Verſchwender Heliogabal, die Königin in einem See von Roſenwaſſer oder Lavendelgeiſt herumgeſchifft haben, wenn ſie die römiſche Geſchichte ſtudiert hätte oder von ſelbſt auf dieſen ſinnreichen Einfall gekommen wär. Indeſſen fehlt' es ihr nicht an ähnlichen Ideen. Bei einer Jagdpartie, welche ihr Favorit veranſtaltet hatte, äußerte ſie den Wunſch, den ganzen Wald in einen herrlichen Park mit Grotten, Fiſchteichen, Kaskaden, Springbrunnen, Bädern von pariſchem Marmor, Paläſten, Luſthäuſern und Kolonnaden umgeſchaffen zu ſehen, und den Tag darauf waren vieltauſend Hände geſchäftig, den großen Plan auszuführen und das Ideal der Königin womöglich noch zu verſchönern. Wenn das lange ſo fortgedauert hätte, würde das ganze Königreich ſein umgeformt worden; wo ein Berg ſtund, wollte ſie eine Ebne haben, wo der Landmann ackerte, wollte ſie fiſchen, und wo Gondeln ſchwammen, wünſchte ſie Karuſſel zu reiten. Der kupferne Pfennig ermüdete ſo wenig, Goldpfennige auszubrüten, als die erfindſame Dame, ſolche durchzubringen. Ihr einzigen Beſtreben war, den hartnäckigen Verſchwender mürbe zu machen und ihn zugrundezurichten, um ſeiner loszuwerden.

Indes Andiol am Hofe ſich auf eine ſo glänzende Art pro-

duzierte, mäſtete ſich der träge Amarin von den Wohltaten ſeines Tellertuchs. Doch verleideten ihm Neid und Eiferſucht gar bald den Hochgeſchmack ſeiner Tafel. „Bin ich nicht ebenſowohl," dacht er, „Ritter Rolands Knappe geweſen, wie Andiol, der ſtolze Praſſer? Und iſt die Mutter Drude nicht auch in meinen Armen erwarmet? Gleichwohl hat ſie ihre Gaben ſo ungleich ausgeteilt: er hat alles, und ich habe nichts! Ich darbe im Überfluß, habe kein Hemde auf dem Leibe und keinen Heller im Säckel; er lebt prächtiger als ein Prinz, glänzt am Hofe und iſt der Günſtling der ſchönen Urraca." Unwillig nahm er ſein Tellertuch zuſammen, ſteckt's in die Taſche und ging auf den Marktplatz promenieren, als eben der Mundkoch des Königs öffentlich ausgeſtäupet wurde, weil er durch eine ſchlechtzugerichtete Mahlzeit dem Monarchen eine ſtarke Indigeſtion zugezogen hatte. Wie Amarin dieſe Geſchichte erfuhr, fiels ihm auf, und er dachte bei ſich ſelbſt: in einem Lande, wo man Küchenverſehen ſo ſtreng ahndet, werden ohne Zweifel auch Küchenverdienſte hoch belohnt. Stehenden Fußes ging er in die Hofküche, gab ſich für einen reiſenden Koch aus, der Dienſte ſuche und verhieß, in Zeit von einer Stunde das Probeſtück zu liefern, welches man von ihm fordern würde.

Das Küchendepartement wurde am Hofe zu Aſtorga, wie billig, für eins der wichtigſten erkannt, welches auf das Wohl oder Weh des Staates zunächſt Einfluß habe. Denn die gute oder böſe Laune des Regenten und ſeiner Miniſter hängt doch größtenteils von der guten oder ſchlechten Dauungskraft des Magens ab, und daß dieſe durch die chymiſche Operation der Küche befördert oder gehindert werde, iſt eine bekannte Sache. Nun aber hat der weiſeſte der Könige in ſeinen Sprüchen, vermutlich aus eigner Erfahrung, gelehret, daß ein grimmiger Leu minder furchtbar ſei als ein übelhumoriſierter König; darum war es ein höchſt vernünftiger Grundſatz, mit

der Wahl des Mundkochs ſorgfältiger zu Werk zu gehen als mit der Wahl eines Miniſters. Amarin, deſſen Außenſeite ihn eben nicht empfahl, denn er hatte völlig das Anſehen eines Vagabunden, mußte ſeine ganze Beredſamkeit, das iſt das Talent der Windbeutelei, annehmen, um unter die Adſpiranten der Kochsbeſtallung aufgenommen zu werden. Nur die Dreuſtigkeit und Zuverläſſigkeit, mit welcher er von ſeiner Kunſt ſprach, bewogen den Speiſemeiſter, ihm ein cochon farci en haut gout, an welcher Zurichtung die Kunſt der erfahrenſten Köche oft geſcheitert war, zur Probe aufzugeben. Als er die Ingredienzen dazu fordern ſollte, verriet er eine ſo grobe Unwiſſenheit in der Wahl derſelben, daß ſich die ganze Küchengilde des Lachens nicht enthalten konnte. Er ließ ſich dies all nicht irren, verſchloß ſich in eine abgeſonderte Küche, ſchürete zum Schein groß Feuer an, deckte indes ganz in der Stille ſein Tellertuch auf und begehrte das verlangte Probeſtück meiſterlich zugerichtet. Augenblicklich erſchien das leckere Gericht in der gewöhnlichen antiken Majolik. Er nahms und richtet' es zierlich auf einer ſilbernen Schüſſel an und übergabs dem Oberſchmecker zur Prüfung, der mit Mißtrauen ein wenig auf die Zunge nahm, um die feinen Organen ſeines Gaumens nicht durch eine ſo verpfuſchte Speiſe zu verletzen. Allein zu ſeiner Verwunderung fand er das Farci köſtlich und erkannt es würdig, auf die königliche Tafel aufgetragen zu werden. Der König bezeigte ſeiner Indiſpoſition halber wenig Eßluſt, doch kaum düftete ihm das herrliche Farci Wohlgeruch entgegen, ſo klärte ſich ſeine Stirn auf, und der Horizont derſelben deutete auf gut Wetter. Er begehrte davon zu koſten, leerte einen Teller nach dem anderen ab und würde das ganze Spanferkel aufgezehret haben, wenn nicht eine Anwandlung von Wohlwollen gegen ſeine Gemahlin ihn bewogen hätte, einige Überbleibſel davon ihr zu ſenden. Die Lebensgeiſter des Monarchen waren

durch die gute Mahlzeit ſo angefriſcht und wirkſam, und Se. Majeſtät fanden ſich nach der Tafel ſo wohlgemut, daß Sie geruheten, mit dem Miniſter zu arbeiten und ſogar aus eigner Bewegung die dornichten Geſchäfte von der langen Bank vorzunehmen. Das herrliche Triebrad dieſer ſo glücklichen Revolution wurde nicht vergeſſen. Dem kunſterfahrnen Amarin wurden prächtige Kleider angetan, man führte ihn aus der Küche vor den Thron, und nach einem langen Pane-

gyrikus ſeiner Talente wurde er mit Feldhauptmannsrang zum erſten Mundkoch des Königs ernannt.

In kurzer Zeit erreichte ſein Ruhm den höchſten Gipfel. Alle Leibgerichte der übelberüchtigten römiſchen Sardanapalen aus dem Altertum, welche der knauſrige Zopf und der frugale Hilmar Curas in ihren hiſtoriſchen Schulkompendien jenen alten Weltbeherrſchern für Beweiſe der ausgelaſſenſten Verſchwendung und wollüſtigſten Schleckerei anrechnen, die ihrer Meinung nach den Ruin des Reichs und der römiſchen Finanzen nach ſich gezogen haben ſollten, dergleichen zum Beiſpiel Krafttorten waren, mit gediegenen Goldkörnern beſtreut,

Paſteten von Pfauenzungen, Krammetsvögelhirn, Rebhühnereier, nach welchen Dingen heutzutage keinem feinen Züngler mehr lüſtet; nicht minder Frikaſſees von Hahnenkämmen, Karpenaugen, Barbenmäulern, in welchen letztern, der alten Sage nach, eine Gräfin von Holland ihre Grafſchaft ſoll vernaſcht haben: alles das waren nur alltägliche Gerichte, die der neue Apicius ſeinem Monarchen auftiſchte. An Galatagen oder wenn er den königlichen Gaumen noch leckerhafter zu kitzeln gutfand, vereinigte er oft die Seltenheiten aus allen drei Teilen der damals bekannten Welt in einer einzigen Schüſſel und ſchwang ſich durch dieſe Verdienſte zu dem eminenten Poſten eines königlichen Oberküchenmeiſters und endlich gar zum Majordomo empor.

Ein ſo glänzendes Meteor am Küchenhorizont beunruhigete das Herz der Königin außerordentlich. Sie vermochte bisher alles über ihren Gemahl und führt' ihn am Gängelbande ihrer Willkür; aber nun befürchtete ſie, durch die unvermutete Favoritenſchaft um Gewalt und Anſehen zu kommen. Dem guten König Garſias war die freie Lebensart ſeiner Gemahlin nicht verborgen; aber entweder beſaß er ſoviel politiſches oder phyſiſches Phlegma, daß er um des lieben Hausfriedens willen oder aus körperlicher Indolenz nie an ſeine Stirn fühlte, und wenn ihn je zuweilen eine grämliche Laune anwandelte, ſo griff ihn die ſchlaue Donna von der ſchwachen Seite des Magens an und war ſo ſinnreich in Erfindung ſchmackhafter Brühen und Ragouts, die auf ſeinen Geiſt ſo mächtig wirkten, als wenn ſie mit dem Waſſer aus dem Fluß Lethe wären eingekocht geweſen. Doch ſeit der Küchenrevolution, die Amarins Tellertuch bewirkte, kam die Kochkunſt der Königin um alle Reputation. Sie hatte einigemal die Dreuſtigkeit gehabt, ſich mit dem Majordomo in einen Wettkampf einzulaſſen, aber allemal zu ihrem Nachteil. Denn anſtatt über Amarins Schüſſel zu ſiegen, wurde die ihrige ge-

meiniglich unverſucht abgetragen und den Aufwärtern und Tellerleckern preisgegeben. Ihr Schöpfungsgeiſt ermüdete in Zubereitung köſtlicher Speiſen, Amarins Kunſt konnte nicht anders als durch ſich ſelbſt übertroffen werden. Unter ſo kritiſchen Konjunkturen machte die Königin den Entwurf, auf das Herz des neuen Günſtlings ihres Gemahls einen Angriff zu wagen, um ihn durch die Liebe in ihr Intereſſe zu ziehen. Sie berief ihn insgeheim zu ſich, und durch die Überredungskunſt ihrer Reize gelang es ihr leicht, das von ihm zu erhalten, was ſie wünſchte. Er verhieß ihr zu dem nächſt bevorſtehenden Geburtstag des Königs eine Zurichtung von ſeiner Faſſon, welche alles übertreffen ſollte, was jemals dem Sinne des Geſchmacks geſchmeichelt hätte. Welche Belohnung für dieſe Gefälligkeit der Majordomo ſich ausbedungen, läßt ſich jedoch leichter erraten als erzählen. Gnug, ſo oft die Königin mit Amarins Kalbe pflügte, behielt ihre Schüſſel nach dem Urteil des Königs und ſeiner Schranzen jederzeit den Preis.

Die beiden Wichte ſpielten nun am Hofe zu Aſtorga die anſehnlichſten Rollen und ſtrotzten mit unbändigem Stolz und Übermut nach Art glücklicher Parvenüs einher. Ob ſie das Schickſal nach ihrer Trennung gleich wieder ſo nahe zuſammengebracht hatte, daß ſie aus einer Schüſſel aßen, aus einem Becher tranken und die Gunſt der ſchönen Urraca teilten, ſtellten ſie ſich doch ihrer Verabredung gemäß wildfremd gegeneinander und ließen nichts von ihrer ehemaligen Kameradſchaft merken. Keiner von beiden wußte ſich indeſſen zu erklären, wo der weiſe Sarron hingeſchwunden ſei. Dieſer hatte vermöge ſeines Däumlings bisher das ſtrengſte Inkognito beobachtet und die Vorteile desſelben auf eine Art genoſſen, die zwar nicht in die Augen fiel, aber dem ungeachtet ihm alle ſeine Wünſche gewährte. Der Anblick der ſchönen Urraca hatte auf ihn eben den Eindruck gemacht als

auf seine Spießgesellen. Seine Wünsche und Anschläge waren die nämlichen, und weil es zur Ausführung derselben keiner Umständlichkeit bedurfte, so hatte er in Absicht der königlichen Liebschaft bereits einen großen Vorsprung gewonnen, ehe seine Nebenbuhler das mindeste davon ahndeten. Seit der Trennung umschwebte der weise Sarron die beiden Konsorten unsichtbar und blieb nach wie vor Amarins Tisch- und Andiols Taschengenoß; füllte den Magen mit den Überbleibseln von der Tafel des einen und seinen Beutel unbemerkt mit dem Überfluß des andern. Seine erste Sorge war, sich in ein romantisches Gewand zu werfen, um seinen Plan auszuführen und die schöne Königin in ihrer Schäferstunde zu beschleichen. Er kleidete sich in himmelblauen Atlas mit rosenfarbenen Unterkleidern, in Form eines arkadischen Schäfers, der in einem Maskensaal seine Herde weidet, parfümierte sich durchaus und trat durch Hülfe seiner Wundergaben ungesehen in der Königin Gemach, zur Zeit ihrer Sieste.

Der Anblick der schlafenden Schönheit im reizvollsten Negligé entflammte seine Begierden so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, einen feurigen Kuß auf ihre purpurfarbenen Lippen zu drücken, von dessen Schnalzen die schlummernde Hofdame erwachte, deren Funktion war, mit einem Fliegenwedel von Pfauenfedern ihrer Gebieterin kühle Luft zuzufächeln und die geflügelten Insekten zu verscheuchen. Die Prinzessin erweckte der herzhafte Kuß gleichfalls aus dem süßen Schlafe, und sie fragte mit lüsterner Verschämtheit, wer im Zimmer sei, der es wagen dürfe, einen Kuß auf ihren Mund zu drücken. Die Hofdame setzte ihren Windfächer wieder in Bewegung, als wenn sie immer munter gewesen wär, versicherte, daß keine dritte Person im Zimmer sei und fügte die Vermutung hinzu, es müsse ein süßer Traum Ihro Hoheit getäuscht haben. Die Prinzessin war ihrer Empfindung viel zu gewiß und befahl dem aufwartenden Kammer-

fräulein, außen im Vorſaal bei der Wache Nachfrage zu halten. Indem dieſe ihr Taburet verließ, um dem Befehl Folge zu leiſten, fing der Windfächer an, ſich zu bewegen und der Königin kühle Luft zuzuwehen, welche Blütenduft und Ambragerüche ausatmete. Über dieſe Erſcheinung kam der Königin Grauſen und Entſetzen an, ſie ſprang von ihrem Sofa auf und wollt entfliehen, fand ſich aber von einer unſichtbaren Gewalt zurückgehalten und vernahm eine Stimme, welche dieſe Worte ihr zuflüſterte: „Schönſte Sterbliche, fürchtet nichts, Ihr befindet Euch unter dem Schutze des mächtigen Königs der Fayen, Dämogorgon genannt. Eure Reize haben mich aus den obern Regionen des Äthers in die drückende Atmoſphäre des Erdballs herabgezogen, Eurer Schönheit zu huldigen.“ Bei dieſen Worten trat die Hofdame ins Zimmer, um von ihrem Auftrag Rapport zu erſtatten, ſie wurde aber gleich wieder mit Proteſt zurückgeſchickt, weil ihre Gegenwart bei dieſer geheimen Audienz entbehrlich ſchien.

Die ſchöne Urraca fand ſich natürlich durch einen ſolchen überirdiſchen Liebhaber ungemein geſchmeichelt. Sie ließ alle Farben der feinſten Koketterie ſpielen, um durch den bunten Schimmer ihrer buhleriſchen Reize den Beherrſcher der Fayen zu blenden und ſich eine ſo wichtige Eroberung zu ſichern. Von der beſcheidenſten Verlegenheit, welche ſie anfangs affektierte, ging ſie zu den wärmſten Gefühlen der aufkeimenden Leidenſchaft über. Sie fing an, den Druck der unſichtbaren Hand zu erwidern, darauf folgten ſchmachtende halblaute Seufzer und ein innres Stöhnen, welches den vollen Buſen bald hob, bald ſenkte, nur die zaubervollen ſchwarzen Augen blieben untätig, weil ſie kein Objekt fanden, darauf ſie wirken konnten. Dagegen ließ die liebreizende Königin ihren Witz ſo mächtig ſpielen, daß Sir Dämogorgon Mühe hatte, ſeinen ätheriſchen Verſtand bei Ehren zu erhalten. Die

trauliche Zärtlichkeit der Liebenden wuchs mit jedem Augenblick, die Königin beklagte nur, daß ihr ätheriſcher Liebhaber ein Weſen ohne Körper ſei und ſchien der Körperwelt für der Geiſterwelt ein großes Prärogativ einzuräumen. „Habt Ihr," ſprach ſie, „mir nicht eingeſtanden, mächtiger Beherrſcher des Luftkreiſes, daß Euch die körperlichen Reize einer Sterblichen gefeſſelt haben? Aber was ſoll mein Herz an Euch binden? Liebe ohne Sinnlichkeit, dünkt mich, ſei ein Unding." Der Luftmonarch wußte darauf nichts zu antworten; denn obgleich die platoniſche Liebe in den Luftregionen eigentlich hauſet und hier der Ort geweſen wär, durch dieſe beliebte Theorie ſich aus der Affäre zu ziehen, ſo war ihm doch weder Plato noch ſein Syſtem bekannt. Darum faßt' er das Ding bei einem andern Ende an. „Wiſſet, ſchöne Prinzeſſin," ſprach er, „daß es wohl in meiner Macht ſteht, mich zu verkörpern und in Menſchengeſtalt mich Euren Augen darzuſtellen, aber eine ſolche Erniedrigung iſt unter meiner Würde." Die ſchöne Urraca ließ indeſſen nicht ab, dieſe Aufopferung ſo dringend zu begehren, daß der verliebte Fayenkönig ihrem Verlangen nicht widerſtehen konnte. Er willigte dem Anſchein nach ungern ein, und die Phantaſie der Prinzeſſin ſchob ihr das Bild des ſchönſten Mannes vor, den ſie mit geſpannter Erwartung zu erblicken vermeinte. Aber welcher Kontraſt zwiſchen Original und Ideal, da nichts als ein gewöhnliches Alltagsgeſicht zum Vorſchein kam, einer von den gewöhnlichen Menſchen, deſſen Phyſiognomie weder Genieblick noch Sentimentalgeiſt verriet! Der angebliche Fayenprinz hatte in ſeiner arkadiſchen Schäfertracht völlig das Anſehn eines flämiſchen Bauers nach van Dyks Kompoſition. Die Königin verbarg ihre Verwunderung über dieſe biſarre Erſcheinung ſo gut ſie konnte und beruhigte ſich vor der Hand damit, daß der ſtolze Luftgeiſt des zudringlichen Begehrens halber, ſich zu verkörpern, ihrer Sinnlichkeit ver-

mutlich eine kleine Pönitenz habe auferlegen wollen, und daß er bei einer anderweiten Erſcheinung ſich ſchon veradoniſieren werde.

Die erſte Entrevue endigte ſich alſo, im ganzen genommen, zur Zufriedenheit beider Teile. Es wurden neue Zuſammenkünfte verabredet, welche der weiſe Sarron nicht verabſäumete und ſich durch die Umarmungen der reizenden Buhlſchaft für die Abenteuer in der Drudenhöhle allgnugſam entſchädigte. Vielleicht wär er jedoch ohne die Gabe der Unſichtbarkeit glücklicher geweſen als mit derſelben. Unerkannterweiſe folgte er ſeiner Dame wie ihr Schatten, und da konnt es nicht fehlen, Entdeckungen zu machen, die einem Liebhaber eben nicht behagen. Er fand, daß die gefällige Prinzeſſin ihre Gunſtbezeugungen auf Koch und Kämmerling wie auf den Feenherrſcher mit gleichmäßiger Freigebigkeit ausſpendete, und dieſe fatale Kolliſion mit den vormaligen Zeltkameraden, die ſo gut akkreditiert waren als er ſelbſt, erzeugte in ſeinem Herzen eine peinigende Eiferſucht. Er ſann auf Mittel, die Nebenbuhler auszubeißen und fand zufälligerweiſe Gelegenheit, ſeinen Groll an dem Dummkopf Amarin auszulaſſen.

Bei einem Gaſtmahle, womit die Königin ihren Gemahl und den ganzen Hof regalierte, wurde eine verdeckte Schüſſel aufgetragen, für welche König Garſias ſeinen rüſtigen Appetit ganz aufſparte. Denn ob ſie gleich das Tellertuch hergezaubert hatte, ſo kurſierte ſie doch unter der Firma der Königin, und der Oberküchenmeiſter beteuerte hoch, daß die Kochkunſt von Ihro Hoheit die ſeinige diesmal ſo weit übertroffen, daß er, um ſeine Reputation nicht aufs Spiel zu ſetzen, ſein gewöhnliches Kontingent zum Tafelaufſatz zurückbehalten habe. Dieſe Schmeichelei ging der Königin ſo glatt ein, daß ſie ſolche dem Majordomo mit dem zärtlichſten bedeutſamſten Blicke bezahlte, welcher dem unſichtbar auflaurenden Sarron durchs Herz ſchnitt. „Schon gut!“ ſprach

er unwillig zu ſich ſelbſt, „ihr ſollt alle nichts davon ſchmecken.“ Als der Vorſchneider die Schüſſel aushob und die Glocke abdeckte, verſchwand zum Erſtaunen aller umſtehenden Hofdiener die darinnen verborgene Schleckerei, und die Schüſſel war leer und ledig. Es erhob ſich unter der Dienerſchaft groß Flüſtern und Gemurmel, der Vorſchneider ließ vor Schrecken das Meſſer zur Erde fallen und ſagt's an dem Speiſemeiſter. Dieſer lief zum Oberſchmecker und hinterbracht' ihm die Hiobspoſt, welcher nicht ſäumte, ſie ſeinem Chef ins Ohr zu ſpedieren. Darauf erhob ſich der Majordomo mit ernſthafter Amtsmiene von ſeinem Platz und raunte der Königin die traurige Novelle ins Ohr, welche darüber leichenblaß ward und Schlagwaſſer begehrte. Der König harrete indes mit großer Begierde dem Kredenzer entgegen, der ihm den ſehnlich erwarteten Leckerbiſſen auftragen ſollte. Er ſehe bald zur Rechten, bald zur Linken nach dem Teller, der da kommen ſollte. Da er aber die Beſtürzung der Hofdiener wahrnahm, und wie alles in Verwirrung durcheinander lief, frug er, was das ſei, und die Königin faßte ſich ein Herz und eröffnete ihm mit wehmütiger Gebärde, es habe ſich ein Unfall ereignet, daß ihre Schüſſel nicht ſerviert werden könne. Über dieſes unangenehme Aviſo ergrimmte der hungrige Monarch, wie leicht zu erachten, gar ſehr in ſeinem Herzen, ſchob mit Unmut den Stuhl und begab ſich in ſein Appartement, bei welchem eilfertigen Rückzuge ſich jedermann wahrte, ihm in den Weg zu treten. Die Königin weilte auch nicht lange im Speiſeſaal und begab ſich in ihr Gemach, daſelbſt über den armen Amarin den Stab zu brechen.

Augenblicklich ließ ſie den beſtürzten Majordomo, der ſich von ſeinem Schrecken über die verſchwundene Speiſe und den darüber geäußerten Unwillen des Königs noch nicht erholt hatte, vor ſich beſcheiden, und als er de- und wehmütig der zornigen Gebieterin ſich zu Füßen legte, redete ſie ihn em-

phatiſch mit dieſen Worten an: „Undankbarer Verräter, achteſt du die Gunſtbezeigungen einer Königin ſo gering, daß du es wagen darfſt, den Unwillen ihres Gemahls gegen ſie zu reizen und ſie dem Gelächter des Hofgeſindes auszuſetzen? Iſt dein Ehrgeiz ſo unbegrenzt, daß du mir für den höchſten Preis den kleinen Ruhm mißgönnſt, des Königs Tafel mit

der niedlichſten Speiſe zu beſetzen? Reuete dich dein Verſprechen, auf mein Geheiß das herrlichſte Schaugericht herzuzaubern, daß du es verſchwinden ließeſt, da ich im Begriff war, Lob und Beifall dafür einzuernten? Offenbare mir flugs das Geheimnis deiner Kunſt oder erwarte den Lohn der Zauberei auf dem Scheiterhaufen, wo du morgenden Tages bei langſamem Feuer braten ſollſt.“ Dieſer ſtrenge Beſcheid engte dem zaghaften Tropf dergeſtalt das Herz ein, daß er der Rache der Königin nicht anders zu entrinnen glaubte, als durch ein aufrichtiges Geſtändnis der Beſchaf-

fenheit ſeiner Kochkunſt. Da nun ſeine geſchwätzige Zunge einmal im Gange war und er überdies der aufgebrachten Dame den Verdacht zu benehmen wünſchte, daß er das köſtliche Ragout neidiſch habe verſchwinden laſſen, verſchwieg er weder die Abenteuer in den Pyrenäen noch auch die Spenden der Mutter Drude.

Durch dieſe getreue Erzählung gelangte die Königin auf einmal zu der längſt gewünſchten genauen Kundſchaft ihrer drei Favoriten und ward augenblicks Sinnes, ſich der magiſchen Geheimniſſe derſelben zu bemächtigen. Sobald der unbedachtſame Schwätzer ausgeſchwatzt und ſeiner Meinung nach ſich hinlänglich gerechtfertiget hatte, nahm ſie das Wort und ſprach mit verächtlicher Miene: „Elender Tropf! meinſt du mit einer armſeligen Lüge dich zu retten und mich zu täuſchen? Laß mich die Wunder deines Tellertuchs ſehen oder fürchte meine Rache.“ Amarin war ſo willig als ſchuldig, dieſem kategoriſchen Befehl Folge zu leiſten. Er zog ſein Tellertuch hervor, breitete es aus und frug, was er der Königin auftiſchen ſolle; ſie begehrte eine reife Muskatennuß in der friſchen Schale. Amarin gebot dem dienſtbaren Geiſte des Tüchleins, die Majolik erſchien, und die Königin empfing die reife Muskatennuß in der Schale an dem grünen Zweige, welchen ihr Amarin ehrerbietig auf den Knien zu ihrer Verwunderung darreichte. Doch anſtatt darnach zu greifen, erfaßte ſie das magiſche Tellertuch und warfs in eine offne Truhe, die ſie hurtig verſchloß. Ohnmächtig ſank der betrogene Majordomo zu Boden, da er den Verluſt ſeiner zeitlichen Glückſeligkeit vor Augen ſah. Die ſchlaue Räuberin aber tat einen lauten Schrei, und als ihre Diener hereintraten, ſprach ſie: „Dieſer Mann iſt mit der fallenden Sucht behaftet, pfleget ſein, doch laßt ihn nie wieder zu mir hereintreten, daß er mir kein zweites Schrecken mache.“

Dämiſcherweiſe hatte der kluge Sarron bei all ſeiner Klug-

heit ſich diesmal ſchlecht vorgeſehen, da er ſeinem Kompan einen hämiſchen Poſſen zu ſpielen gedachte. Aus Schadenfreude verſchlang er gierig die geraubte Schleckerei, dachte nicht an die goldne Regel, die drei weiſe Nationen wegen ihrer Brauchbarkeit ſo kurz und rund in drei Worte eingeſchloſſen haben*, und empfand Übelſein und Magendrücken. Aus Furcht, ſichtbare Beweiſe ſeiner Unſichtbarkeit im Tafelgemach zurückzulaſſen, ſucht' er das Freie und promenierte im Park, um durch die Bewegung die Ladung des Magens in einen engern Raum zu drängen. Er konnte die Königin alſo diesmal nicht in ihr Gemach begleiten, ſie hatte ihn aber am Tage vorher zu einer partie fine auf den Abend eingeladen, wo er auch nicht verabſäumte, ſich einzufinden. Die Königin war ungemein bei Laune, auch ſo zärtlich und liebreizend wie eine Grazie, daß Freund Dämogorgon im ſüßen Taumel der Lüſte dahinſchwand. In dieſer Verzückung reichte ihm die ſchlaue Buhlerin eine Nektarſchale hin, die ſie ſelbſt kredenzte, und deren Genuß ihn bald in ſüßen Schlummer wiegte, denn es war ein wirkſamer Schlaftrunk darin verborgen. Sobald er laut zu ſchnarchen begann, bemächtigte ſich die argliſtige Räuberin des Däumlings der Unſichtbarkeit, ließ den Luftmonarchen durch ihre Diener forttransportieren und in einem Winkel der Stadt auf die freie Straße legen, wo er auf dem Steinpflaſter den narkotiſchen Taumel ausſchnarchte. Der Königin kam vor Freude kein Schlaf in die Augen, ihr Dichten und Denken war nur darauf gerichtet, auch das dritte magiſche Kleinod zu erhaſchen.

Kaum vergüldete der erſte Morgenſtrahl die Zinnen des königlichen Palaſtes zu Aſtorga, ſo ſchellte die raſtloſe Dame ihren Zofen und ſprach: „Sendet Botſchaft an Childerich, den Sohn der Liebe, daß er mich frühe zur Meſſe geleite und dieſe Gunſt mit einem reichen Opfer für die Armen löſe."

* Ne quid nimis. Rien de trop. Allzuviel iſt ungeſund.

Der verzärtelte Günſtling des Glücks und der ſchönen Urraca wälzte ſich noch auf dem weichen Lager, gähnte hoch auf, da er dieſe ehrſame Botſchaft empfing, aber ließ ſich dennoch von ſeinen Kammerdienern halb ſchlaftrunken ankleiden und verfügte ſich nach Hof, wo ihm der Kämmerling* der Königin ein ſcheel Geſicht machte, daß ihm die Ehre widerfahren ſollte, ſein Stellvertreter zu ſein. Mit andächtigem Pomp ging der Zug diesmal in die Domkirche, wo der Erzbiſchof mit ſeinen Chorherrn ein feierliches Hochamt hielt. Das Volk hatte ſich in großer Anzahl bereits verſammlet, die herrliche Prozeſſion zu begaffen. Die ſchöne Urraca und noch mehr die reiche Schleppe ihres Kleides, von ſechs Hofdamen ihr nachgetragen, erregte allgemeine Bewunderung. Eine Menge frecher Bettler, Lahme, Blinde, Krüppel, auf Krücken und Stelzen, umringten den pompöſen Kirchzug, verlegten der Königin den Weg und fleheten um Almoſen, welche Andiol zur Rechten und Linken aus ſeinem Säckel reichlich ausſpendete. Ein blinder Greis zeichnete ſich durch ſeine Dreuſtigkeit, mit welcher er ſich herzudrängte, und durch ſein bängliches Geſchrei, womit er Wohltaten forderte, vor ſeinen übrigen Konſorten aus. Er kam der Königin nicht von der Seite, hielt unabläſſig ſeinen Hut auf und bat um eine milde Gabe. Andiol warf ihm von Zeit zu Zeit ein Goldſtück hinein, doch eh es der Blinde fand, ſtahl es ihm flugs ein diebiſcher Nachbar weg, und er fing ſeine Litanei von neuem an. Die Königin ſchien dieſer unglückliche Greis zu rühren, ſie entriß behende ihrem Begleiter den Säckel und gab ihn in die Hand des blinden Mannes. „Nimm hin," ſprach ſie, „guter Alter, den Segen, den dir ein edler Ritter durch mich mitteilt und bete für das Wohl ſeiner Seele."

Andiol erſchrak über dieſe königliche Freigebigkeit auf ſeine Koſten dergeſtalt, daß er aus aller Faſſung kam und mit der

* Oberkammerherr.

Hand eine Bewegung machte, als wenn er den Säckel wiederhaſchen wollte, über welche ſcheinbare Filzigkeit das andächtige Gefolge der Königin in ein lautes Gelächter ausbrach. Dadurch wurde ſeine Beſtürzung nur noch größer, gleichwohl trug er ſoviel Scheu, den Wohlſtand zu beleidigen, daß er die Königin am Arm in die Kathedrale geleitete und ſein Herzeleid ſo gut er konnte verbarg, bis die Meſſe geſungen war. Darauf forſchte er mit Fleiß nach dem Bettler und verhieß große Belohnung für eine alte Gedenkmünze aus dem Säckel, die ſeinem Vorgeben nach ein ſeltnes Kabinettſtück ſei. Aber niemand wußte zu ſagen, wo der Bettler hingeſchwunden war; ſobald der Säckel in ſeiner Hand war, verſchwand er und kam nicht mehr zum Vorſchein. Eigentlich wär der ſehende Blinde im Vorgemach der Königin zu erfragen geweſen, wo er der Rückkehr derſelben harrete, denn er war ihr Hofnarr, den ſie in einen blinden Bettler verkappt hatte, um ſich des Heckpfennigs zu bemächtigen, welchen ſie zu ihrer großen Freude auch in dem Säckel fand, den ihr Geſchäftsträger treulich überantwortete.

Die argliſtige Frau war nun durch ihre Künſte im Beſitz aller magiſchen Kleinodien der drei Knappen, welche, untröſtbar über ihren Verluſt, ſtöhnten und jammerten und ſich aus Verzweiflung Haar und Knebelbart zerrauften. Sie aber triumphierte ſtolz über den guten Erfolg ihrer Prellerei und kümmerte ſich nicht weiter um das Schickſal der drei unglücklichen Wichte. Das erſte, was ſie begann, war eine Prüfung, ob die Wunderdinge ihre produktive Kraft auch in der Hand der neuen Inhaberin äußern würden. Der Verſuch gelang nach Wunſche: das Tellertuch lieferte auf ihr Geheiß ſeine Schüſſel, der kupferne Pfennig gebar Dukaten, und unter der Hülle des Däumlings ging ſie ungeſehen durch die Wache im Vorſaal, in die Gemächer ihres Frauenzimmers. Mit frohem Herzklopfen machte ſie Entwürfe zu den glänzendſten

Szenen, die ſie auszuführen gedachte, und die Lieblingsidee daraus war, ſich in eine leibhafte Fay zu verwandeln. Sie war ſinnreich, ein neues Syſtem von der Natur dieſer rätſelhaften Damen zu erfinden, deren genauere Kenntnis dem Forſchungsgeiſte der Weltweiſen ſelbſt verborgen iſt. Was iſt eine Fay anders, dachte ſie, als die Beſitzerin eines oder mehrerer magiſchen Geheimniſſe, wodurch ſie die Wunder ausrichtet, die ſie über das Los der Sterblichen zu erheben ſcheinen; und kann ich nicht in Abſicht dieſer verborgenen Kräfte mich als eine der erſten Fayen qualifizieren? Der einzige Wunſch blieb ihr übrig, einen Drachenwagen oder ein Geſpann Schmetterlinge zu beſitzen, denn der Weg durch die freie Luft war ihr vor der Hand noch verſchloſſen. Doch ſchmeichelte ſie ſich, daß ihr auch dieſe Prärogative nicht fehlen werde, wenn ſie erſt in den Fayenkonvent aufgenommen wär. Sie hoffte leicht eine gefällige Schweſter zu finden, welche ihr ſo eine luftige Equipage durch Tauſch gegen eine ihrer Wundergaben ablaſſen würde. Nächtelang unterhielt ſie ſich mit dem angenehmen Gedankenſpiel, hübſche Jungen zu beſchleichen, ſie unſichtbarerweiſe zu necken, ihnen zu liebkoſen, den Kopf zu verrücken, durch Liebesqual ſie zu peinigen und ſtatt der Nymphe ſie entweder einen leeren Schatten greifen zu laſſen oder nach Beſchaffenheit der Umſtände auch wohl ihre Wünſche zu realiſieren. Dennoch fühlte die neue Fee den Mangel eines weſentlichen Bedürfniſſes, ehe ſie es wagen konnte, mit Anſtand auf Abenteuer auszugehen: es fehlt ihr noch an einer wohlgerüſteten Feengarderobe. Mit dem früheſten Morgen, der auf eine durchgewachte Nacht folgte, in welcher ihre warme Phantaſie den ſämtlichen Feenornat, von der Schwungfeder an bis zum Abſatz des niedlichen Schuhes, aſſortieret hatte, wurde die geſamte Schneiderzunft zu Aſtorga in Arbeit geſetzt, als wenn die erſte Maskerade daſelbſt hätte eröffnet werden ſollen oder die eigen-

ſinnigſten Theaterprinzeſſinnen bei einer Opera Seria zu bedienen geweſen wären. Doch ehe dieſe Zurüſtung zur Vollkommenheit gedieh, trug ſich etwas zu, worüber das ganze Königreich Suprarbien, am meiſten aber die ſchöne Urraca, in Erſtaunen geriet.

Die lange Anſtrengung des Geiſtes hatte die veridealiſierte Königin in einer Nacht endlich in Schlummer gewiegt, als

ſie durch eine martialiſche Stimme plötzlich aufgeweckt wurde, welche ihr das furchtbare de par le roi in die Ohren gellete. Ein wachthabender Offizier gebot, ohne Verzug ihm zu folgen. Die erſchrockne Dame fiel aus den Wolken, wußte nicht, was ſie ſagen oder denken ſollte, fing an, mit dem Kriegsmann zu expoſtulieren, der außer ſeiner gegenwärtigen Funktion ſonſt gar eine leidliche Figur machte, weshalb ihm auch, im Vorbeigehen geſagt, die Ehre eines Fayenbeſuchs

zugedacht war. Nach einer vergeblichen Appellation an die höchste Instanz merkte die Königin wohl, daß sie der schwächere Teil sei und gehorchen müsse. „Des Königs Wille ist mein Gebot," sprach sie, „ich folge Euch." Da sie das sagte, ging sie zu ihrer Truhe, um ein Regentuch, wie sie vorgab, zum Schutz gegen die Kälte überzuwerfen, in der Tat aber das Kunststück mit dem Däumling zu praktizieren und urplötzlich zu verschwinden. Allein der Hauptmann hatte strenge Ordre und war so unbescheiden, der schönen Gefangenen diese kleine Bequemlichkeit zu versagen. Weder Bitten noch Tränen vermochten etwas über den hartherzigen Kriegsmann; er umfaßte sie mit seinem muskulösen Arm und schob sie behend zum Zimmer hinaus, welches sogleich die Justiz in Beschlag nahm und versiegeln ließ. Unten am Portal hielt eine Sänfte, von zwei Maultieren getragen, in welcher die jammernde Königin im nachlässigsten Negligé Platz nehmen mußte. Und nun ging der Zug beim Schein der Windlichter, still und trübselig wie eine Nachtleiche durch die einsamen Straßen zum Tor hinaus, zwölf Meilweges in einer Strecke, in ein abgelegenes Kloster, ringsum hochvermauert, wo die in Tränen zerschmolzene Gefangene in ein schauervolles Kämmerlein vierzig Klaftern tief unter der Erde eingesperret wurde.

König Garsias hatte seit dem unbehäglichen Fasttage, an welchem sein Leibessen aus der Schüssel verschwunden war, soviel üble Laune gehabt, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Die eine Hälfte seiner Minister und Hofdiener waren in Ungnade gefallen und die andere, die gleiches Schicksal befürchtete, raffinierte mit Fleiß darauf, diese spleenitischen Anfälle eiligst wegzuschaffen. Der Leibarzt brachte zu diesem Behuf ein Vomitiv in Vorschlag, der Kammerdiener eine Mätresse, der Primas regni einen Bußtag, der General der Armee einen Kreuzzug gegen die Sarazenen, der Oberjägermeister eine Jagdpartie, der Hofmarschall eine

Paſtete von roten Rebhühnern im Geſchmack des Majordomo; denn was den letztern ſelbſt betraf, ſo hatte er nach dem Verluſt ſeines Tellertuches ſich eklipſiert wie das famöſe Schaugericht. Unter dieſen Palliativen behielt die Jagdpartie als ein Mittel der Zerſtreuung, womit die wenigſte Schwürigkeit verbunden war, die Oberhand, wiewohl ſie das nicht leiſtete, was man ſich davon verſprach. Der König konnte das verſchwundene Meiſterſtück der Kochkunſt nicht verſchmerzen und gab deutlich zu verſtehen, er ſei der Meinung, daß es mit dieſer Verſchwindung nicht von rechten Dingen zugegangen wär, ja, er äußerte gegen ſeine Vertrauten von ſeiner Gemahlin ſelbſt den ſchlimmen Verdacht der Zauberei. Die Königin hatte bei Hofe eine ſtarke Gegenpartei; ſobald ihre Widerſacher merkten, unter welchem Adſpekt dem Humor des Königs jetzt die Beherrſcherin ſeines Willens erſchien, verabſäumte der Geiſt der Kabale nicht, dieſe Gelegenheit zu nutzen, ſie zu verderben, und dieſes gelang deſto leichter, weil der Aufenthalt des Königes auf einem Jagdſchloſſe die Talente des Tellertuchs, welches in Aſtorga gar leicht ein ſchmackhaftes Sühnopfer hätte liefern können, unwirkſam machte. Nachdem die Sache in einem Kabinettsrat der Vertrauten reiflich war erwogen und von Läufer, Hofzwerg, Schalksnarren, Kammerdiener, Leibarzt und wer ſonſt noch das Ohr des Monarchen hatte, der Fall der ſtolzen Königin war beſchloſſen worden, berief der König einen geheimen Staatsrat zuſammen, durch welchen er die Sentenz des engern Ausſchuſſes rechtskräftig beſtätigen ließ, worauf ſolche auch ſträcklich vollzogen wurde.

Eine Hofkommiſſion war nun unermüdet beſchäftiget, den Nachlaß dieſer unglücklichen Prinzeſſin zu durchſtören, um Beweistümer der Zauberei, irgendeinen Talisman, magiſche Charaktere, vielleicht auch gar einen Kontrakt mit dem böſen Feinde oder eine Kopei davon aufzufinden. Alles Geſchmeide

und andere Kostbarkeiten, desgleichen der ganze Feenapparatus, wurde getreulich konsigniert, doch aller angewandten Mühe ungeachtet konnte die blödsüchtige Justiz nichts entdecken, was auf Zauberkünste eine Beziehung zu haben schien. Das eigentliche corpus delicti, der Raub der rolandischen Knappschaft, hatte ein so unverdächtiges und unbedeutendes Ansehen, daß man diese Schätze der Magie nicht einmal würdigte zu inventieren. Das köstliche Tellertuch, das durch öftern Gebrauch des ehemaligen Besitzers etwas unscheinbar worden war, diente dem unwissenden Gerichtsschreiber zum Haderlappen, die schwarzen Fluten eines umgestoßenen Dintenfasses damit aufzutrocknen. Der wunderbare Däumling, das herrliche Vehikel der Unsichtbarkeit, und der reichhaltige Kupferpfennig wurden als unnützer Plunder ins Auskehricht geworfen.

Was aus der Königin Urraca in dem trübseligen Kloster, wohin sie vierzig Klaftern tief unter die Erde exiliert war, geworden ist, ob sie zu lebenswüriger Pönitenz verurteilt wurde oder jemals wieder das Tageslicht erblickt hat, desgleichen ob die drei magischen Geheimnisse durch Moder, Rost und Verwesung zerstöret sind oder von einer glücklichen Hand dem Schutt- und Kehrichthaufen, welchem alle Erdengüter endlich zur Aufbewahrung anheimfallen, sind entrissen worden, darüber beobachtet die alte Legende ein tiefes Stillschweigen. Billig hätte das Glück einem darbenden Tugendhaften, der bei dem Schweiße seiner Arbeit mit einer ausgehungerten Familie schmachtete und nur Tränen hatte, wenn die jungen Raben nach Brot schrien, das nahrhafte Tellertuch oder den wuchernden Pfennig in die Hände spielen sollen, und einem abgezehrten, harmvollen Liebenden, dem Vätertyrannei oder Mutterdespotismus sein Mädchen raubte und ins Kloster stieß, hätte das Kleinod der Unsichtbarkeit sollen zuteil werden, um seine Geliebte aus der strengen

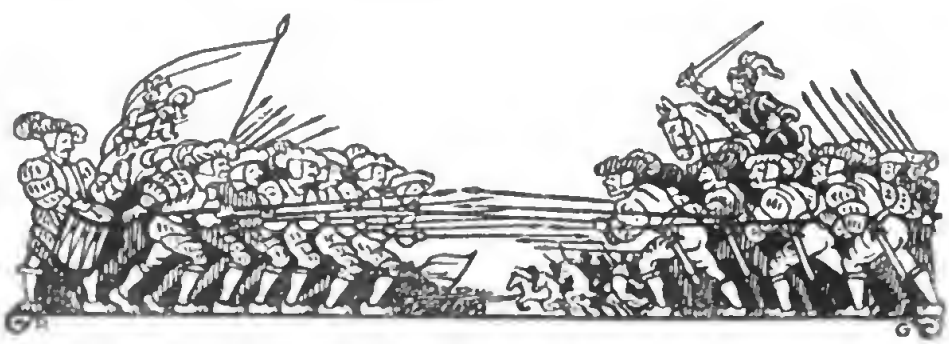
Klauſur zu befreien und ſich untrennbar mit ihr zu einigen. Doch ſolche Anomalie von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in dieſer Unterwelt wäre zu ſonderbar geweſen, um ſich wirklich zu begeben. Die wünſchenswerteſten Erdengüter befinden ſich gewöhnlich unter ſchlechter Adminiſtration, und der Eigenſinn des Glücks verſagt ſie von jeher denen, die einen beſcheidenen und vernünftigen Gebrauch davon machen würden.

Nach dem Verluſt aller Spenden der freigebigen Mutter Drude emigrierten die geplünderten Inhaber derſelben in aller Stille aus Aſtorga. Amarin, der ohne ſein Tellertuch der Funktion eines Oberküchmeiſters nicht Gnüge leiſten konnte, ſtrich ſich zuerſt, Andiol, der Sohn der Liebe, folgte ihm auf dem Fuße nach. Da ihm die große Leichtigkeit ſeines Gelderwerbes die gewöhnliche Arbeitsſcheu reicher Praſſer gelehret hatte, ſo war er zu faul, ſeinen Pfennig nach dem Verhältnis ſeiner Ausgabe umzuwenden, lebte auf Kredit und pflegte nur bei ſchlimmem Wetter oder wenn er keine Luſtpartie hatte, ſeine Kaſſe zu füllen. Jetzt war er unvermögend, ſeine Gläubiger zu befriedigen. Er wechſelte daher ſonder Verzug die Kleider und ging ihnen aus den Augen. Sobald Sarron aus ſeinem Totenſchlaf erwachte und merkte, daß er aufgehöret hatte, den Feenkönig zu ſpielen, ſchlich er ſich mißmütig ins Quartier, ſuchte ſeine alte Rüſtung hervor und nahm den erſten beſten Weg gleichfalls zum Tor hinaus.

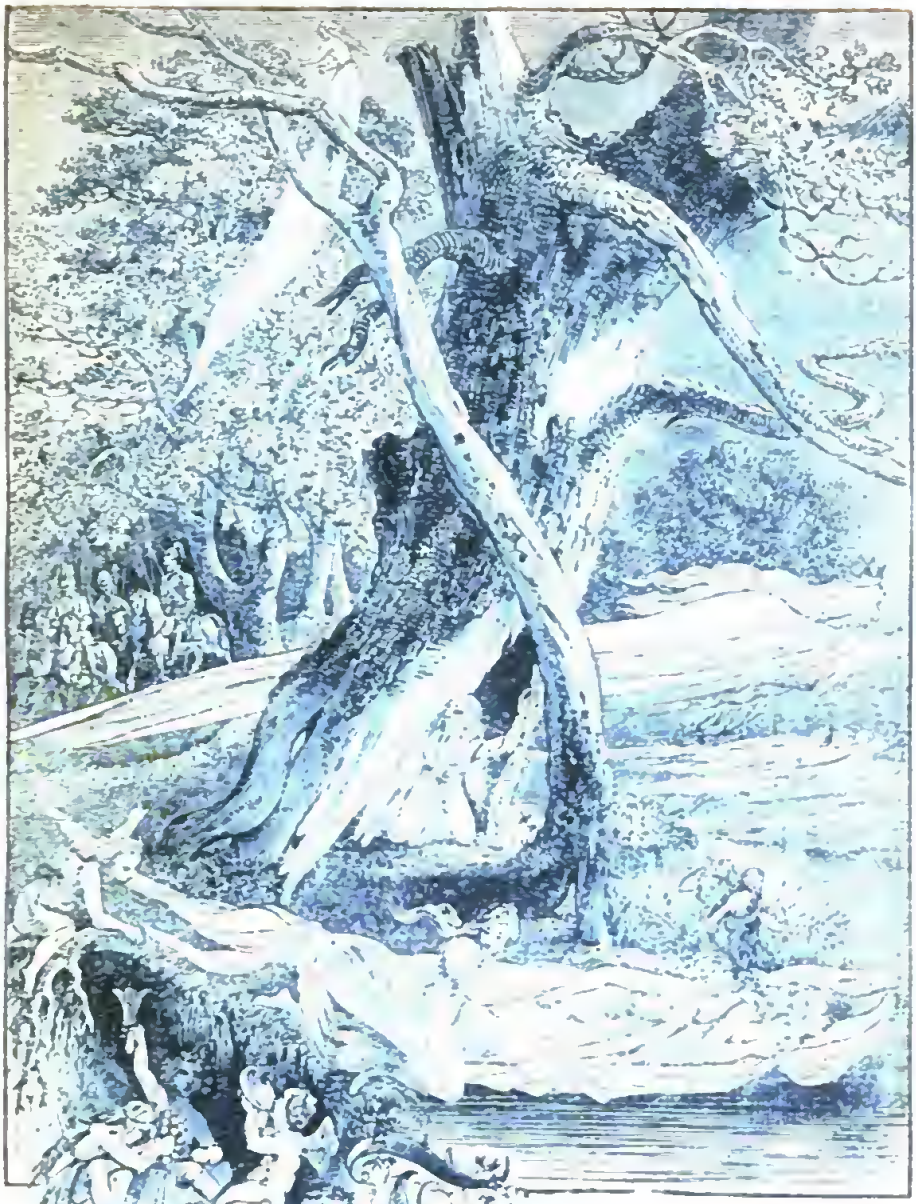
Der Zufall fügt' es, daß die Rolandſche Knappſchaft auf der Heerſtraße nach Kaſtilien wieder zuſammentraf. Anſtatt mit unnützen Vorwürfen einander zu kränken, die ihren Zuſtand jetzt um nichts beſſern konnten, faßten ſie ſich mit philoſophiſcher Gelaſſenheit in ihr Schickſal. Die Gleichheit desſelben und die unvermutete Zuſammentreffung erneuerte augenblicklich die alte Kameradſchaft, und der weiſe Sarron machte die Bemerkung, daß das Los der Freundſchaft allein dem

goldnen Mittelstande zugefallen sei und sich schwerlich mit Glück und großen Talenten vertrage.

Hierauf beschlossen die drei Konsorten einmütig, ihren Weg fortzusetzen, unter kastilischen Fahnen ihrem ersten Berufe zu folgen und Rolands Tod an den Sarazenen zu rächen. Sie befanden sich bald am Ziel ihrer Wünsche, mitten im Getümmel des Schlachtfeldes. Ihr Schwert trank Sarazenenblut, und mit Siegespalmen umlaubt starben sie insgesamt den Tod der Helden.



Libussa



ief im Böhmer Walde, wovon jetzt nur ein Schatten übrig ist, wohnte vor Zeiten, da er sich noch weit und breit ins Land erstreckte, ein geistiges Völklein, lichtscheu und luftig, auch **unkörperlich, feiner genaturt als die aus fettem Ton geformte Menschheit und darum unempfindbar dem gröbern Gefühls-**

ſinn, aber dem verfeinerten halbſichtbar bei Mondenlicht und wohlbekannt den Dichtern unter dem Namen der Dryaden und den alten Barden unter dem Namen der Elfen. Seit undenklichen Zeiten hatten ſie hier ihr Weſen ungeſtört, bis der Wald plötzlich von lautem Kriegsgetümmel ertönte. Herzog Czech von Ungerland brach mit ſeinen ſlaviſchen Horden über die Gebürge herein, ſich in dieſen unwirtbaren Gegenden einen neuen Wohnplatz zu ſuchen. Die ſchönen Bewohnerinnen der bejahrten Eichen, der Felſen, Klüfte und Grotten, auch des Schilfs in Teichen und Sümpfen, flohen für dem Geräuſche der Waffen und dem Wiehern der Streitroſſe. Selbſt dem gewaltſamen Erlenkönig war des Lärms zuviel, und er verlegte ſeine Hofſtatt in entlegenere Wüſteneien. Nur eine der Elfen konnte ſich nicht entſchließen, von ihrer Lieblingseiche zu ſcheiden, und als der Wald da und dort umgehauen wurde, um das Land urbar zu machen, hatte ſie allein den Mut, ihren Baum gegen die Gewalt der neuen Ankömmlinge zu verteidigen, und wählte den emporragenden Wipfel zu ihrem Aufenthalte.

Unter dem Hofgeſinde des Herzogs befand ſich ein junger Knappe, Krokus genannt, voll Mut und Jugendfeuer, rüſtig und wohlgebaut, auch von edler Bildung, dem die Hut der Leibroſſe ſeines Herrn anbefohlen war, die er zuweilen weit in den Wald auf die Weide trieb. Oft raſtete er unter der Eiche, welche die Elfe bewohnte. Sie bemerkte den Fremdling mit Wohlgefallen, und wenn er zur Nachtzeit unten an der Wurzel ſchlummerte, flüſterte ſie ihm angenehme Träume ins Ohr, verkündete ihm in bedeutſamen Bildern die Begegniſſe des künftigen Tages; oder wenn ſich irgendein Pferd in die Wildnis verlaufen hatte und der Hüter die Spur verloren hatte, es aufzuſuchen, und mit Kummer einſchlief, ſah er im Traume die Merkzeichen des verborgenen Pfades, welcher zu dem Orte führte, wo der verirrte Gaul weidete.

Je weiter ſich die neuen Anpflanzer ausbreiteten, deſto näher rückten ſie an die Wohnung der Elfe, und vermöge der Gabe ihrer Divination ſahe ſie ein, wie bald die Axt ihren Lebensbaum bedrohen würde; darum beſchloß ſie ihrem Gaſtfreunde dieſen Kummer zu entdecken. An einem mondhellen Sommerabend trieb Krokus ſeine Herde ſpäter als gewöhnlich in die Verzäumung und eilte unter den hochgegipfelten Eichbaum zu ſeiner Lagerſtatt. Sein Weg dahin krümmte ſich um einen fiſchreichen Weiher, in deſſen Silberwellen die güldne Mondſichel in Form eines leuchtenden Kegels ſich ſpiegelte, und über dieſen ſchimmernden Teil des Sees hinweg, am jenſeitigen Geſtade in der Gegend der Eiche, erblickte er eine weibliche Geſtalt, die an dem kühlen Ufer zu luſtwandeln ſchien. Dieſe Erſcheinung befremdete den jungen Kriegsmann. Woher dies Mädchen, dacht er bei ſich ſelbſt, ſo allein in dieſer Wüſte, zur Zeit der nächtlichen Dämmerung? Aber das Abenteuer war doch von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es für einen Jüngling mehr anlockend als abſchreckend ſchien, die Sache zu unterſuchen. Er verdoppelte ſeine Schritte, ohne die Geſtalt, die ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte, aus den Augen zu verlieren und gelangte bald an den Ort, wo er ſie zuerſt wahrgenommen hatte, unter der Eiche. Jetzt kams ihm vor, als ſeis mehr Schatten als Körper, was er ſahe. Er ſtund verwundernd da, und es überlief ihm die Haut mit einem kalten Schauer. Aber er vernahm eine ſanfte Stimme, die ihm dieſe Worte entgegenliſpelte: „Tritt herzu, lieber Fremdling, und ſcheue dich nicht, ich bin keine Truggeſtalt, kein täuſchender Schatten: ich bin die Elfe dieſes Hains, die Bewohnerin der Eiche, unter deren dichtbelaubten Äſten du oft geraſtet haſt. Ich wiegte dich in ſüße, ergötzende Träume und verkündete dir deine Begegniſſe, und wenn ein Mutterpferd oder ein Füllen von der Herde ſich verirret hatte, wies ich dir den Ort, wo es zu

finden war. Vergilt dieſe Gunſt durch einen Gegendienſt, den ich von dir fodere: ſei der Beſchützer dieſes Baums, der dich vor Sonnenbrand und Regen ſo oft in Schutz genommen hat, und wehre der mörderiſchen Axt deiner Brüder, welche die Wälder verheeren, daß ſie dieſen ehrwürdigen Stamm nicht verletze."

Der junge Krieger, durch dieſe ſanfte Rede wieder beherzt gemacht, antwortete alſo: „Göttin oder Sterbliche, wer du auch ſein magſt, heiſche von mir, was dich lüſtet, ſo ich's vermag, will ich's enden. Aber ich bin ein geringer Mann aus meinem Volk, meines Herrn, des Herzogs, Knecht. So der zu mir ſpricht, heut oder morgen: Weide hie, weide da, wie ſoll ich deines Baums hüten in dieſem fernen Walde? Doch ſo du gebeutſt, will ich mich abtun des Fürſtendienſtes, im Schatten deines Eichbaums wohnen und ſeiner hüten mein Leben lang." — „Tue alſo," ſprach die Elfe, „es ſoll dich nicht gereuen." Hierauf verſchwand ſie, und es rauſchte oben in dem Wipfel nicht anders, als ob ſich ein lautes Abendlüftchen darin verfangen hätte und das Laub bewegte. Krokus ſtund noch eine Weile ganz entzückt über die himmliſche Geſtalt, die ihm erſchienen war. So ein zartes weibliches Geſchöpf von ſchlankem Wuchs und herrlichem Anſtand war ihm unter den kurzſtämmigen ſlaviſchen Dirnen nie vorgekommen. Endlich ſtreckt' er ſich aufs weiche Moos, ob ihm gleich kein Schlaf in die Augen kam. Die Morgendämmerung überraſchte ihn im Taumel ſüßer Empfindungen, die ihm ſo fremd und neu waren, als der erſte Lichtſtrahl den geöffneten Augen eines Blindgebornen. Er flog beim frühen Morgen zum Hoflager des Herzogs, begehrte ſeinen Abſchied, packte ſeine Heergeräte zuſammen und wandelte mit einem Kopf voll glühender Schwärmerei und ſeiner Bürde auf dem Rücken der wonnigen Waldeinſiedelei wiederum mit raſchen Schritten zu.

Indeſſen hatte in ſeiner Abweſenheit ein Kunſtmeiſter im Volke, ſeinem Gewerbe nach ein Müller, den geſunden, geraden Stamm der Eiche zu einem Wellbaum ſich auserſehen und ging mit ſeinen Mühlknappen hin, ſie zu fällen. Die zagende Elfe erſeufzete, als die gefräßige Schrotſäge anhub, mit ſtählernem Gebiß die Grundfeſte ihrer Wohnung zu benagen. Sie ſchauete von der Höhe des Gipfels ängſtlich nach ihrem getreuen Champion umher, doch ihr Scharfblick vermochte ihn nirgends zu entdecken, und die Beſtürzung machte die ihrem Geſchlecht verliehene Gabe der Vorherverkündigung diesmal ſo unwirkſam, daß ſie ihr bevorſtehendes Schickſal ſo wenig zu entziffern ſich zutrauete, als die Söhne des Askulap mit ihrer gerühmten Prognoſis ſich ſelber zu beraten wiſſen, wenn der Tod an ihre eigne Tür anklopft.

Krokus war gleichwohl im Anzuge und dem Schauplatze dieſer traurigen Kataſtrophe ſo nahe, daß das Geräuſch der keuchenden Säge ihm in die Ohren drang. Von dieſem Getöſe im Walde ahndete ihm nichts Gutes, er beflügelte ſeine Füße und ſahe den Greuel der bevorſtehenden Verwüſtung des von ihm in Schutz genommenen Baumes vor Augen. Wie ein Raſender ſtürmte er flugs auf die Holzhauer ein mit ſeinem Spieß und blankem Schwert und ſcheuchte ſie von der Arbeit, denn ſie glaubten einen Bergdämon zu ſehen und entflohen in großer Beſtürzung. Zum Glück war die Wunde des Baums noch heilbar, und die Narbe verlief in wenigen Sommern.

In der Feierſtunde des Abends, nachdem der neue Ankömmling ſich den Platz zu ſeiner künftigen Wohnung auserſehen, auch den Raum, einen kleinen Garten einzuzäunen, abgeſchritten hatte und die ganze Anlage ſeiner Einſiedelei nochmals in Gedanken erwog, wo er in der Abgeſchiedenheit von der menſchlichen Geſellſchaft ſeine Tage zu verleben gedachte, im Dienſt einer Schattengeſellſchafterin, die nicht viel

mehr Realität zu haben schien als eine Kalenderheilige, die ein frommer Ordensmann zur geistlichen Liebschaft sich erkieset, erschien ihm die Elfe am Gestade des Weihers und redete ihn mit holdseliger Gebärdung also an: „Dank dir, lieber Fremdling, daß du dem gewaltsamen Arme deiner Brüder gewehret hast, diesen Baum zu fällen, mit dem mein Leben verschwistert ist; denn du sollst wissen, daß die Mutter Natur, die meinem Geschlechte so mancherlei Kräfte und Wirksamkeit verliehen, dennoch das Schicksal unsers Lebens mit dem Wachstum und der Dauer der Eiche vereinbart hat. Durch uns erhebt die Königin der Wälder ihr ehrwürdiges Haupt über den Pöbel der übrigen Bäume und Gesträuche empor, wir fördern den Umtrieb ihrer Säfte durch Stamm und Aste, daß sie Kraft gewinnt, mit den Sturmwinden zu kämpfen und lange Jahrhunderte der zerstörenden Zeit zu trotzen. Hinwiederum ist unser Leben an das ihrige gekettet: altert die Eiche, die das Los des Schicksals zur Mitgenossin des Lebens uns zugeteilt hat, so altern wir mit ihr; und stirbt sie ab, so sterben wir dahin und schlafen gleich den Sterblichen auch eine Art von Totenschlaf, bis durch den ewigen Kreislauf aller Dinge der Zufall oder eine verborgene Anordnung der Natur unser Wesen mit einem neuen Keim zusammengattet, der, durch unsere belebende Triebkraft aufgeschlossen, nach langer Zeiten Verlauf zum mächtigen Baum hinaufsproßt und des Lebens Genuß uns von neuem gestattet. Daraus magst du abmerken, welchen Dienst du mir durch deinen Beistand geleistet hast und welcher Dank dir dafür gebühret. Fordre von mir den Lohn deiner edlen Tat, offenbare mir den Wunsch deines Herzens, und er soll dir zur Stunde gewähret sein.“

Krokus schwieg. Der Anblick der reizenden Elfe hatte auf ihn mehr Eindruck gemacht als ihre Rede, von welcher er nur wenig begriff. Sie bemerkte seine Verlegenheit, und um ihn

daraus zu ziehen, ergriff ſie ein dürres Schilfrohr am Ufer des Weihers, zerbrachs in drei Stücke und ſprach: „Wähle eine von dieſen drei Hülſen oder nimm eine ohne Wahl. In der erſten iſt Ehre und Ruhm, in der andern Reichtum und deſſen weiſer Genuß, in der dritten Minneglück für dich eingeſchloſſen.“ Der junge Mann ſchlug die Augen zur Erde nieder und antwortete: „Tochter des Himmels, wenn du den Wunſch meines Herzens zu gewähren gedenkeſt, ſo wiſſe, daß er nicht in den drei Hülſen eingeſchloſſen iſt, die du mir darbeutſt; mein Herz trachtet nach einem größern Lohn. Was iſt Ehre als der Zunder des Stolzes, was iſt Reichtum als die Wurzel des Geizes, und was iſt Liebe als die Falltür der Leidenſchaft, die edle Freiheit des Herzens zu berücken? Gewähre mir den Wunſch, im Schatten deines Eichbaums von der Ermattung des Heereszugs zu raſten und aus deinem ſüßen Munde Lehren der Weisheit zu hören, um die Geheimniſſe der Zukunft dadurch zu enträtſeln.“ — „Dein Begehr,“ gegenredete die Elfe, „iſt groß, aber dein Verdienſt um mich iſt es nicht minder, es geſchehe alſo, wie du gebeten haſt. Die Binde vor deinen körperlichen Augen ſoll ſchwinden, die Geheimniſſe verborgener Weisheit zu ſchauen. Nimm nun mit dem Genuß der Frucht zugleich die Schale dahin; denn der Weiſe iſt auch ein geehrter Mann; er allein iſt reich, denn er braucht nicht mehr als er bedarf, und koſtet den Nektar der Liebe, ohne ihn mit unreinen Lippen zu vergiften.“ Als ſie das geſagt hatte, reichte ſie ihm nochmals die drei Schilfhülſen dar und ſchied von ihm.

Der junge Eremit bereitete ſich ſein Bette von Moos unter der Eiche, höchſt zufrieden über die Aufnahme, welche ihm die Elfe hatte widerfahren laſſen. Der Schlaf überfiel ihn wie ein gewappneter Mann, heitere Morgenträume umtanzten ſeine Scheitel und nährten ſeine Phantaſie mit dem Dunſte glücklicher Ahndungen. Beim Erwachen begann er

fröhlich ſein Tagewerk, erbauete ſich eine bequeme Einſiedlerhütte, grub ſeinen Garten und pflanzte Roſen und Lilien, auch andere Wohlgeruch düftende Blumen und Kräuter, nicht minder Kohl und Küchengewächſe nebſt fruchtbringenden Obſtbäumen hinein. Die Elfe unterließ nie, jeden Abend im Zwielichten ihm einen Beſuch zu machen, erfreute ſich über den Gewinn ſeines Fleißes, luſtwandelte mit ihm Hand in Hand am ſchilfreichen Geſtade des Weihers auf und ab, und der bewegliche Schilf flötete dem traulichen Paare einen melodiſchen Abendgruß zu, wenn es die Luft durchſäuſelte. Sie unterwies ihren horchſamen Lehrjünger in den Geheimniſſen der Natur, unterrichtete ihn von dem Urſprung und dem Weſen der Dinge, lehrte ihn die natürlichen und magiſchen Eigenſchaften und Wirkungen derſelben und bildete den rohen Kriegsmann zu einem Denker und Weltweiſen um.

In dem Maße, wie durch den Umgang mit der ſchönen Schattengeſtalt die Empfindungen und der Gefühlsſinn des jungen Mannes ſich verfeinerten, ſchien ſich die zarte Form der Elfe zu verdichten und mehr Konſiſtenz zu gewinnen. Ihr Buſen empfing Wärme und Leben, ihre bräunlichen Augen ſprüheten Feuer, und ſie ſchien mit der Geſtalt einer jungen Dirne auch die Gefühle eines blühenden Mädchens angenommen zu haben. Die empfindſame Schäferſtunde, die dazu recht wie gemacht iſt, ſchlafende Gefühle aufzuwecken, tat die gewöhnliche Wirkung: nach wenigen Mondenwechſeln von der erſten Bekanntſchaft an war der ſeufzende Krokus im Beſitz des Minneglücks, welches die dritte Schilfhülſe ihm verheißen hatte, und bereuete es nicht, durch die Falltür der Liebe die Freiheit des Herzens eingebüßet zu haben. Obgleich die Vermählung des zärtlichen Paares nur unter vier Augen geſchahe, ſo wurde ſie doch mit eben dem Vergnügen als das geräuſchvolleſte Beilager vollzogen, und es fehlte in der Folge nicht an ſprechenden Beweiſen der belohnten Liebe. Die Elfe

beſchenkte ihren Gemahl mit drei Töchtern, die zu gleicher Zeit geboren wurden. Und der über die Fruchtbarkeit ſeiner andern Hälfte entzückte Vater nennte bei der erſten Umarmung die, welche früher als die beiden Zwillingsſchweſtern ſeine vier Wände beſchrie, Vela, die nachgeborne Therba und die jüngſtgeborne Libuſſa.

Alle glichen den Genien an Schönheit der Geſtalt, und ob ſie gleich nicht aus ſo zartem Stoff gebauet waren als die Mutter, ſo war doch ihre körperliche Beſchaffenheit feiner als die vergröberte irdene Form des Vaters. Dabei waren ſie von allen Infirmitäten der Kindheit befreiet, lagen ſich nicht wund, zahnten ohne epileptiſche Krämpfe, ſchrien nicht über Stuhlzwang, bekamen keine rhachitiſchen Zufälle, hatten keine Pocken und mithin auch keine Narben, kein Fell übers Auge oder ein zuſammengefloſſenes Geſicht zu fürchten; auch bedurften ſie keines Gängelbandes, denn nach den erſten neun Tagen liefen ſie ſchon wie die Rebhühner, und wie ſie heran-

wuchsen, veroffenbarten sich an ihnen alle Talente der Mutter, verborgene Dinge zu erraten und zukünftige zu weissagen.

Krokus erlangte mit Hülfe der Zeit in diesen Geheimnissen gleichfalls gute Kundschaft. Wenn der Wolf die Viehherden im Walde zerstreuet hatte und die Hirten ihre verlorne Schafe und Rinder aufsuchten; wenn die Holzhauer eine Axt oder ein Beil vermißten, erholten sie sich Rats bei dem weisen Krokus, der ihnen anzeigte, wo sie das Verlorne suchen sollten. Wenn ein böser Nachbar etwas von gemeinem Gut entwendet, zur Nachtzeit in die Herde oder die Wohnung seines Nachbarn eingebrochen, ihn beraubt oder den Wirt erschlagen hatte und niemand auf den Verbrecher raten konnte, befragte man den weisen Krokus. Der beschied die Gemeine auf einen Anger, hieß sie männiglich einen Kreis beschließen, dann trat er mitten unter sie und ließ das unbetrügliche Sieb laufen, welches nie verfehlte, den Missetäter zu veroffenbaren. Dadurch breitete sich sein Ruf aus über das ganze Böhmer Land, und wer ein Anliegen oder ein wichtiges Gewerbe hatte, ratfragte den weisen Mann über den Ausgang des Geschäftes. Auch Krüppel und Kranke begehrten von ihm Genesung und Hülfe, selbst das gebrechliche Vieh wurde zu ihm gebracht, und er verstund sich so gut darauf, die kranken Kühe durch seinen Schatten gesund zu machen, als der renommierte Sankt Martin von Schierbach. Dadurch vermehrte sich der Zulauf des Volks bei ihm von Tag zu Tage, nicht anders, als wenn der Dreifuß des delphischen Apoll in den Böhmer Wald wäre versetzt worden. Und obgleich Krokus ohne Lohn und Gewinn den Ratfragenden Bescheid gab und die Kranken und Preßhaften heilte, so zinste ihm doch der Schatz seiner geheimnisvollen Weisheit reichlich und brachte ihm großen Gewinn; das Volk drängte sich zu ihm mit Gaben und Geschenken und erdrückte ihn schier mit den Beweisen seines guten Willens. Er offenbarte zuerst das Kunst-

geheimnis, aus dem Elbſande Gold zu waſchen und empfing den Zehenden von allen Goldfiſchern. Dadurch mehrte ſich ſein Gut und Vermögen, er bauete feſte Schlöſſer und Paläſte, hatte große Viehherden, beſaß fruchtbare Ländereien, Felder und Wälder und befand ſich unvermerkt im Beſitz alles des Reichtums, den die freigebige Elfe vorbedeutend in die zwote Schilfhülſe für ihn eingeſchloſſen hatte.

An einem ſchönen Sommerabend, als Krokus mit ſeinen Reiſigen von einem Flurzuge heimkehrte, wo er auf Erfordern die Grenzſtreitigkeiten zwoer Gemeinden geſchlichtet hatte, erblickte er ſeine Gemahlin am Ufer des Schilfteiches, da, wo ſie ihm zuerſt erſchienen war. Sie winkte ihm mit der Hand, darum ließ er ſeine Diener von ſich und eilte, ſie zu umarmen. Sie empfing ihn nach Gewohnheit mit zarter Liebe, aber ihr Herz war traurig und beklommen; aus ihren Augen träufelten ätheriſche Tränen, ſo fein und flüchtig, daß ſie im Fallen von den Lüften gierig eingeſogen wurden, ohne die Erde zu erreichen. Krokus beſtürzte über dieſen Anblick, er hatte die Augen ſeiner Gemahlin nie anders als heiter und im Glanze jugendlicher Fröhlichkeit geſehen. „Was iſt dir, Geliebte meines Herzens?" ſprach er, „bange Ahndungen zerreißen meine Seele. Sag an, welche Deutung haben dieſe Zähren?" Die Elfe erſeufzete, lehnte ihr Haupt wehmütig an ſeine Schulter und ſprach: „Teurer Gemahl, in Eurer Abweſenheit habe ich im Buche des Schickſals geleſen, daß meinem Lebensbaume ein unglückliches Verhängnis droht; ich muß mich ewig von Euch ſcheiden. Folgt mir in das Schloß, daß ich meine Kindlein geſegne, denn von heute an werdet ihr mich nimmer ſehen." — „O, Geliebte," gegenredete Krokus, „laßt dieſen traurigen Gedanken ſchwinden! Was kann Eurem Baume für ein Unglück drohen? Steht er nicht ſtamm- und wurzelfeſte? Seht ſeine geſunden Äſte, wie ſie mit Laub und Früchten belaſtet ſich ausbreiten, und wie er

ſeine Wipfel zu den Wolken erhebt. Solange dieſer Arm ſich regt, ſoll er ihn gegen jeden Frevler ſchützen, der ſeinen Stamm zu verletzten wagt.“ —„Ohnmächtiger Schutz,“ verſetzte ſie, „den ein ſterblicher Arm gewähren kann! Ameiſen können nur den Ameiſen, Mücken nur den Mücken, und alles Erdengewürm kann nur dem Erdengewürme abwehren. Aber was vermag der Mächtigſte unter euch gegen die Wirkungen der Natur oder die unwandelbaren Ratſchlüſſe des Schickſals? Erdenkönige können nur kleine Erdhügel umwälzen, die ihr Feſten und Schlöſſer nennt, aber das kleinſte Lüftchen ſpottet ihrer Macht, ſäuſelt, wo es will und achtet nicht auf ihr Gebot. Du haſt vormals dieſen Eichbaum gegen die Gewalt der Menſchen geſchützt, kannſt du auch dem Sturmwind wehren, wenn er ſich aufmacht, ſeine Aſte zu entblättern, oder wenn ein verborgner Wurm in ſeinem Marke nagt, kannſt du ihn hervorziehn und zertreten?“

Unter dieſen Geſprächen gelangte das traute Paar ins Schloß. Die ſchlanken Fräuleins hüpften, wie ſie bei dem abendlichen Beſuch ihrer Mutter zu tun pflegten, derſelben freudig entgegen, gaben Rechenſchaft von ihrem Tagewerke, brachten ihre Stickerei und Nähwerk zum Beweis ihres kunſtreichen Fleißes herbei; doch diesmal war die Stunde des häuslichen Glückes freudenlos. Sie bemerkten bald, daß dem Angeſichte des Vaters die Spuren tiefer Schmerzen eingedruckt waren und ſahen mit teilnehmendem Kummer die mütterlichen Zähren, ohne daß ſie es wagten, nach deren Urſach zu fragen. Die Mutter gab ihnen viel weiſe Lehren und gute Vermahnungen; ihre Rede aber glich einem Schwanengeſange, als ob ſie die Welt geſegnen wollte. Sie weilte noch bei ihren Geliebten bis der Morgenſtern am Himmel heraufzog, drauf umarmte ſie Gemahl und Kinder mit wehmütiger Zärtlichkeit, begab ſich bei Anbruch des Morgens durch das verborgene Pförtchen nach Gewohnheit wieder zu ihrem

Baume und überließ ihre Lieben den Gefühlen banger Ahndung.

Die Natur ſtund in horchſamer Stille bei Aufgang der Sonne, aber ſchwere, düſtere Wolken verbargen bald wieder ihr ſtrahlendes Haupt. Es wurde ein ſchwüler Tag, die ganze Atmoſphäre war elektriſch. Ferne Donner rollten über den Wald daher, und das hundertſtimmige Echo wiederholte in den gekrümmten Tälern das grauſenvolle Getöſe derſelben. In der Mittagsſtunde ſchlängelte ſich ein gezackter Blitz herab auf die Eiche, zerſplitterte in einem Augenblick mit unwiderſtehlicher Kraft Stamm und Aſte, und die Trümmer lagen weit im Walde umher zerſtreuet. Da das dem Vater Krokus angeſagt wurde, zerriß er ſein Kleid, ging hinaus, den Lebensbaum ſeiner Gemahlin nebſt ſeinen drei Töchtern zu beweinen und die Splitter davon als köſtliche Reliquien zu ſammeln und aufzubewahren. Die Elfe aber wurde von dem Tage an nicht mehr geſehen.

Nach einigen Jahren wuchſen die zarten Fräuleins heran, ihre jungfräuliche Wohlgeſtalt blühete auf wie die aus der Knoſpe hervorſchlüpfende Roſe, und der Ruf ihrer Schönheit breitete ſich aus über das ganze Land. Die edelſten Jünglinge aus dem Volke drängten ſich herzu und hatten mancherlei Anliegen dem Vater Krokus vorzutragen, um ſich bei ihm Rats zu erholen; doch im Grunde wars mit dieſem ſcheinbaren Vorwand auf die ſchönen Töchter gemeint, die ſie zu beäugeln trachteten, wie junge Geſellen pflegen, die ſich bei den Vätern ſo gern ein Gewerbe machen, wenn ſie die Töchter beſchleichen wollen. Die drei Schweſtern lebten in großer Eintracht und Unbefangenheit beieinander, mit ihren Talenten noch wenig bekannt. Die Gabe der Weisſagung war ihnen im gleichen Maße verliehen, und ihre Reden waren Orakel, ohne daß ſie es wußten. Doch bald wurde ihre Eitelkeit durch die Stimme der Schmeichelei rege gemacht, die Wortklauber

haſchten jeden Laut aus ihrem Munde auf, die Seladons deuteten jede Miene, ſpäheten das kleinſte Lächeln, kundſchafteten den Blick ihrer Augen, zogen mehr oder minder günſtige Vorbedeutungen daraus, vermeinten, ihre Schickſale dadurch zu erraten, und von dieſer Zeit an iſt es bei den Liebenden Sitte, dem Horoſkop der Augen ihren Glücks- oder Unſtern in der Liebe abzufragen. Kaum hatte ſich die Eitelkeit in das jungfräuliche Herz eingeſchlichen, ſo ſtund der Hoffart, ihr lieber Getreuer, außen an der Tür, nebſt dem loſen Geſindel ſeines Gefolges, Eigenliebe, Eigenlob, Eigennutz, Eigenſinn, und ſie ſtahlen ſich alleſamt hinein. Die ältern Schweſtern beeiferten ſich, in ihren Künſten der jüngern es zuvor zu tun und beneideten ſie insgeheim wegen des Übergewichtes ihrer körperlichen Reize. Denn ob ſie gleich alle ſehr ſchön waren, ſo war doch Libuſſa die ſchönſte unter ihnen. Fräulein Bela legte ſich vornehmlich auf die Kräuterkunde, wie in der Vorwelt Fräulein Medea; ſie kannte die verborgenen Kräfte derſelben und wußte wirkſamen Gift und Gegengift daraus zu ziehen; auch verſtund ſie die Kunſt, den unſichtbaren Mächten Wohlgeruch und Ekelgeruch daraus zu bereiten. Wenn ihre Rauchpfanne dampfte, lockte ſie damit die Geiſter aus dem unermeßlichen Raume des Äthers jenſeit des Mondes herab, und ſie wurden ihr untertan, um mit ihren feinen Organen dieſe ſüßen Dämpfe einzuatmen, aber wenn ſie Ekelgeruch auf das Rauchfaß ſtreuete, hätte ſie die Zihim und Ohim damit aus der Wüſte wegräuchern können.

Fräulein Therba war ſinnreich wie Circe, allerlei Zauberſprüche zu erdenken, die kräftig waren, den Elementen zu gebieten, Sturm und Wirbelwinde, auch Schloßen und Ungewitter zu erregen, das Eingeweide der Erde zu erſchüttern oder ſie ſelbſt aus ihren Angeln zu heben. Sie bediente ſich dieſer Künſte, das Volk zu erſchrecken, um wie eine Göttin geehrt und gefürchtet zu werden und wußte die Witterung in

der Tat mehr nach dem Wunſch und Eigenſinn der Menſchen zu bequemen, als die weiſe Natur. Zwei Brüder haderten miteinander, weil ſie nie in ihren Wünſchen übereinkamen. Der eine war ein Ackersmann und wünſchte immer Regen zum Wachstum und Gedeihen ſeiner Saaten. Der andre war ein Töpfer und wollte ſtets Sonnenſchein, um ſeine irdenen Gefäße zu trocknen, welche der Regen zerſtörte. Weil's ihnen nun der Himmel nie zu Danke machen konnte, begaben ſie ſich eines Tages mit reichen Geſchenken zu der Wohnung des weiſen Krokus und brachten ihr Anliegen der Therba vor. Die Tochter der Elfe lächelte über das ungeſtüme Murren der Brüder gegen die wohltätige Haushaltung der Natur und befriedigte beider Verlangen: ſie ließ Regen fallen auf die Saaten des Landmanns, und auf den Töpferacker daneben ließ ſie die Sonne ſcheinen. Durch dieſe Zaubereien erwarben ſich die beiden Schweſtern großen Ruf und vielen Reichtum; denn ſie verliehen ihre Gaben nie ohne Lohn und Gewinn, baueten von ihren Schätzen Schlöſſer und Landhäuſer, legten herrliche Luſtgärten an, wurden des Bankettierens und der Erluſtigungen nie müde, täuſchten und foppten die Freier, die ſich um ihre Liebe bewarben.

Libuſſa hatte nicht den ſtolzen, eiteln Sinn ihrer Schweſtern. Ob ſie gleich die nämlichen Fähigkeiten beſaß, in die Geheimniſſe der Natur einzudringen und ſich ihrer verborgenen Kräfte zu bedienen, ſo genügte ihr dennoch an dem Anteil der wunderſamen Gaben aus der mütterlichen Erbſchaft, ohne ſolche höher zu treiben, um damit zu wuchern. Ihre Eitelkeit erſtreckte ſich nicht weiter als auf das Bewußtſein ihrer Wohlgeſtalt, ſie geizte nicht nach Reichtümern, wollte weder geehrt noch gefürchtet ſein wie ihre Schweſtern. Wenn dieſe auf ihren Landhäuſern herumtoſeten, von einer rauſchenden Freude zur andern eilten und den Kern der böhmiſchen Ritterſchaft an ihren Triumphwagen feſſelten, blieb ſie da-

heim in der väterlichen Wohnung, führte das Hausregiment, erteilte den Ratfragenden Beſcheid, leiſtete den Gedrückten und Preßhaften freundlichen Beiſtand, und das alles aus gutem Willen ohne Entgelt*. Ihre Gemütsart war ſanft und beſcheiden und ihr Wandel tugendſam und züchtig, wie es einer edlen Jungfrau ziemt. Sie freuete ſich zwar insgeheim der Siege, die ihre Schönheit über der Männer Herzen gewann und nahm das Seufzen und Girren der ſchmachtenden Anbeter als einen billigen Tribut ihrer Reize an; aber keiner durft ihr ein Wort von Liebe ſagen oder ſich herausnehmen, um ihr Herz zu werben. Doch Amor, der Schalk, übt an den Spröden ſeine Gerechtſame am liebſten und ſchleudert oft ſeine brennende Fackel auf ein niedriges Strohdach, wenn er einen hohen Palaſt in Flammen zu ſetzen gedenket.

Tief im Walde hatte ein alter Ritter, der mit dem Heere der Czechiten ins Land gekommen war, ſich angeſetzt, die Wüſte urbar gemacht und ein Landgut angelegt, wo er den Überreſt ſeiner Tage der Ruhe zu pflegen und vom Ertrag des Feldbaues ſich zu nähren vermeinte. Ein gewaltſamer Grenznachbar bemächtigte ſich ſeines Eigentums und vertrieb den Ritter daraus, den ein gaſtfreier Landmann aufnahm und ihm in ſeiner Wohnung Schirm und Obdach gab. Der

* Nulla Crocco virilis sexus proles fuit, sed moriturus tres a morte sua filias superstites reliquit, omnes ut ipse erat fatidicas, vel Magas potius, qualis Medea et Circe fuerant. Nam Bela natu filiarum maxima, herbis incantandis Medeam imitabatur, Tetcha (Therba) natu minor, carminibus magicis Circem reddebat. Ad utramque frequens multitudinis concursus; dum alii amores sibi conciliare, alii cum bona valetudine in gratiam redire, alii res amissas recuperare cupiunt. — Illa arcem Belinam, haec altera arcem Thetin ex mercenaria pecunia, nihil enim gratuito faciebant, aedificandam curavit. Liberalior in hac re Lybussa natu minima apparuit, ut quae a nemine quidquam extorquebat, et potius fata publica omnibus, quam privata singulis, praecinebat: qua liberalitate, et quia non gratuita solum sed etiam minus fallaci praedictione utebatur, assecuta est ut — in locum patris Crocci subrogaretur. Dubravius.

dürftige Greis hatte einen Sohn, welcher noch der einzige Troſt und die Stütze ſeines Alters war, ein wackerer Jüngling, der aber nichts mehr als einen Jagdſpieß und eine geübte Fauſt beſaß, den grauen Vater damit zu nähren. Der Raub des ungerechten Nabals reizte ſeine Rache, er rüſtete ſich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; doch der Befehl des ſorgſamen Greiſes, der das Leben des Sohnes keiner Gefahr bloßſtellen wollte, entwaffnete den edlen Jüngling. Gleichwohl wollte er in der Folge von ſeinem erſten Vorhaben ſich nicht abbringen laſſen. Da berief ihn der Vater zu ſich und ſprach: „Ziehe hin, mein Sohn, zum weiſen Krokus oder zu den klugen Jungfrauen, ſeinen Töchtern, und befrage dich Rats, ob die Götter dein Unternehmen billigen und dir einen glücklichen Ausgang desſelben verleihen werden. Iſt dem alſo, ſo magſt du dich mit dem Schwert gürten, den Speer in deine Hand nehmen und um dein Erbgut kämpfen. Wo nicht, ſo bleibe hie, bis du mir die Augen zugedrückt haſt, dann tue, was dir gut dünket.“

Der Jüngling machte ſich auf und gelangte zuerſt an den Palaſt der Bela, welcher das Anſehen eines Tempels hatte, den eine Göttin bewohnt. Er klopfte an und begehrte eingelaſſen zu werden; aber da der Türhüter ſahe, daß der Fremdling mit leerer Hand erſchien, wies er ihn als einen Bettler ab und ſchlug die Tür vor ihm zu. Er ging traurig förder und kam zu der Wohnung der Schweſter Therba, klopfte an und begehrte Gehör. Da kam der Türhüter ans Fenſterlein und ſprach: „Trägſt du auch Gold in deinem Säckel, das du darwägen kannſt meiner Gebieterin, ſo wird ſie dich eins von ihren guten Sprüchlein lehren, das dir dein Schickſal verkündet. Wo nicht, ſo gehe hin und ſammle deſſen am Ufer der Elbe, ſoviel Körner als der Baum Blätter, die Garbe Ähren und der Vogel Federn hat, dann will ich dir auftun dieſe Pforte.“ Der getäuſchte Jüngling ſchlich ſich ganz mut-

los seitab, besonders da er vernahm, daß Seher [redacted] Polen gezogen sei, um den Zwist einiger mißhelligen [redacted] ten als Schiedsrichter zu vergleichen. Er versprach sich von der dritten Schwester keine günstigere Aufnahme, und wie er ihre väterliche Waldburg von einem Hügel in der Ferne erblickte, wagt' er's nicht, hinzuzunahen, sondern verbarg sich in ein dichtes Gebüsch, seinem trüben Gram nachzuhängen. Bald aber weckte ihn ein Getümmel aus diesen spleenetischen Betrachtungen, er vernahm ein Trappeln wie von Rosses Hufen. Ein fliehendes Reh brach durchs Gesträuche, verfolgt von einer lieblichen Jägerin und ihren Dirnen auf stattlichen Rossen. Sie schwang einen Wurfpfeil, und er flog schwirrend aus ihrer Hand durch die Luft, jedoch ohne das Wild zu erreichen. Rasch ergriff der lauschende Jüngling seine Armbrust und schnellte einen befiederten Bolzen von der rauschenden Senne, welcher augenblicks das Herz des Gewildes durchbohrte, daß es zusammenstürzte. Das Fräulein, über diese unversehene Erscheinung verwundert, schauete nach dem unbekannten Jagdgenossen umher; als der Schütze das inne ward, trat er hervor und neigte sich demütig gegen sie zur Erde. Fräulein Libussa glaubte nie einen schönern Mann gesehen zu haben. Sie empfand gleich beim ersten Anblick einen so mächtigen Eindruck von seiner Gestalt, daß sie ihm unwillkürliches Wohlwollen, das Prärogativ einer glücklichen Bildung, nicht weigern konnte. „Sag mir, lieber Fremdling," redete sie ihn an, „wer bist du und welcher Zufall führt dich in dieses Gehege?" Der Jüngling urteilte gar recht, daß ihm sein gutes Glück habe finden lassen, was er suchte. Er offenbarte ihr bescheidentlich sein Anliegen, verschwieg auch nicht, wie schimpflich er vor der Tür ihrer Schwestern sei abgewiesen worden und wie ihn das bekümmert habe. Sie heiterte sein Gemüt mit freundlichen Worten auf. „Folge mir in meine Wohnung," sprach sie, „ich will

das Buch des Schickſals für dich ratfragen und dir morgen Beſcheid geben beim Aufgang der Sonne.“

Der Jüngling tat, wie ihm geboten war. Kein bengelhafter Türhüter verſperrte ihm hier den Eingang des Palaſtes, die ſchöne Bewohnerin übte die Geſetze des Gaſtrechtes an ihm ſehr edelmütig. Er war von dieſer günſtigen Aufnahme entzückt, aber noch mehr von den Reizen ſeiner holden Wirtin. Ihre bezaubernde Geſtalt ſchwebte ihm die ganze Nacht vor Augen, er erwehrte ſich ſorgfältig der Überraſchung des Schlummers, damit er keinen Augenblick die Begebenheiten des vergangenen Tages, die er mit Entzücken überdachte, aus den Gedanken verlieren möchte. Fräulein Libuſſa ihrerſeits genoß zwar des ſanften Schlummers, denn die Abgeſchiedenheit von den Einwirkungen der äußern Sinne, welche die feinern Vorgefühle der Zukunft ſtören, iſt der Gabe der Weisſagung unentbehrlich. Die glühende Phantaſie der ſchlummernden Elfentochter kettete das Bild des jungen Fremdlings an alle bedeutſame Traumgeſtalten, die ihr dieſelbe Nacht vorſchwebten. Sie fand ihn da, wo ſie ihn nicht ſuchte, in Verhältniſſen, davon ſie nicht begreifen konnte, wie ſie auf dieſen Unbekannten Beziehung haben könnten. Beim frühen Erwachen, wo die ſchöne Seherin die nächtlichen Geſichter zu ſondern und zu enträtſeln pflegte, war ſie geneigt, dieſelben insgeſamt als Irrtümer einer Nacht, die aus Störungen des richtigen Ganges der Phantaſie entſprungen wären, zu verwerfen und nicht weiter darauf zu achten. Aber ein dunkeles Gefühl ſagte ihr, daß die Schöpfung ihrer Phantaſie nicht ganz leerer Traum ſei, ſondern auf gewiſſe Ereigniſſe deute, welche die Zukunft enthüllen werde, und daß dieſe prophetiſche Phantaſie in vergangener Nacht mehr als jemals dem Verhängnis ſeine verborgenen Ratſchlüſſe abgelauſcht und ihr ausgeplaudert habe. Durch eben dieſen Weg erfuhr ſie, daß der Gaſt unter ihrem Dache gegen ſie in

heißer Liebe entzündet sei, und ebenso unverhohlen tat ihr das Herz das nämliche Geständnis in Ansehung seiner. Aber sie drückte alsbald das Siegel der Verschwiegenheit auf die Novelle, so wie der bescheidene Jüngling seines Orts sich gleichfalls hoch gelobt hatte, seiner Zunge und seinen Augen Schweigen zu gebieten, um sich keiner verächtlichen Zurückweisung auszusetzen, denn die Scheidewand, welche das Glück zwischen ihn und die Tochter des Krokus gezogen hatte, schien ihm unüberwindbar.

Ob nun wohl der schönen Libussa vollkommen bewußt war, was sie dem jungen Mann auf seine Frage zu antworten hatte, so fiel es ihr doch schwer, ihn so eilig von sich zu lassen. Bei Aufgang der Sonne beschied sie ihn zu sich in den Lustgarten und sprach: „Noch hängt die Decke der Dunkelheit vor meinen Augen, dein Verhängnis zu durchschauen, harre bis zu Sonnenuntergang"; und am Abend sprach sie: „Bleibe bis zu Sonnenaufgang," und den folgenden Tag: „Verzeuch noch heute," und den dritten: „Gedulde dich bis morgen." Am vierten Tage entließ sie ihn endlich, weil sie keinen Vorwand fand, ihn länger zurückzuhalten, ohne ihr Geheimnis zu verraten, und erteilte ihm mit freundlichen Worten diesen Bescheid: „Die Götter wollen nicht, daß du rechten sollst mit einem Gewaltigen im Lande, tragen und dulden ist der Schwächern Los. Ziehe hin zu deinem Vater, sei der Trost seines Alters und nähre ihn durch die Arbeit deiner fleißigen Hand. Nimm zwei weiße Stiere aus meiner Herde zum Geschenke und diesen Stab, sie zu regieren, und wenn er blühet und Früchte trägt, wird der Geist der Weissagung auf dir ruhen." Der Jüngling schätzte sich der Geschenke der holden Jungfrau unwert und wurde schamrot, daß er eine Gabe dahinnehmen sollte, ohne sie erwidern zu können. Er nahm mit unberedtem Munde, aber desto beredtsamerer Gebärdung wehmütigen Abschied und fand unten an

der Pforte zwei weiße Stiere angebunden, so schmuck und glänzend als ehemals der göttliche Stier, auf dessen glattem Rücken die Jungfrau Europa durch blaue Meeresfluten schwamm. Freudig löfete er sie ab und trieb sie gemachsam vor sich her. Der Heimweg dünkte ihm nur wenig Ellen lang, so sehr war seine Seele mit dem Gedanken an die schöne Libussa beschäftigt, und er gelobte sich, weil er ihrer Liebe doch nie teilhaftig werden könne, auch keine andere zu lieben sein Leben lang. Der alte Ritter freuete sich der Wiederkunft seines Sohnes, und noch mehr, da er vernahm, daß der Ausspruch der Tochter des weisen Krokus so gut mit seinen Wünschen übereintraf. Weil nun dem Jüngling von den Göttern der Ackerbau zum Beruf angewiesen war, säumte er nicht, die weißen Stiere anzuschirren und an den Pflug zu spannen. Der erste Versuch gedieh nach Wunsche. Die Stiere besaßen soviel Kräfte und Munterkeit, daß sie an einem Tage mehr Land umrissen, als zwölf Joch Ochsen gewöhnlich zu erwältigen vermögen; denn sie waren rasch und gurrig, wie der Stier im Kalender abgebildet wird, der im Zeichen des Aprilmonats aus den Wolken herabspringt, und nicht so lässig und träge wie der Ochs, der im Evangelienbuch sich so phlegmatisch neben seinen heiligen Gefährten hinflegelt wie ein Schäferhund.

Herzog Czech, welcher den ersten Heereszug seines Volks nach Böhmen geführet hatte, war lange schon entschlafen, ohne daß seine Nachkommen Erben seiner Würde und des Fürstentums wurden. Die Magnaten traten zwar nach seinem Hinscheiden zu einer neuen Wahl zusammen, aber ihre wilde, stürmische Gemütsart ließ keine vernünftige Entschließung reifen. Eigennutz und Eigendünkel verwandelten den ersten böhmischen Landtag in einen polnischen Reichstag. Indem zuviel Hände nach dem Fürstenmantel griffen, zerrissen sie ihn gar und keiner erlangte ihn. Das Regiment zerfiel in

eine Art von Anarchie, jeder tat, was ihm gut dünkte, der Starke unterdrückte den Schwachen, der Reiche den Armen, der Große den Kleinen. Es war keine gemeine Sicherheit mehr im Lande, gleichwohl meinten die wüsten Köpfe, ihre neue Republik sei gar wohl bestellt. Alles, sprachen sie, ist in der Ordnung, und jedes Ding geht seinen Gang bei uns so gut als anderwärts: der Wolf frißt das Lamm, der Weih die Taube, der Fuchs das Huhn. Diese unsinnige Verfassung konnte keinen Bestand haben. Nachdem der erträumte Freiheitstaumel nach und nach verdunstete und das Volk wieder nüchtern wurde, behauptete die Vernunft ihre Rechte. Die Patrioten, die biedern Bürger und wer sonst aus der Nation Vaterlandsliebe fühlte, beschlossen einen Rat, das Idol der vielköpfigen Hydra zu zerstören und das Volk wieder unter ein Haupt zu vereinigen. „Lasset uns," sprachen sie, „einen Fürsten wählen, der über uns herrsche nach väterlicher Sitte und Gewohnheit, der die Frechheit zähme und Recht und Gerechtigkeit handhabe. Nicht der Mächtigste, der Kühnste oder der Reichste, der Weiseste sei unser Herzog!" Das Volk, welches der Plackereien der kleinen Tyrannen längst müde war, hatte diesmal nur eine Stimme und gab diesem Vorschlage lauten Beifall. Es wurde ein Landtag anberaumt, und die einmütige Wahl fiel auf den weisen Krokus. Man ordnete eine Ehrenbotschaft ab, zur Besitznehmung der Fürstenwürde ihn einzuladen. Obgleich er nicht nach hoher Ehre geizte, so säumte er doch nicht, dem Verlangen des Volkes nachzugeben. Man bekleidete ihn mit dem Purpur, und er zog mit großem Pomp nach Vizegrad, dem Wohnsitz der Fürsten, wo ihm das Volk entgegenjauchzete und ihm als Regenten huldigte. Dadurch wurde er inne, daß nun auch die dritte Schilfhülse der freigebigen Elfe ihre Gabe an ihn ausgespendet hätte.

Seine Gerechtigkeitsliebe und weise Gesetzgebung breitete seinen Ruf bald in alle umliegende Länder aus. Die sarmati-

schen Fürsten, welche einander unaufhörlich zu befehden gewohnt waren, brachten aus der Ferne ihren Hader vor seinen Richterstuhl. Er wog ihn mit untrüglichem Maß und Gewicht der natürlichen Billigkeit auf der Wage des Rechtes, und wenn er seinen Mund auftat, wars, als ob der ehrwürdige Solon oder der weise Salomon zwischen den zwölf Löwen von seinem Thron herab das Urteil sprach. Als einsmals einige Aufwiegler sich gegen die Ruhe ihres Vaterlandes konföderiert und die reizbare polnische Nation in Harnisch gebracht hatten, zog er an der Spitze seines Heeres nach Polen, tilgte den Bürgerkrieg, und ein großer Teil des Volkes erkieſete ihn aus Dankbarkeit für den geschenkten Frieden gleichfalls zum Herzog. Er bauete daselbst die Stadt Krakau, die nach seinem Namen genennt ist und das Recht hat, die polnischen Könige zu krönen bis auf diesen Tag. Krokus regierte bis ans Ende seiner Tage mit großem Ruhm. Wie er vermerkte, daß er am Ziele derselben sei und nun bald abdrücken würde, ließ er sich aus den Trümmern der Eiche, die seine Gemahlin Elfe bewohnt hatte, eine Truhe zimmern, welche seine Gebeine verwahren sollte. Drauf verschied er in Frieden, beweint von den Fräuleins, seinen drei Töchtern, welche den väterlichen Leichnam in die Truhe legten und ihn zur Erde bestatteten, wie er befohlen hatte; und das ganze Land trug Leid um ihn.

Sobald das Trauergepränge geendiget war, versammleten sich die Stände, zu beratschlagen, wer den erledigten Fürstenthron wieder einnehmen sollte. Das Volk stimmte einmütig für eine Tochter des Krokus, nur konnte man sich nicht über die Wahl unter den drei Schwestern vergleichen. Fräulein Bela hatte im Grunde die wenigsten Adhärenten, denn sie besaß kein gutes Herz und bediente sich ihrer Zaubertalente oft, Schaden anzurichten; aber sie hatte sich bei dem Volke in solche Furcht gesetzt, daß es niemand wagte, aus Sorge, ihre

Rache zu reizen, eine Einwendung gegen sie vorzubringen. Da nun gestimmt wurde, waren alle Wahlherren stumm, keine Stimme war für sie, aber auch keine gegen sie. Mit Untergang der Sonne gingen die Volksrepräsentanten auseinander und verlegten das Wahlgeschäft auf den folgenden Tag. Da wurde Fräulein Therba in Vorschlag gebracht; aber das Vertrauen auf ihre Kraftsprüche hatte ihr den Kopf schwindelnd gemacht, sie war stolz und übermütig, begehrte, wie eine Göttin verehrt zu sein, und wenn ihr nicht stets Weihrauch duftete, war sie launisch, mißmütig, eigensinnig und offenbarte alle die Eigenschaften, die das schöne Geschlecht um den Besitz dieses schmeichelhaften Beiworts bringen. Sie wurde zwar weniger gefürchtet als ihre ältere Schwester, aber darum nicht mehr geliebt. Um dieser Ursache willen gings auf dem Wahlfeld so stille zu als bei einem Totenmahle, und es kam nicht zum Umstimmen. Am dritten Tage wurde Fräulein Libussa proponiert. Sobald dieser Name ausgesprochen wurde, hörte man ein trauliches Flüstern im Wahlkreis, die ernsten Gesichter wurden entfaltet und klärten sich auf, jeder der Wahlherren wußte seinem Beisitzer eine gute Eigenschaft von dem Fräulein anzurühmen. Der eine lobte ihre Sittsamkeit, der andere ihre Bescheidenheit, der dritte ihre Klugheit, der vierte ihre Unfehlbarkeit in der Weissagung, der fünfte ihre Uneigennützigkeit gegen die Ratfragenden, der zehnte ihre Keuschheit, andere neunzig ihre Schönheit und der letzte ihre Häuslichkeit. Wenn ein Liebhaber ein solches Realregister von den Vollkommenheiten seiner Geliebten entwirft, so ist es immer zweifelhaft, ob sie die Inhaberin einer einzigen davon sei; allein das Publikum irrt sich nicht leicht zum Vorteil, wohl aber oft zum Nachteil des guten Rufs in seinen Urteilen. Bei so allgemein anerkannten lobenswerten Eigenschaften war nun Fräulein Libussa freilich die wichtigste Thronkompetentin, wenigstens in petto

der Wählenden; doch der Vorzug der jüngern Schweſter vor der ältern hat in Ehehaften laut Zeugnis der Erfahrung ſo gar oft den Hausfrieden geſtört, daß zu beſorgen war, er dürfe in einer noch wichtigern Angelegenheit den edlen Landfrieden unterbrechen. Dieſe Betrachtung ſetzte die weiſen Vormünder des Volks in große Verlegenheit, daß ſie zu keinem Beſchluß kommen konnten. Es fehlte an einem Sprecher, der das Schwunggewicht ſeiner Beredtſamkeit an den guten Willen der Wahlherren anhängen mußte, wenn die Sache in Gang kommen und die guten Geſinnungen tätig und wirkſam werden ſollten, und dieſer trat auf wie gerufen.

Wladomir, einer der böhmiſchen Magnaten, der nächſte nach dem Herzog, hatte ſchon lange nach der reizvollen Libuſſa geſeufzet und bei Lebzeiten des Vater Krokus um ſie geworben. Er war einer ſeiner getreueſten Vaſallen und von ihm wie ein Sohn geliebt, darum hätte der gute Vater wohl gewünſcht, daß die Liebe beide zuſammenpaaren möchte, doch der ſpröde Sinn des Fräuleins war unüberwindbar, und er wollte ihrer Neigung auf keinerlei Art Gewalt tun. Fürſt Wladomir ließ ſich durch dieſe zweifelhaften Adſpekten gleichwohl nicht abſchrecken und vermeinte, durch Treue und Beſtändigkeit den harten Sinn des Fräuleins auszuharren und durch ſeine Zärtlichkeit geſchmeidig zu machen. Er begab ſich in das Gefolge des Herzogs, ſolang er lebte, ohne daß er dem Ziele ſeiner Wünſche dadurch um einen Schritt näher kam. Jetzt glaubt' er eine Gelegenheit gefunden zu haben, durch eine verdienſtliche Tat ihr verſchloſſenes Herz ſich zu eröffnen und ihrer edelmütigen Dankbegierde abzugewinnen, was ihm die Liebe nicht freiwillig zu gewähren ſchien. Er beſchloß, dem Haß und der Rache der beiden gefürchteten Schweſtern ſich preiszugeben und mit Gefahr des Lebens ſeine Geliebte auf den väterlichen Thron zu erheben. Da er die Unentſchloſſenheit des hin- und herſchwankenden Wahl-

rates bemerkte, nahm er das Wort und ſprach: „So ihr mich hören wollt, ihr männlichen Ritter und Edlen im Volk, ſo will ich euch ein Gleichnis vorlegen, daraus ihr abmerken könnet, wie ihr das vorhabende Wahlgeſchäfte zu Nutz und Frommen des Vaterlandes gedeihlich vollenden möget.“ Nachdem man nun Stillſchweigen geboten hatte, fuhr er alſo fort: „Die Bienen hatten ihren Weiſel verloren, und der ganze Stock war unluſtig und traurig. Sie flogen träge und ſparſam aus, hatten zur Honigbereitung wenig Luſt und Mut, und ihr Gewerbe und Nahrung geriet in Verfall. Darum dachten ſie mit Ernſt auf ein neues Oberhaupt, das ihrer Polizei vorſtünde, damit nicht Zucht und Ordnung gar zerfiel. Da kam die Weſpe geflogen und ſprach: ‚Wählt mich zu eurer Königin, ich bin mächtig und furchtbar, das ſtolze Roß ſcheut meinen Stachel, ſelbſt eurem Erbfeinde, dem Löwen kann ich damit Trotz bieten und ihn in die Schnauze ſtechen, wenn er ſich eurem Honigbaume nahet; ich will euch ſchützen und wahren.‘ Dieſe Rede gefiel den Bienen wohl. Aber nach reifer Überlegung antworteten die weiſeſten unter ihnen: ‚Du biſt rüſtig und furchtbar; doch eben dieſen Stachel der uns verteidigen ſoll, fürchten wir; du kannſt nicht unſere Königin ſein.‘ Darauf kam die Hummel herbeigeſummet und ſprach: ‚Nehmt mich zu eurer Königin! Hört ihr nicht, daß das Geräuſch meiner Flügel Hoheit und Würde ankündiget? Es fehlt mir auch nicht an einem Stachel zu eurem Schutze.‘ Die Bienen antworteten: ‚Wir ſind ein friedſames und geruhiges Volk, das ſtolze Geräuſch deiner Flügel würde uns nur Unluſt machen und die Geſchäftigkeit unſers Fleißes ſtören; du kannſt nicht unſere Königin ſein.‘ Da begehrte die Imme Gehör: ‚Ob ich gleich größer und ſtärker bin als ihr,‘ ſprach ſie, ‚ſo kann euch meine Übermacht doch nie zum Nachteil und Schaden gereichen, denn ſehet, der gefährliche Stachel fehlt mir ganz. Ich bin ſanften Gemüts, über das eine

Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, weiß dem Honigbau vorzuſtehen und die Arbeit zu fördern.' Da ſprachen die Bienen: ‚Du biſt würdig, uns zu regieren, wir gehorchen dir, ſei unſre Königin!'"

Wladomir ſchwieg. Die ganze Verſammlung erriet den Sinn ſeiner Rede, und die Gemüter befanden ſich in einer vorteilhaften Stimmung für Fräulein Libuſſa. Doch in dem Augenblicke, da man Umfrage halten wollte, flog ein krächzender Rabe über das Wahlfeld. Dieſes ungünſtige Anzeichen unterbrach alle fernern Deliberationen, und die Fürſtenwahl wurde bis auf den zukünftigen Tag verſchoben. Fräulein Bela hatte den Vogel von ſchlimmer Bedeutung abgeſchickt, das Wahlgeſchäfte zu ſtören, denn ſie wußte wohl, wohin ſich die Gemüter der Wahlherren neigten, und Fürſt Wladomir hatte ihren bitterſten Groll gegen ſich erregt. Sie hielt mit ihrer Schweſter Therba einen Rat, worin ſie beſchloſſen, an ihrem gemeinſchaftlichen Verunglimpfer Rache auszuüben und einen ſchwerbeleibten Alp abzuſchicken, der ihm die Seele aus dem Leibe drücken ſollte. Der kecke Ritter ahndete nichts von dieſer Gefahr, ging, wie er gewohnt war, ſeiner Gebieterin aufzuwarten und erhielt den erſten freundlichen Blick von ihr, aus dem er ſich einen Himmel voll Wonne weisſagte, und wenn ſein Entzücken noch durch etwas vermehrt werden konnte, ſo war es das Geſchenk einer Roſe, die an dem Buſen des Fräuleins prangte und welche ſie ihm darreichte mit dem Gebot, ſie an ſeinem Herzen welken zu laſſen. Er deutete dieſe Worte ganz anders als ſie gemeint waren; denn es gibt keine trüglichere Wiſſenſchaft als die Hermenevtik der Liebe, da ſind die Irrtümer recht wie zu Hauſe. Dem verliebten Ritter war daran gelegen, die Roſe ſolang als möglich friſch und blühend zu erhalten, er ſtellte ſie in einen Blumentopf in friſches Waſſer und ſchlief mit den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen ein.

n der schauerlichen Mitternachtsstunde kam der Würgengel, von Fräulein Bela ausgesandt, herangeschlichen, blies mit seinem keuchenden Atem die Riegel und Schlösser an den Türen des Schlafgemachs auf, fiel mit Zentnergewicht auf den schlafenden Ritter und würgte ihn so zusammen, daß er im Erwachen vermeinte, es sei ein Mühlstein ihm auf den Hals gewälzet. In dieser ängstlichen Beklemmung, da er wähnte, der letzte Augenblick seines Lebens sei vorhanden, dacht er zum Glück noch an die Rose, die im Blumentopfe vor seinem Bette stund, drückte sie an die Brust und sprach: „Welke mit mir dahin, schöne Rose und stirb an meinem erkaltenden Busen, zum Beweise, daß mein letzter Gedanke noch an deine holde Besitzerin gerichtet war.“ Augenblicklich wurd ihm leicht ums Herz, der schwere Alp konnte der magischen Kraft der Blume nicht widerstehen, sein drückendes Gewicht wog keine Flaumfeder mehr auf, die Antipathie des Rosenduftes scheuchte ihn bald darauf gar aus dem Schlafgemach, und die narkotische Eigenschaft dieses Wohlgeruchs wiegte den Ritter wieder in einen erquickenden Schlummer. Bei Sonnenaufgang saß er frisch und munter wieder auf und ritt auf das Wahlfeld, zu erforschen, welchen Eindruck seine Gleichnisrede auf die Gemüter der Wahlherrn gemacht habe, und acht zu haben, welchen Gang diesmal das Geschäfte nehmen würde; auch allenfalls, wenn ein widriger Wind sich erhübe, der den schwankenden Nachen seiner Hoffnung und Wünsche auf den Strand zu setzen drohen möchte, sich ans Ruder zu legen und solchen zurechte zu steuren.

Doch das hatte diesmal eben keine Gefahr, der ernste Wahlsenat hatte Wladomirs Parabel die Nacht über so sorgfältig wiedergekäuet und verdauet, daß sie in Geist und Herz übergegangen war. Ein flinker Ritter, der diese günstige Krisis witterte und in Ansehung der Herzensangelegenheiten mit dem zärtlichen Wladomir sympathisierte, strebte, diesem die Ehre, das Fräulein auf den böhmischen Thron zu setzen, entweder zu entreißen oder doch mit ihm zu teilen. Er trat auf, zückte das Schwert, rief mit lauter Stimme Fräulein Libussa zur Herzogin von Böhmen aus und gebot, wer es also meine, solle gleich ihm das Schwert zücken, die Wahl zu verteidigen. Alsbald blinkten viele Hundert blanke Schwerter auf dem Wahlfelde; ein lautes Freudengeschrei kündigte die neue Regentin an und allenthalben ertönte der freudige Volksruf: „Libussa sei unsre Herzogin!" Man ordnete einen Ausschuß ab, an dessen Spitze Fürst Wladomir und der Schwertzieher sich befanden, dem Fräulein die Erhebung zur Fürstenwürde kund zu tun. Sie nahm mit dem bescheidenen Erröten, welches den weiblichen Reizen den höchsten Ausdruck von Grazie mitteilt, die Herrschaft über das Volk an, und der Zauber ihres wonniglichen Anblicks machte jedes Herz ihr untertan. Das Volk huldigte ihr mit großem Frohlocken, und obgleich die beiden Schwestern sie neideten und ihre geheimen Künste anwendeten, sich an ihr und dem Vaterlande der vermeinten Verschmähung halber zu rächen, durch den Sauerteig der Verunglimpfung und des Tadels aller Handlungen und Taten ihrer Schwester unter der Nation eine schädliche Gärung zu bewirken und die Ruhe und Glückseligkeit der sanften jungfräulichen Regierung zu untergraben: so wußte Libussa doch diesem unschwesterlichen Beginnen weislich zu begegnen und alle feindseligen Anschläge und Zaubereien dieser Unholdinnen zu vernichten, bis sie müde wurden, ihre unwirksamen Kräfte weiter an ihr zu versuchen.

Der seufzende Wladomir harrete indes mit sehnlichem Verlangen auf die Entwicklung seines Schicksals. Er wagte es mehr als einmal, den endlichen Erfolg desselben aus den schönen Augen seiner Gebieterin zu lesen, aber Libussa hatte ihnen tiefes Stillschweigen über die Gesinnungen ihres Herzens geboten, und einer Geliebten ohne vorgängige Unterhandlung mit den Augen und ihren bedeutsamen Blicken eine mündliche Erklärung abzufordern, ist immer ein mißliches Unternehmen. Das einzige günstige Anzeichen, welches noch seine Hoffnung belebte, war die unverwelkliche Rose, die nach Verlauf eines Jahres noch immer so frisch blühete wie den Abend, da er sie aus der Hand der schönen Libussa empfing. Eine Blume aus der Hand eines Mädchens, ein Strauß, eine Bandschleife oder eine Haarlocke ist freilich immer mehr wert als ein ausgefallener Zahn, aber alle diese schönen Dinge sind doch nur zweideutige Pfänder der Liebe, wenn sie nicht durch zuverlässigere Äußerungen eine bestimmte Deutsamkeit erhalten. Wladomir spielte also in der Stille die Rolle eines seufzenden Schäfers an dem Hofe seiner Huldgöttin und harrete, was Zeit und Umstände in der Folge zu seinem Vorteil ergeben würden. Der ungestüme Ritter Mizisla betrieb seine Intrike weit lebhafter, er drängte sich bei jeder Gelegenheit hervor, um bemerkt zu werden. Am Tage der Huldigung war er der erste Lehnsmann, welcher der neuen Fürstin den Eid der Treue schwur; er folgte ihr untrennbar allenthalben nach wie der Mond der Erde, um durch ungeforderte Dienstbeflissenheit seine Anhänglichkeit an ihre Person darzutun, und bei öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen blänkelte er mit dem Schwert ihr in die Augen, um die Verdienste desselben in gutem Andenken zu erhalten.

Doch Libussa schien nach dem gewöhnlichen Weltlaufe die Beförderer ihres Glücks gar bald vergessen zu haben; denn wenn ein Obelisk einmal aufrecht stehet, so achtet man nicht

mehr auf die Hebel und Werkzeuge, die ihn in die Höhe gehoben haben; wenigſtens erklärten ſich die Kompetenten ihres Herzens alſo des Fräuleins Kaltſinn. Indeſſen irrten ſie beide in ihrer Meinung; die edle Thronbeſitzerin war weder unempfindlich noch undankbar, aber ihr Herz war nicht mehr ein freies Eigentum, damit zu ſchalten und zu walten wie ſie wollte. Der Machtſpruch der Liebe hatte bereits zum Vorteil des ſchlanken Wildſchützen entſchieden. Der erſte Eindruck, welchen ſein Anblick auf ihr Herz gemacht hatte, wirkte noch ſo mächtig, daß kein zweiter ihn auslöſchen konnte. In einer Zeit von drei Jahren war von den Farben der Einbildungskraft, womit dieſe das Konterfei des anmutsvollen Jünglings entworfen hatte, nichts abgebleicht oder verwiſcht, und die Liebe war alſo vollkommen bewähret. Denn die Leidenſchaft des ſchönen Geſchlechts iſt von der Natur und Beſchaffenheit, daß, wenn ſie drei Mondenwechſel die Probe aushält, ſie alsdenn auch dreimal drei Jahre und länger Beſtand zu haben pfleget, laut Zeugnis und Beweis des augenſcheinlichen Beiſpiels unſerer Tage. Als die Heldenſöhne Deutſchlands über ferne Meere ſchwammen, den Hauszwiſt der eigenwilligen Tochter Britanniens mit dem Mutterlande auszufechten, riſſen ſie ſich aus den Armen ihrer Schönen unter wechſelſeitigen Eidſchwüren der Treue und Beſtändigkeit; doch ehe ſie noch die letzte Tonne des Weſerſtroms im Rücken hatten, waren die Entſchwommenen gutenteils von ihren Chloen vergeſſen. Die wankelmütigen Mädchen erſetzten flugs den leeren Raum, aus Kummer, ihr Herz unbeſchäftigt zu fühlen, durch das Surrogat neuer Intriken. Aber die Lieben und Getreuen, welche Standhaftigkeit genug beſaßen, die Weſerprobe auszuhalten und, da ſich ihre Herzensbeſieger ſchon jenſeit der ſchwarzen Tonne befanden, noch keine Untreue ſich hatten laſſen zu Schulden kommen, haben, wie man ſagt, bis zur Wiederkehr der edeln Heldenſcharen ins

deutſche Vaterland ihr Gelübde unverbrüchlich bewahret und erwarten nun von der Hand der Liebe die Belohnung ihrer ausharrenden Beſtändigkeit.

Es war alſo minder wundernswert, daß unter dieſen Umſtänden Fräulein Libuſſa dem Gewerbe der blühenden Ritterſchaft, die um ihr Herz buhlte, widerſtehen konnte, als daß die ſchöne Königin von Ithaka eine ganze Freierkohorte vergeblich nach ſich ſeufzen ließ, da ihr Herz nur den graubärtigen Ulyß im Hinterhalte hatte. Rang und Geburt hatten indeſſen die Verhältniſſe des Fräuleins und des Geliebten ihres Herzens ſo ſehr aus dem Gleichgewicht geſetzt, daß ein näheres Verein als die platoniſche Liebſchaft, die jedoch als ein leeres Schattenſpiel weder nährt noch wärmt, nicht leicht zu hoffen ſtund. Ob man gleich in dieſen fernen Zeiten die Geſchlechtsklitterung ſo wenig nach Stammbaum und Pergamenthaut würderte, als man die Käfergeſchlechter nach Fühlhörnern und Flügeldecken, oder die Blumen nach Staubfäden, Staubwegen, Kelch und Honigbehältnis ordnete: ſo wußte man doch, daß mit der hohen Ulme ſich nur die köſtliche Rebe paart und nicht der Gartenzwirn, der an dem Zaune kriecht. Eine Mißheirat von einer Differenz des Standes um einen Zoll breit erregte damals freilich nicht ſoviel pedantiſchen Lärm als in unſern klaſſiſchen Zeiten, dennoch fiel ein Unterſchied von einer Elle breit, zumal wenn in den Zwiſchenraum Mitwerber eintraten, welche die Entfernung der beiden Endpunkte verſichtbarten, damals ſchon merklich in die Augen. Alles das und noch viel mehr erwog das Fräulein reiflich in ihrem klugen Sinn, darum gab ſie der Leidenſchaft, dieſer betrüglichen Schwätzerin, kein Gehör, ſo laut dieſe auch zum Vorteil des vom Amor begünſtigten Jünglings ſprach. Sie tat als eine keuſche Veſtalin das unwiderrufliche Gelübde, in jungfräulicher Verſchloſſenheit ihres Herzens lebenslang zu verharren und keine Anfrage der Ehe-

werber zu beantworten, weder mit den Augen oder durch Gebärden oder mit Worten und dem Munde; doch mit dem Vorbehalte, zu billiger Entschädigung dafür zu platonisieren soviel ihr beliebte. So ein klostermäßiges System war den beiden Adspiranten so wenig zu Sinne, daß sie den ertötenden Kaltsinn ihrer Gebieterin nicht reimen konnten. Die Gefährtin der Liebe, die Eifersucht, raunte ihnen peinlichen Argwohn ins Ohr; einer meinte, der andere sei sein glücklicher Nebenbuhler, und ihr Beobachtungsgeist spähete unermüdet, Entdeckungen zu machen, die sie beide scheueten. Doch Fräulein Libussa wog mit Vorsicht und Schlauheit den beiden ehrenfesten Rittern ihre sparsamen Gunstbezeigungen auf so gleicher Wage zu, daß keine Schale das Übergewicht bekam.

Es fruchtlosen Harrens müde, verließen beide das Hoflager ihrer Fürstin und begaben sich mit geheimer Unzufriedenheit auf ihre Kriegspfründen, die ihnen Herzog Krokus verliehen hatte. Beide brachten soviel Unmut mit in ihre Heimat, daß Fürst Wladomir allen seinen Vasallen und Nachbarn zur Last fiel. Ritter Mizisla dagegen wurde ein Weidmann, verfolgte Rehe und Füchse über die Acker und Gehege seiner Untertanen und ritt oft nebst seinem Gefolge, um einen Hasen zu hetzen, zehn Malter Getreide zunichte. Darüber entstund groß Seufzen und Wehklagen im Lande; gleichwohl war kein Richter da, dem Unfug zu steuren; denn wer rechtet gern mit einem Mächtigern? Und so gelangten die Bedruckungen des Volks nie zum Throne der Herzogin.

Jedoch vermöge ihres Seherblickes blieb ihr kein Unrecht innerhalb der weiten Grenzen ihres Gebietes verborgen, und weil ihre Gemütsart den sanften Zügen ihrer lieblichen Gestalt entsprach, betrübte sie sich innig über den Frevel ihrer Lehnsleute und die Gewaltsamkeit der Großen. Sie ratschlagte mit sich selbst, wie diesem Unheil abzuwehren sei, da gab ihr die Klugheit ein, den weisen Göttern nachzuahmen, welche bei ihrer Gerechtigkeitspflege die Verbrecher nicht flugs auf frischer Tat strafen, obgleich die langsam nachschreitende Rache sie früher oder später dennoch erreicht. Die junge Fürstin betagte ihre Ritterschaft und Stände zu einem gemeinsamen Landgerichte und ließ öffentlich ausrufen, wer eine Klage habe oder eine Unbill rügen wolle, solle frei und ungescheut hervortreten und sicher Geleit haben. Da kamen von allen Orten und Enden des Reichs die Geklemmten und Bedrückten herbei, auch Haderer und Streitköpfe und alle, die eine rechtliche Notdurft zu verrichten hatten. Libussa saß auf dem Throne wie die Göttin Themis mit Schwert und Wage und sprach das Recht ohne Ansehen der Person mit untrüglichem Urteil: denn die labyrinthischen Gänge der Schikane führten sie nicht irre wie die stumpfen Köpfe dämischer Schöppen, und jedermann verwunderte sich über die Weisheit, mit welcher sie die verworrene Zaspel der Prozesse in Sachen des Mein und Dein auseinanderwirrte, und über die unermüdete Geduld, den verborgnen Faden des Rechts, ohne ein falsches Ende zu reißen, herauszufinden, durchzustecken und aufzuwinden.

Nachdem das Gewühl der Parteien um die Schranken der Gerichtsbühne sich nach und nach vermindert hatte und die Sitzungen sollten aufgehoben werden, begehrten noch am letzten Tage des gehegten Rügegerichts ein ansässiger Grenznachbar des reichbegüterten Wladomir und die Deputierten von den Untertanen des jagdbaren Mizisla Gehör, um eine

Beſchwerde anzubringen. Sie wurden vorgelaſſen, der Landſaß hub zuerſt ſein Wort alſo an: „Ein fleißiger Pflanzer,“ ſprach er, „umzäunte ein kleines Bezirk am Ufer eines breiten Fluſſes, deſſen Silberſtrom mit ſanftem Getöſe ins luſtige Tal hinabgleitete: denn er dachte, der ſchöne Strom wird mir von dieſer Seite zum Schutz dienen, daß das gefräßige Wild meine Saaten nicht verwüſtet, und dann wird er die Wurzeln meiner Fruchtbäume wäſſern, daß ſie bald aufwachſen und mir reiche Früchte bringen. Aber da der Gewinn ſeiner Arbeit reifte, trübte ſich der betrügliche Fluß, ſeine ſtillen Gewäſſer fingen an zu brauſen und aufzuſchwellen, überſtrömten das Geſtade, riſſen ein Stück des fruchtbaren Ackers nach dem andern mit ſich fort und wühlten ſich ein Bette mitten durch das angebaute Ackerland, zum großen Herzeleid des armen Pflanzers, der ſein Eigentum der Willkür des gewaltſamen Nachbars zum boshaften Freudenſpiel dahingeben mußte, deſſen reißender Flut er ſelbſt kümmerlich entramn. Mächtige Tochter des weiſen Krokus, dich fleht der arme Pflanzer an, dem übermütigen Strome zu gebieten, daß er ſeine ſtolzen Wellen nicht mehr über die Flur des arbeitſamen Landmanns wälze und deſſen ſauren Schweiß, die Hoffnung der fröhlichen Ernte, verſchlinge, ſondern innerhalb der Grenzen ſeines eigentümlichen Bettes ruhig dahinfließe.“

Während dieſer Rede umwölkte ſich die heitere Stirn der ſchönen Libuſſa, männlicher Ernſt leuchtete ihr aus den Augen, und alles um ſie her war Ohr, ihren Rechtsſpruch zu vernehmen, der alſo lautete: „Deine Sache iſt ſchlicht und gerade; keine Gewalt ſoll deine Gerechtſame beugen. Ein feſter Damm ſoll dem ungezähmten Fluſſe Maß und Ziel ſetzen, den er nicht überſteigen ſoll, und von ſeinen Fiſchen will ich dir ſiebenfältigen Erſatz geben des Raubes ſeiner verwüſtenden Fluten.“ Drauf winkte ſie dem Älteſten der Gemeinde zu reden, und er neigte ſein Angeſicht zur Erde und ſprach:

„Weiſe Tochter des ruhmvollen Krokus, ſag' uns an, wes iſt die Saat auf dem Felde, des Sämanns, der das Samenkorn in die Erde verborgen hat, daß es aufkeime und Frucht bringe, oder des Sturmwindes, der ſie zerknickt und zertrümmert?" Sie antwortete: „Des Sämanns." — „So gebiete dem Sturmwind," ſprach der Worthalter, „daß er nicht unſere Fruchtäcker zum Tummelplatze ſeines Mutwills wähle, die Saaten zertrete und die Obſtbäume ſchüttele." — „Dem geſchehe alſo," gegenredete die Herzogin; „ich will den Sturmwind bezähmen und aus eurer Flur verbannen, er ſoll mit den Wolken kämpfen und ſie zerſtreuen, die von Mitternacht heraufziehen und das Land mit Hagel und ſchweren Wettern bedräuen."

Fürſt Wladomir und Ritter Mizisla waren beide Beiſitzer des allgemeinen Landgerichtes. Als ſie die angebrachte Klage und die ernſte Sentenz der Fürſtin hörten, erbleichten ſie und ſahen mit verbiſſener Wut ſtier vor ſich hin zur Erde, durften ſich's nicht austun, wie ſehr ſie's wurmte, daß ſie durch den Urtelsſpruch aus einem weiblichen Munde kondemniert wurden. Denn obwohl zu Schonung ihrer Ehre die Kläger gar beſcheidentlich der Anklage einen allegoriſchen Schleier umgehangen hatten und der rechtliche Beſcheid der Oberrichterin dieſe Decke ſelbſt klüglich reſpektierte: ſo war das Gewebe davon doch ſo fein und durchſichtig, daß jeder, der Augen hatte, wohl ſehen konnte, wer dahinter ſtund. Weil ſie nun von dem Richterſtuhle der Fürſtin an das Volk zu appellieren nicht wagen durften, da das gegen ſie gefällete Urteil ein allgemeines Frohlocken erregte, ſo unterwarfen ſie ſich demſelben, wiewohl mit großem Unwillen. Wladomir leiſtete ſeinem Nachbar, dem Landſaſſen, ſiebenfältigen Erſatz des ihm zugefügten Schadens, und Nimrod Mizisla mußte bei ritterlichen Ehren angeloben, nicht mehr die Kornfelder ſeiner Untertanen zum Jagdrevier der Haſenhetze zu wählen. Zu-

gleich wies ihnen Libuſſa eine rühmlichere Beſchäftigung an, ihre Tätigkeit zu üben und ihrem Rufe, der wie ein zerſchelletes Gefäß jetzt nur Übellaut von ſich hören ließ, wieder den Anklang ritterlicher Tugenden zu geben. Sie ſtellte beide an die Spitze ihres Heeres, das ſie ausſandte gegen Zornebock, den Fürſten der Sorben, welcher ein Rieſe und dabei ein mächtiger Zauberer war und damals eben damit umging, Böhmen zu bekriegen. Dabei legte ſie ihnen allen beiden die Pönitenz auf, nicht eher zum Hoflager zurückzukehren, bis der eine den Federbuſch, der andere die güldnen Sporen des Unholds zum Siegeszeichen ihr darbringen würde.

Die unverwelkliche Roſe bewies auch in dieſem Kriegszuge ihre magiſche Kraft. Fürſt Wladomir wurde dadurch für ſterbliche Waffen ſo unverwundbar wie Achill der Held, und ſo ſchnell, leicht und gewandt wie Achill der Schmetterling. Die Heere trafen auf der mitternächtlichen Grenzſcheidung des Reichs zuſammen, man gab das Zeichen zur Schlacht. Die böhmiſchen Helden flogen durch die Geſchwader wie Sturm und Wirbelwind und mäheten die dichte Lanzenſaat wie die Senſe des Schnitters einen Weizenacker. Zornebock erlag unter ihren kräftigen Schwertſtreichen; ſie kehrten im Triumph mit der bedungenen Beute nach Vizegrad zurück und hatten die Makel und Flecken, welche vorher ihre ritterliche Tugend beſchmitzten, in dem Blute der Feinde rein abgewaſchen. Die Herzogin Libuſſa begabte ſie mit allen Ehrenzeichen der Fürſtengunſt, entließ ſie, da das Heer auseinander ging, in ihre Heimat und gab ihnen, gleichſam als einen neuen Beweis ihrer Gunſt, einen purpurroten Apfel aus ihrem Luſtgarten zum Andenken auf den Weg, mit dem Beifügen, ſolchen friedlich unter ſich zu teilen, ohne ihn zu zerſchneiden. Sie zogen nun ihre Straße, legten den Apfel auf einen Schild und ließen ihn zur Schau vor ſich hertragen, indem ſie zuſammen beratſchlagten, wie ſie es mit der Tei-

lung klüglich anstellen möchten, um den Sinn der [redacted] Geberin nicht zu verfehlen.

Ehe sie an den Scheideweg kamen, der sie trennen sollte, um jeden nach seiner Wohnung zu führen, pflogen sie ihren Partagetraktat in aller Güte; jetzt aber kams drauf an, wer den Apfel, an welchem sie beide gleichen Anteil hatten, verwahren sollte, denn einem konnt er doch nur zuteil werden, und beide versprachen sich davon große Wunderdinge, die jeden nach dem Besitze lüstern machten. Darüber wurden sie mißhellig, und es war an dem, daß das Schwert entscheiden sollte, wem das Waffenglück den unteilbaren Apfel zugedacht habe. Da trieb ein Schäfer mit seiner Herde denselben Weg daher, den wählten sie, vermutlich, weil die drei wohlbekannten Göttinnen sich auch an einen Schäfer gewendet hatten, ihren Apfelstreit zu entscheiden, zum Schiedsrichter und trugen ihm die Sache vor. Der Schäfer bedachte sich ein wenig und sprach: „In dem Geschenke des Apfels liegt tiefer, verborgener Sinn, wer vermag ihn aber auszugraben als die kluge Jungfrau, die ihn darein verborgen hat? Ich wähne, der Apfel sei eine betrügliche Frucht, die an dem Baume der Zwietracht gereift ist, und die purpurrote Schale deute auf blutige Fehden unter euch, ihr Herren Ritter, daß einer den andern aufreibe und keinen Genuß von der Spende habe. Denn sagt mir, wie ists möglich, einen Apfel zu teilen, ohne ihn zu zerlegen?" Die beiden Ritter nahmen die Rede des Schafhirten zu Herzen und gedachten, es liege große Weisheit darinnen. „Du hast recht geurteilet," sprachen sie, „hatte der schändliche Apfel nicht schon Zorn und Hader unter uns erreget? Stunden wir nicht gerüstet, um die betrügliche Gabe des stolzen Fräuleins zu kämpfen, die uns hasset? Stellte sie uns nicht an die Spitze ihres Heeres, daß sie gedachte, uns zu fällen? Und weil's ihr damit nicht gelungen ist, waffnet sie nun unsern Arm mit dem Dolche der Zwietracht gegen

uns ſelbſt. Wir ſagen uns los von dem argliſtigen Geſchenke, keiner von uns ſoll den Apfel haben. Er ſoll dein ſein zum Lohne deines ehrlichen Beſcheids: dem Richter gebühret die Frucht des Prozeſſes und den Parteien die Schelfen.“

Die Ritter zogen hierauf ihre Straße, während daß der Hirte das Objektum Litis mit all der Gemächlichkeit, die den Richtern gewöhnlich iſt, verzehrte. Die zweideutige Spende der Herzogin wurmte ſie ſehr, und da ſie bei ihrer Heimkunft fanden, daß ſie nicht mehr mit ihren Lehnsleuten und Untertanen ſo willkürlich ſchalten konnten wie vorhin, ſondern den Geſetzen gehorchen mußten, die Fräulein Libuſſa zu gemeiner Sicherheit ins Land hatte ergehen laſſen, vermehrte ſich ihr Unmut noch vielmehr. Sie traten miteinander in Verein zu Trutz und Schutz, machten ſich einen Anhang im Lande, und es geſelleten ſich viel Aufwiegler zu ihnen, die ſchickten ſie in den Geſpanſchaften herum, das weibliche Regiment zu verſchreien und zu verunglimpfen. „O der Schande!“ ſprachen ſie, „daß wir einem Weibe untertan ſind, die unſere Siegeslorbeeren ſammlet, einen Spinnrocken damit aufzuſchmücken. Dem Manne gebühret, Herr zu ſein im Hauſe und nicht der Frau, das iſt ſein eigentümliches Recht, ſo iſt es Sitte überall bei allem Volk. Was iſt ein Heer ohne Herzog, der vor dem Kriegsvolk einherzeucht, anders als ein unbehülflicher Rumpf ohne Haupt? Laſſet uns einen Fürſten ſetzen, der über uns Herr ſei, und dem wir gehorchen.“

Dieſe Reden blieben der wachſamen Fürſtin nicht verborgen, ſie wußte auch wohl, von wannen der Wind kam und was ſein Sauſen verkündete, darum beſchied ſie einen Ausſchuß der Stände zu ſich, trat mit dem Glanze und der Würde einer Erdengöttin mitten unter ſie, und die Rede ihres Mundes floß wie Honigſeim von ihren jungfräulichen Lippen. „Es iſt ein Gerücht im Lande,“ redete ſie die Verſammlung

an, „daß ihr einen Herzog begehret, der vor euch herziehe im Streit, und daß ihr es unrühmlich achtet, mir ferner zu gehorchen. Gleichwohl habt ihr durch eine freie und unbeschränkte Wahl nicht einen Mann aus eurem Mittel, sondern eine von den Töchtern des Volks erkieſet und mit dem Purpur bekleidet, daß ſie über euch herrſchen ſollte nach der Sitte und Gewohnheit des Landes. Wer mich nun eines Fehls in Verwaltung des Regiments zeihen kann, der trete frei und öffentlich auf und zeuge wider mich. Hab ich aber nach der Weiſe meines Vaters Krokus Rat und Gerechtigkeit gehandhabt, die Hügel eben, die Krümmen gerade, die Tiefen wegſam gemacht, hab ich eure Ernten geſichert, eure Herden dem Wolf entriſſen und den Obſtbaum gehütet, hab ich den ſteifen Nacken der Gewaltſamen gebeugt, dem Niedergedrückten aufgeholfen und dem Schwachen einen Stab gegeben, ſich daran zu halten: ſo kommt es euch zu, eurer Zuſage nachzuleben und mir treu, hold und gewärtig zu ſein, wie ihr mir gehuldiget habt. Wenn ihr vermeint, es ſei unrühmlich, einem Weibe zu gehorchen, ſo hättet ihr das bedenken ſollen, ehe ihr mich zu eurer Fürſtin beſtelltet; iſt ein Unglimpf darinnen, ſo fällt er ganz auf euch zurück. Aber euer Beginnen veroffenbaret, daß ihr euren eignen Vorteil nicht verſtehet: die weibliche Hand iſt ſanft und weich, gewöhnt, mit dem Wedel nur kühle Luft zu fächeln; aber ſehnig und rauh iſt der männliche Arm, drückend und ſchwer, wenn er das Gewicht der Obergewalt erfaßt. Und wiſſet ihr nicht, wo ein Weib regiert, daß da die Herrſchaft in der Männer Gewalt iſt? Denn ſie gibt weiſen Räten Gehör: wo man aber die Spindel vom Thron ausſchließt, da iſt Weiberregiment; denn die Dirnen, die des Königs Augen gefallen, haben ſein Herz in Händen. Darum bedenket euer Vornehmen wohl, daß der Wankelmut euch nicht zu ſpät gereue.“

Die Rednerin vom Throne ſchwieg und ein tiefes ehrer-

bietiges Stillschweigen herrschte im Versammlungssaale, niemand unterstund sich, ein Wort gegen sie vorzubringen. Doch Fürst Wladomir und seine Konföderierten gaben drum ihr Vorhaben nicht auf und flüsterten sich ins Ohr: „Die schlaue Waldgems sträubt sich, die fette Weide zu verlassen, aber das Jägerhorn soll noch lauter ertönen und sie dennoch fortscheuchen.“* Tages drauf erregten sie die Ritterschaft, daß diese mit Ungestüm der Fürstin anliegen mußte, sich binnen drei Tagen einen Gemahl auszusuchen und durch die Wahl ihres Herzens dem Volke einen Fürsten zu geben, der mit ihr die Regierung teilte. Bei dieser raschen Anforderung, welche die Stimme der Nation zu sein schien, färbte eine jungfräuliche Schamröte die Wangen der reizenden Libussa, ihr helles Auge sahe alle Klippen unter Wasser, die ihr bei dieser Gelegenheit Gefahr droheten. Wenn sie auch nach der Sitte der großen Welt ihre Neigung gefangennehmen wollte unter den Gehorsam der Staatsklugheit, so konnte sie ihre Hand doch nur einem Ehewerber geben, und da sahe sie wohl ein, daß alle übrigen Prätendenten diese Zurücksetzung für Verschmähung nehmen und auf Rache denken würden. Überdem war ihr die geheime Gelübde ihres Herzens unverletzbar und heilig, darum strebte sie, dieses zudringliche Verlangen der Stände klüglich abzulehnen und noch einen Versuch zu machen, die Herzogswahl ihnen ganz auszureden. „Nach dem Tode des Adlers,“ sprach sie, „wählte das Geflügel die Waldtaube zur Königin, und alle Vögel gehorchten ihrem sanften, girrenden Rufe. Doch leicht und luftig, wie der Vögel Natur ist, änderten sie bald diesen Beschluß und ließen sich solchen gereuen. Der stolze Pfau meinte, ihm stehe besser an, zu herrschen, der gierige Sperber, geübt, das kleine Ge-

* Invita de laetioribus pascuis, autor seditionis inquit, bucula ista decedit, sed jam vi inde deturbanda est, si sua sponte loco suo concedere viro alicui principi noluerit. Dubravius.

fieder zu beizen, hielt es für schimpflich, der friedsamen Taube untertan zu sein; sie machten sich einen Anhang und dingten den blödsinnigen Uhu zum Sprecher ihrer Konföderation, eine neue Königswahl in Vorschlag zu bringen. Der dämische Trappe, der schwerbeleibte Auerhahn, der träge Storch, der hirnarme Reiher und alle größern Vögel balzten, klapperten und krächzeten ihm lauten Beifall zu, und das Heer der kleinen Vögel zwitscherte aus Unverstand in Busch und Hecken die nämliche Weise. Da erhob sich der wehrhafte Weih kühn in die Luft, und alle Vögel schrien: ‚Welch ein majestätischer Flug! Welcher Blitzblick in dem herumschauenden Feuerauge und welcher Ausdruck von Übermacht in dem gekrümmten Schnabel und den weitgreifenden Fängen! Der kecke, mannfeste Weih soll unser König sein!‘

Kaum hatte der räuberische Vogel den Thron eingenommen, so bewies er an den gefiederten Untertanen seine Mannskraft und Tätigkeit mit großer Tyrannei und Übermut: er rupfte dem großen Geflügel die Federn aus und zerfleischte die kleinen Sangvögel.“

So deutsam diese Rede war, so machte sie doch nur wenig Eindruck auf die nach einem Regierungswechsel lüsternen Gemüter, und es blieb bei dem Volksschluß, daß sich Fräulein Libussa binnen drei Tagen einen Gemahl wählen sollte. Des war Fürst Wladomir in seinem Herzen sehr froh, denn jetzt gedacht er die schöne Beute zu erlangen, nach welcher er solange vergeblich gestrebt hatte. Liebe und Ehrgeiz befeuerten seine Wünsche und machten seinen Mund beredt, der sich bis-

her nur geheime Seufzer erlaubt hatte. Er kam nach Hofe und begehrte Gehör bei der Herzogin. „Huldreiche Beherrscherin deines Volks und meines Herzens," redete er sie an, „dir ist kein Geheimnis verborgen, du kennst die Flammen, die in diesem Busen lodern, so heilig und rein wie auf dem Altar der Götter, und du weißt, welches himmlische Feuer sie angezündet hat. Jetzt ist es an dem, daß du auf Geheiß des Volkes dem Lande einen Fürsten geben sollst. Kannst du ein Herz verschmähen, das für dich lebt und schlägt? Deiner wert zu sein, hab ich Blut und Leben dran gewagt, dich auf den Thron deines Vaters zu erheben. Laß mir das Verdienst, auch dich darauf zu erhalten durch das Bündnis zarter Liebe; laß uns den Besitz des Throns und deines Herzens teilen: jener sei dein und dieses mein, so wirst du mein Glück über das Los der Sterblichen erheben." Fräulein Libussa gebärdete sich gar jungfräulich bei Anhörung dieser Rede und bedeckte ihr Angesicht mit dem Schleier, um die sanfte Schamröte, die ihre Wangen höher färbte, darunter zu verbergen. Sie winkte dem Fürsten Wladomir mit der Hand, abzutreten, ohne ihren Mund aufzutun, gleichsam, um zu überlegen, wessen sie ihn in Absicht seines Gewerbes zu bescheiden hätte.

Alsbald meldete sich der kecke Ritter Mizisla und verlangte, eingelassen zu werden. „Reizendste der Fürstentöchter," sprach er beim Eintritt in das Audienzgemach, „die schöne Taube, die Königin der Luftgefilde, soll, wie dir wohl bewußt ist, nicht mehr einsam girren, sondern sich einen Gatten suchen. Der stolze Pfau spiegelt ihr, wie die Rede gehet, sein buntes Gefieder in die Augen und vermeint, sie durch den Glanz seiner Federn zu blenden; aber sie ist klug und bescheiden und wird sich nicht mit dem übermütigen Pfauen gatten. Der gierige Sperber, vormals ein räuberischer Vogel, hat ganz seine Natur ausgezogen, ist fromm und bieder, auch

ohne Falsch: denn er liebt die schöne Taube und trachtet, daß sie sich zu ihm geselle. Daß er einen krummen Schnabel und spitze Krallen hat, darf dich nicht irren; er bedarf ihrer zum Schutz der schönen Taube, seiner Geliebten, daß ihr kein Gefieder schade oder den Stuhl ihrer Herrschaft verrücke; denn er ist ihr treu und hold und hat ihr zuerst gehuldiget am Tage ihrer Erhebung. Nun sage mir, weise Fürstin, ob die sanfte Taube ihren getreuen Sperber der Liebe würdiget, nach welcher ihn verlangt?"

Fräulein Libussa tat wie vorhin, bedeutete den Ritter gleichfalls, abzutreten, und nachdem sie ihn hatte etwas verziehen lassen, berief sie die beiden Mitwerber herein und redete also: „Ich weiß es euch großen Dank, edle Ritter, daß ihr mir beide förderlich gewesen seid, die Böhmische Fürstenkrone, die mein Vater Krokus mit Ruhm getragen hat, nach ihm zu erlangen, und ich habe euren Diensteifer, dessen ihr mich erinnert, nicht in Vergessenheit gestellt; auch ist mir unverborgen, daß ihr mich züchtiglich minnet, denn eure Blicke und Gebärden waren längst die Dolmetscher eurer Herzgefühle. Daß ich aber mein Herz für euch verschlossen und nicht Liebe mit Liebe erwidert habe, achtet nicht für spröden Sinn; es war nicht gemeint zu Schimpf und Schmach, sondern zu glimpflicher Auskunft einer zweifelhaften Wahl. Ich wog eure Verdienste, und das Zünglein der prüfenden Wage stund innen. Darum beschloß ich, die Entscheidung eures Schicksals euch selbst zu überlassen und bot euch den Besitz meines Herzens unter dem rätselhaften Apfel dar, um zu erforschen, wem unter euch das größere Maß von Sinneskraft und Weisheit gegeben sei, die unteilbare Spende sich zuzueignen. So saget mir nun ohne Verzug, in wessen Hand der Apfel ist. Wer ihn dem andern abgewonnen hat, nehme von Stund an meinen Thron und mein Herz zum Gewinn dahin." Die beiden Mitwerber sahen einander verwundernd an, erbleich-

ten und verſtummten. Endlich brach Fürſt Wladomir nach einer langen Pauſe das Stillſchweigen und ſprach: „Des Weiſen Rätſel ſind für den Unverſtändigen eine Nuß in einem zahnloſen Munde; eine Perl, die das Huhn aus dem Sande ſcharrt; eine Leuchte in der Hand des Blinden. O Fürſtin, zürne nicht, daß wir dein Geſchenk weder zu brauchen noch zu ſchätzen wußten! Wir mißdeuteten deine Abſicht, die wir nicht kannten, gedachten, du habeſt einen Zankapfel unter uns geworfen, der uns zu Fehden und Zweikampf reizen ſollte, darum begab ſich jeder ſeines Anteils, und wir entledigten uns der zwieſpältigen Frucht, deren alleinigen Beſitz keiner dem andern friedlich würde geſtattet haben.“ — „Ihr habt euch ſelbſt das Urteil geſprochen,“ erwiderte das Fräulein, „wenn ein Apfel ſchon eure Eiferſucht entflammte, welchen Kampf würdet ihr um einen Myrtenkranz gekämpft haben, der ſich um eine Krone ſchlingt.“ Mit dieſem Beſcheide ließ ſie die Ritter von ſich, die ſich hoch betrübten, daß ſie dem unweiſen Schiedsrichter Gehör gegeben und das Pfand der Liebe unbedachtſam verſchleudert hatten, welches doch das Mittel war, die Braut zu dingen und den Finger zu beringen. Sie überlegten nun jeder abſonderlich, wie ſie dennoch ihr Vorhaben ausführen und den böhmiſchen Thron nebſt der reizenden Inhaberin desſelben durch Liſt oder Gewalt erlaufen oder erringen möchten.

Fräulein Libuſſa war indeſſen die drei Tage, welche ihr zur Bedenkzeit gegeben waren, auch nicht müßig, ſondern ratſchlagte fleißig mit ſich ſelbſt, wie ſie dem zudringlichen Verlangen des Volks entgegenkommen, der Nation einen Herzog und ſich einen Gemahl nach der Wahl ihres Herzens geben möchte. Sie fürchtete, Fürſt Wladomir dürfte ſich ihr dennoch mit Gewalt aufdringen oder ihr wenigſtens den Thron rauben. Die Notwendigkeit bot der Liebe die Hand, ſie entſchloſſen zu machen, den Plan auszuführen, mit wel-

chem ſie ſich oft als mit einem angenehmen Traume unterhalten hatte; denn welchem Sterblichen ſpukt nicht ein Phantom im Kopfe, nach welchem er in einer leeren Stunde haſcht, um damit als mit einer Puppe zu ſpielen? Es gibt keinen artigern Zeitvertreib für ein engbeſchuhtes Mädchen, wenn ſie ſich eben die Leichdorn beſchneidet, als an eine ſtattliche und bequeme Equipage zu denken; die ſpröde Schöne träumt ſich gern einen Grafen, der zu ihren Füßen ſeufzet; die Eitle ordnet einen Juwelenſchmuck; die Gewinnſucht erät eine Quaterne, dem Verhafteten im Schuldturm fällt eine große Erbſchaft anheim; der Praſſer grübelt das hermetiſche Geheimnis aus, und der arme Holzhauer findet einen Schatz im hohlen Baum: alles das zwar in der Einbildung, aber doch nicht ohne Genuß eines geheimen Vergnügens. Die Sehergabe iſt von jeher mit einer glühenden Phantaſie vergeſellſchaftet geweſen, folglich gab die ſchöne Libuſſa dieſer angenehmen Geſpielin zuzeiten auch gern Gehör, und dieſe gefällige Vertraute unterhielt ſie immer mit dem Bilde des jungen Wildſchützen, der einen ſo bleibenden Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte. Es kamen ihr tauſend Entwürfe in den Sinn, die ihr die Einbildungskraft als leicht und tunlich anſchmeichelte. Bald machte ſie einen Plan, den lieben Jüngling aus der Dunkelheit hervorzuziehen, ihn im Heere anzuſtellen und von einer Ehrenſtaffel zur andern zu erheben; dann ſchlang die Phantaſie flugs einen Lorbeerkranz um ſeine Schläfe und führte ihn mit Ruhm und Sieg gekrönt an den Thron, welchen ſie mit Vergnügen mit ihm teilte. Bald gab ſie dem Roman eine andere Wendung; ſie rüſtete ihren Liebling als einen irrenden Ritter aus, der auf Abenteuer ausgezogen ſei, führte ihn an ihrem Hoflager ein, wandelte ihn in einen Hüon um, und es gebrach ihr auch nicht an der wunderbaren Gerätſchaft, ihn ebenſo zu begaben wie Freund Oberon ſeinen Pflegling. Aber wenn

die Beſonnenheit ſich wieder der jungfräulichen Sinnen bemeiſterte und für dem Lichtſtrahl der Klugheit die bunten Geſtalten der Zauberlaterne erbleichten, war der ſchöne Traum verſchwunden. Sie überlegte alsdenn, was für ein Wageſtück ſie mit einem ſolchen Beginnen unternehmen würde und welches Unheil für Land und Leute daraus zu befahren ſei, wenn Eiferſucht und Neid die Herzen der Magnaten gegen ſie empören und die Lärmſtange der Zwietracht das Signal zu Meuterei und Aufruhr geben würde. Drum verhehlte ſie die Neigungen und Wünſche ihres Herzens ſorgfältig für dem ſcharfſichtigen Auge der Späher und ließ nichts davon offenbar werden.

Doch jetzt, da das Volk nach einem Fürſten lüſtete, hatte die Sache eine andere Geſtalt gewonnen, und es kam nur drauf an, ihre Wünſche mit dem Verlangen der Nation zu vereinbaren. Sie ſtärkte ihren Mut mit männlicher Entſchloſſenheit, und da der dritte Tag heranbrach, legte ſie all ihr Geſchmeide an, und auf ihrem Haupte prangte die keuſche Myrtenkrone. Sie beſtieg im Gefolge ihrer Jungfrauen, alleſamt mit Blumenkränzen geſchmückt, den Fürſtenthron, voll hohes Muts und ſanfter Würde. Die Verſammlung der Ritter und Vaſallen um ſie her war ganz Ohr, um aus ihrem holden Munde den Namen des glücklichen Prinzen zu vernehmen, mit welchem ſie Herz und Thron zu teilen entſchloſſen ſei. „Ihr Edlen meines Volks," redete ſie die Verſammlung an, „noch liegt das Los eures Schickſals unberührt in der Urne der Verborgenheit, noch ſeid ihr frei gleich meinen Roſſen, die in der Aue weiden, ehe ſie Zaum und Stangengebiß bändiget und ihren ſchlanken Rücken die Bürde des Sattels und die Laſt des Reuters drückt. Euch kommt es jetzt zu, mir kund zu tun, ob die Friſt, die ihr mir zur Wahl eines Gemahls vergönnet habt, die heiße Begierde, einen Fürſten über euch herrſchen zu laſſen, abgekühlet und zu

ruhiger Prüfung dieſes Vorhabens euch angemahnet hat oder ob ihr auf eurem Sinn noch unwandelbar beharret.“ Sie ſchwieg einen Augenblick, aber der Aufruhr im Volk, das Geräuſch und Flüſtern nebſt den Gebärden der ſämtlichen Senatoren ließen ſie nicht lange in Ungewißheit, und der Sprecher beſtätigte das Konkluſum, daß es bei der Herzogswahl verbleiben ſollte. „Wohlan,“ ſprach ſie, „das Los iſt geworfen, ich ſtehe für nichts! Die Götter haben dem Reiche Böhmen einen Fürſten auserſehen, der ſein Zepter mit Weisheit und Gerechtigkeit erheben wird. Der junge Zedernbaum ragt noch nicht über die ſtämmigen Eichen hervor, verſteckt unter den Bäumen des Waldes grünt er, umringt von unedlem Geſträuche; doch bald wird er ſeine Zweige ausbreiten, daß ſie der Wurzel Schatten geben, und ſein Wipfel wird die Wolken berühren. Machet einen Ausſchuß unter euch, ihr Edlen im Volk, von zwölf redlichen Männern aus eurem Mittel, daß ſie eilen, den Fürſten aufzuſuchen und zum Throne zu geleiten. Mein Leibroß ſoll ihnen Weg und Bahn anzeigen, ledig und frei ſoll es vor ihnen hertraben, und zum Wahrzeichen, daß ihr gefunden habet, was ihr zu ſuchen ausgeſandt ſeid, ſo merket, daß der Mann, den die Götter euch zum Fürſten auserſehen haben, zurzeit, wenn ihr euch zu ihm nahet, ſein Mahl halten wird auf einem eiſernen Tiſche, unter freiem Himmel im Schatten eines einſamen Baumes. Dieſem ſollt ihr huldigen und ſeinen Leib bekleiden mit den Zeichen der Fürſtenwürde. Das weiße Roß wird ihn aufſitzen laſſen und ihn hierher zum Hoflager bringen, daß er mein Gemahl und euer Herr ſei.“

Sie entließ hierauf die Verſammlung mit der heitern aber doch verſchämten Miene, die den Bräuten gewöhnlich iſt, wenn ſie die Ankunft des Bräutigams erwarten. Über ihre Rede verwunderte ſich männiglich, und der prophetiſche Geiſt, welcher daraus hervorblickte, wirkte auf die Gemüter wie

ein Götterausſpruch, dem der Pöbel blindlings Glauben beimißt und worüber nur die Denker klügeln. Man ſonderte die Ehrenboten aus, das edle Roß ſtund in Bereitſchaft, mit aſiatiſcher Pracht gezäumt und geſchmückt, als wenn es den Großherrn hätte ſollen zur Moſchee tragen. Die Kavalkade ſetzte ſich in Bewegung unter dem Zulauf und Freudengeſchrei des neugierigen Volks, und das weiße Roß trabte ſtolz voran. Doch bald verſchwand der Zug den Zuſchauern aus den Augen, man ſahe nichts als eine Staubwolke in der Ferne emporwirbeln: denn der mutige Gaul ſetzte ſich bald in Atem, als er ins Freie kam und begann ein wütiges Rennen wie ein britiſcher Wettläufer, alſo, daß ihm das Geſchwader der Abgeordneten nur kümmerlich folgen konnte. Obgleich der raſche Traber ſich ſelbſt überlaſſen ſchien, ſo regierte doch eine unſichtbare Gewalt ſeinen Gang, lenkte den Zügel und ſpornte ſeine Lenden. Fräulein Libuſſa hatte durch das magiſche Erbteil von der Mutter Elfe den Gaul ſo abzurichten gewußt, daß er weder zur Rechten noch zur Linken aus der Bahn wich, ſondern mit flüchtigem Gange ſeiner Beſtimmung zueilte; und ſie harrete, da ſich jetzt alles zur Erreichung ihrer Wünſche neigte, des Kommenden mit zärtlichem Verlangen.

Die Botſchafter wurden indeſſen wacker gehetzt, ſie hatten bereits einen Weg von vielen Meilen gemacht, bergauf, bergab, waren durch die Muldau und Elbe geſchwommen, und weil der Magen ſie an das Mittagsmahl erinnerte, gedachten ſie wieder an den wunderbaren Tiſch, woran ihr neuer Fürſt nach dem Ausſpruche des Fräuleins tafeln ſollte. Sie machten darüber mancherlei Gloſſen und Anmerkungen, ein vorlauter Ritter ſprach zu ſeinen Konſorten: „Mich will bedünken, unſre Frau, die Herzogin, habe vor, uns zu äffen, und wir ſeien von ihr in April geſchickt; denn wer hat wohl je gehört, daß ein Mann in Böhmen ſei, der an einem eiſernen Tiſche Tafel halte? Was gilts, unſer haſtiges Treiben wird uns

nichts einbringen als Schimpf und Hohngelächter?" Aber ein anderer, der verständiger war, meinte, der eiserne Tisch könne eine sinnbildliche Bedeutung haben, vielleicht würden sie einem irrenden Ritter begegnen, der nach Gewohnheit der wandernden Brüderschaft unter einem Feldbaume raste und sein frugales Mittagsmahl auf dem ehernen Schilde sich aufgetischt habe. Ein dritter sagte scherzweise: „Ich fürchte, daß unser Weg gerade hinab zur Werkstatt der Cyklopen führe und wir den lahmen Vulkan oder einen seiner Gehülfen, der irgend auf dem Schmiedeamboß tafelt, unsrer Venus zuführen sollen."

Unter diesen Gesprächen sahen sie ihren Geleitsmann, den Schimmel, der einen weiten Vorsprung genommen hatte, zwerch über ein frischgeackertes Feld traben und bei einem Pflüger zu ihrer Verwunderung stille stehen. Sie flogen rasch hinzu und fanden einen Bauersmann auf einem umgestürzten Pfluge sitzen, der sein schwarzes Brot auf der eisernen Pflugschar, deren er sich zum Tische bediente, unter dem Schatten eines wilden Birnbaums verzehrte. Er schien an dem schönen Pferde Gefallen zu haben, tat ihm freundlich, bot ihm seinen Bissen, und es fraß aus seiner Hand. Die Ambassade wurde durch diese Erscheinung zwar sehr überrascht, dem ungeachtet zweifelte keiner der Abgeordneten, daß sie ihren Mann gefunden hätten. Sie naheten ihm ehrerbietig, der Älteste unter ihnen nahm das Wort und sprach: „Die Herzogin von Böhmen hat uns zu dir gesandt und läßt dir entbieten, der Wille und Ratschluß der Götter sei, daß du diesen Ackerpflug mit dem Stuhle dieses Reichs und deinen Treiberstecken mit dem Zepter vertauschen sollst. Sie wählt dich zum Gemahl, mit ihr über Böhmen zu herrschen." Der junge Bauer glaubte, man wolle Scherz mit ihm treiben, welches ihm eben nicht zu Sinne war, besonders weil er wähnte, man habe sein Liebesgeheimnis erraten und käme nun, seiner Schwachheit zu spotten. Darum antwortete er etwas trotzig,

um Hohn mit Hohn zu erwidern: „Laßt ſehen, ob euer Herzogtum dieſes Pflugs wert ſei! Wenn der Fürſt ſich nicht ſatter eſſen, fröhlicher ſich trinken und ruhiger ſchlafen kann als der Bauer, ſo lohnt es wahrlich nicht der Mühe, das Reich Böhmen mit dieſem nahrhaften Ackerfelde oder dieſen glatten Ochſenſtecken mit einem Zepter zu vertauſchen: denn ſagt mir, dient ein Salzfaß nicht ebenſogut, meinen Biſſen zu würzen als ein Scheffel?" Da antwortete einer von den Zwölfen: „Der lichtſcheue Maulwurf wühlt unter der Erde nach Gewürm, davon er ſich nähre, denn er hat keine Augen, die das Tageslicht vertragen, und keine Füße, die gemacht ſind zum Laufen wie das flüchtige Rehe; der beſchalte Krebs kriecht im Schlamme der Seen und Sümpfe, wohnt am liebſten unter Baumwurzeln und Geſträuchen am Geſtade der Flüſſe, denn ihm mangeln die Floßfedern zum Schwimmen; und der Haushahn, im Hühnerzwinger eingeſperrt, wagt keinen Flug über die niedre Bleichwand, denn er iſt zu verzagt, auf ſeine Fittige ſich zu verlaſſen wie der emporſchwebende Stößer. Sind dir Augen zum Sehen, Füße zum Gehen, Floßfedern zum Schwimmen und Schwingen zum Flug verliehen, ſo wirſt du nicht als ein Maulwurf die Erde umwühlen, als ein ſchwerfälliges Schaltier im Sumpfe dich verbergen oder als der Prinz des Hausgeflügels nur auf dem Dünger krähen, ſondern hervor ans Tageslicht treten, laufen, ſchwimmen oder an die Wolken fliegen, je nachdem die Natur dich mit ihren Gaben ausgerüſtet hat. Denn einem tätigen Manne genügt nicht, das zu ſein, was er iſt, ſondern er ſtrebt zu werden, was er ſein kann. Darum verſuche zu ſein, wozu die Götter dich auffordern: ſo wirſt du urteilen können, ob das Reich Böheim des Tauſches um einen Morgen Ackerfeld wert ſei oder nicht."

Dieſe ernſthafte Rede des Abgeſandten, welcher kein ſcherztreibender Spott abzumerken war, noch mehr die Abzeichen

der Fürſtenwürde, das Purpurgewand, der Regimentsſtab und das goldne Schwert, welche die Geſandten als Beleg und Kredenzbrief ihrer wahrhaften Sendung hervorzogen, überwältigten endlich das Mißtrauen des zweifelhaften Pflügers. Auf einmal wurd's Licht in ſeiner Seele; ein entzückender Gedanke erwachte in ihm, daß Fräulein Libuſſa die Gefühle ſeines Herzens erraten, ſeine Treue und Beſtändigkeit vermöge ihrer Kunde, das Verborgene zu ſchauen, erkannt habe und ſolche auf eine Art belohnen wolle, die er im Traume zu ahnden nie gewagt hatte. Die durch ihr Orakel ihm verheißene Gabe der Weisſagung kam ihm jetzt wieder in den Sinn, und er bedachte, daß jetzt oder niemals ſolche in Erfüllung gehen müßte. Flugs ergriff er ſeinen häſelnen Stab, ſtieß ihn tief in den Acker, häufte lockere Erde umher, wie man einen Baum pflanzt, und ſiehe da! alsbald gewann der Stab Knoſpen, trieb Sproſſen und Äſte mit Laub und Blüten. Zwei von den grünenden Zweigen aber verwelkten, und das dürre Laub ward ein Spiel der Winde; der dritte wuchs deſto kräftiger, und ſeine Früchte reiften. Da fiel der Geiſt der Weisſagung auf den entzückten Pflüger, er tat ſeinen Mund auf und ſprach: „Ihr Boten der Fürſtin Libuſſa und des Böhmiſchen Volkes, vernehmt die Worte Primislas, des Sohns Mnatha des ehrenfeſten Ritters, dem, angeweht vom Geiſte der Weisſagung, ſich die Nebel der Zukunft enthüllen. Den Mann, der den Pflug regierte, ruft ihr auf, die Handhaben eures Fürſtentums zu ergreifen, ehe ſein Tagewerk vollendet war. Ach, daß der Pflug den Acker mit Furchen umzogen hätte bis an den Grenzſtein, ſo wär Böhmen ein unabhängiges Reich geblieben zu ewigen Zeiten! Nun ihr die Arbeit des Pflügers zu früh geſtöret habt, werden die Grenzen eures Reichs des Nachbars Teil und Erbe ſein, und die ferne Nachkommenſchaft wird ihm anhangen in unwandelbarer Einigung. Die drei Zweige des grünenden Stabes verheißen

curer Fürſtin drei Söhne aus meinen Lenden; zwei davon werden als unreife Schößlinge zeitig dahinwelken, aber der dritte wird des Thrones Erbe ſein, und durch ihn wird die Frucht ſpäter Enkel reifen, bis der Adler ſich übers Gebürge ſchwingt und im Lande niſtet, doch bald davonfleugt und wiederkehret als in ſein Eigentum. — Wenn dann hervorgehet der Götterſohn, der ſeines Pflügers Freund iſt und ihn entlediget der Sklavenketten, Afterwelt, merke drauf! ſo wirſt du dein Schickſal ſegnen. Denn wenn er den Lindwurm des Aberglaubens unter ſeine Füße getreten hat, wird er ſeinen Arm ausſtrecken, dem wachſenden Mond entgegen, ihn aus den Wolken zu reißen und ſelbſt als ein wohltätiges Geſtirn die Welt zu erleuchten."

Die ehrwürdige Deputation ſtund in ſtiller Verwunderung da, ſie ſtaunten den prophetiſchen Mann an wie die ſtummen Olgötzen; es war, als ob ein Gott aus ihm redete. Er aber wandte ſich von den Abgeſandten hinweg zu den Konſorten ſeiner mühſamen Arbeit, den beiden weißen Stieren, ſchirrete ſie vom Joch ab, entließ ſie ihres Ackerdienſtes und gab ihnen die Freiheit, worauf ſie luſtig auf der grasreichen Flur hin und her ſprangen, aber zuſehends abzehrten, wie leichte Nebel in Luft zerfloſſen und aus den Augen verſchwanden. Hierauf entledigte ſich Primislas ſeiner bäueriſchen Holzſchuhe und ging an den nahen Bach, ſich zu reinigen, es wurden ihm köſtliche Kleider angetan, er umgürtete ſich ritterlich mit dem Schwerte und ließ ſich die goldenen Sporen anlegen; mutig ſchwang er ſich nun auf das weiße Roß, welches ihn folgſam aufſitzen ließ. Als es nun an dem war, daß er ſein bisheriges Eigentum verlaſſen wollte, gebot er den Abgeſandten, daß ſie die abgelegten Holzſchuhe ihm nachtragen und wohl verwahren ſollten, zum Wahrzeichen, daß einſt der Geringſte im Volk zur höchſten Würde von den Böhmen ſei erhoben worden und zum Gedächtnis, daß er und ſeine Nachkommen-

schaft der erlangten Hoheit sich nicht überheben, sondern ihres Ursprungs eingedenk den Bauernstand, aus welchem sie hervorgezogen worden, ehren und schirmen möchten. Daher stammte vordem der alte Brauch, daß den Königen von Böhmen an ihrem Krönungsfeste ein Paar Holzschuhe vorgezeigt wurden, welcher solange beobachtet wurde, bis Primislas' Mannsstamm erloschen war. Der gepflanzte häselne Stab wuchs und trug Früchte, wurzelte weit umher und trieb neue Schößlinge, daß endlich das ganze Ackerfeld in einen Haselwald verwandelt wurde, welches der nächstgelegnen Dorfschaft, die diesen Bezirk mit in ihre Flur zog, zu gutem Vorteil gedieh; denn die Gemeinde erhielt zum Andenken dieser wundersamen Pflanzung einen Freiheitsbrief von den böhmischen Königen, daß sie zu keiner Schatzung im Lande jemals mehr steuren sollte als ein Nösel Haselnüsse, welches herrlichen Vorrechtes, der Sage nach, die späte Nachkommenschaft sich zu erfreuen hat bis auf diesen Tag *.

Obgleich das Freudenpferd, welches jetzt den Bräutigam seiner Eigentümerin stolz entgegentrug, den Winden vorzulaufen schien, so ließ ihm dennoch Primislas zuzeiten die güldnen Sporen fühlen, um es noch mehr anzutreiben; ihn dünkte der rasche Trab nur ein Schildkrötenschritt zu sein, so heiß war sein Verlangen, die schöne Libussa, deren Gestalt nach sieben Jahren noch so neu und reizend seinen Sinnen vorschwebte, wieder von Angesicht zu schauen, nicht zu leerer Augenweide, wie eine ausgezeichnete Anemone in der bunten Flor eines Blumenpflegers, sondern zum seligen Verein sieggekrönter Liebe. Er dachte nur an die Myrtenkrone, welche in der Rangordnung der Liebenden weit über Königskronen

* Äneas Sylvius berichtet, daß er diesen erneuerten Bestätigungsbrief von Karl IV. selbst gesehen: vidi inter privilegia regni literas Caroli quarti Romanorum Imperatoris divi Sigismundi patris, in quibus — villae illius incolae — libertate donantur: nec plus tributi pendere jubentur, quam nucum illius arboris exiguam mensuram.

pranget, und wenn er Hoheit und Liebe gegeneinander gewogen hätte, würde das Reich Böhmen ohne Fräulein Libuſſen weit hinaufgeſchnellet ſein, wie ein beſchnittener Dukaten auf der Goldwage eines Wechſlers.

Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergang, als der neue Fürſt triumphierend in Vizegrad eingeführet wurde. Fräulein Libuſſa befand ſich eben im Luſtgarten, wo ſie ein Körbchen reifer Pflaumen gepflückt hatte, da man ihr die Ankunft ihres zukünftigen Gemahls hinterbrachte. Sie ging ihm züchtiglich mit allen Dirnen des Hofs entgegen, empfing ihn als einen von den Göttern ihr zugeführten Bräutigam und beſchattete die Wahl ihres Herzens mit einer ſcheinbaren Reſignation in den Willen der unſichtbaren Mächte. Die Augen des Hofs waren mit großer Neubegierde auf den Ankommenden gerichtet, ſie ſahen in ihm aber nur den ſchönen ſchlanken Mann. In Betracht der äußern Körperform befanden ſich mehrere Höflinge, die ſich mit ihm in Gedanken maßen und nicht begreifen konnten, warum die Götter die Antichambre verſchmähet und nicht vielmehr aus ihrem Mittel einen rotwangigen Kämpen, ſtatt des bräunlichen Pflügers der jungen Fürſtin zum Reichsgehülfen und Bettgenoſſen auserkoren hätten; beſonders war dem Fürſten Wladomir und dem Ritter Mizisla abzumerken, daß ſie ihren Anſprüchen mit Unwillen entſagten. Darum lag dem Fräulein daran, das Werk der Götter zu rechtfertigen und kund werden zu laſſen, daß Junker Primislas für den Mangel einer glanzreichen Geburt durch ein billiges Aquivalent an barem Menſchenverſtande und Scharfſinn ſei entſchädiget worden. Sie hatte ein herrliches Mahl zubereiten laſſen, das dem, womit die gaſtfreie Königin Dido ehemals den frommen Aneas bewirtete, nichts nachgab. Nachdem der Willkommen fleißig von Mund zu Mund herumgegangen war, die Geſchenke des Freudengebers Heiterkeit und frohe Laune angefacht hatten und ſchon

ein Teil der Nacht unter Scherz und Kurzweil verschwunden war, brachte sie ein Rätselspiel in Vorschlag, und weil das Erraten verborgener Dinge ohnehin ihre Sache war, löste sie zum Vergnügen aller Anwesenden die Rätsel, die auf die Bahn gebracht wurden.

Da nun die Reihe an sie kam, eins aufzugeben, berief sie den Fürsten Wladomir, den Ritter Mizisla und den Junker Primislas zu sich und sprach: „Ihr wackern Gesellen, jetzt schickt euch an, von mir ein Rätsel zu lösen, damit offenbar werde, wer unter euch der Weiseste und Verständigste sei. Ich habe euch allen dreien eine Spende zugedacht aus diesem Körbchen, von den Pflaumen, die ich gepflückt habe in meinem Garten. Einer unter euch soll die Hälfte davon haben und eine drüber, der andere soll wieder die Hälfte haben und eine drüber, der dritte soll nochmals die Hälfte haben und drei drüber. So sich nun befindet, daß der Korb ausgeleert ist, sagt mir an, wieviel Pflaumen jetzt innen sind?" Der voreilige Ritter Mizisla maß das Fruchtkörbchen mit den Augen und nicht den Sinn der Aufgabe mit dem Verstande und sprach: „Was sich mit dem Säbel lösen läßt, das unterfange ich mich wohl zu lösen, aber deine Rätsel, holdselige Fürstin, sind mir fast zu spitzig eingefädelt. Dennoch will ich nach deinem Begehr auf gut Glück einen Wurf ins Blaue wagen: Ich vermeine, daß ein Schock Pflaumen wohlgezählt in dem Korbe beisammenliegen." — „Du hast einen Fehlwurf getan, lieber Ritter," antwortete Fräulein Libussa. „Es müßten ihrer noch einmal soviel, einhalbmal und ein Drittel soviel sein als das Körbchen in sich faßt, und überdas noch fünfe hinzugezählt werden, so wären ihrer gerade soviel übers Schock, als jetzt daran fehlen." Fürst Wladomir kalkulierte lange und mühsam, als wenn mit der Auflösung des Rätsels der Posten eines General-Kontrolleurs der Finanzen wär zu erwerben gewesen, und brachte endlich das Fazit der berüch-

tigten Zahl fünfundvierzig heraus. Das Fräulein ſprach abermals: „Wenn ihrer ein Drittel, einhalbmal und ein Sechſtel ſoviel wären als ihrer ſind, ſie würden gerade ſoviel über fünfundvierzig in meinem Körbchen liegen, als jetzt daran fehlen.“

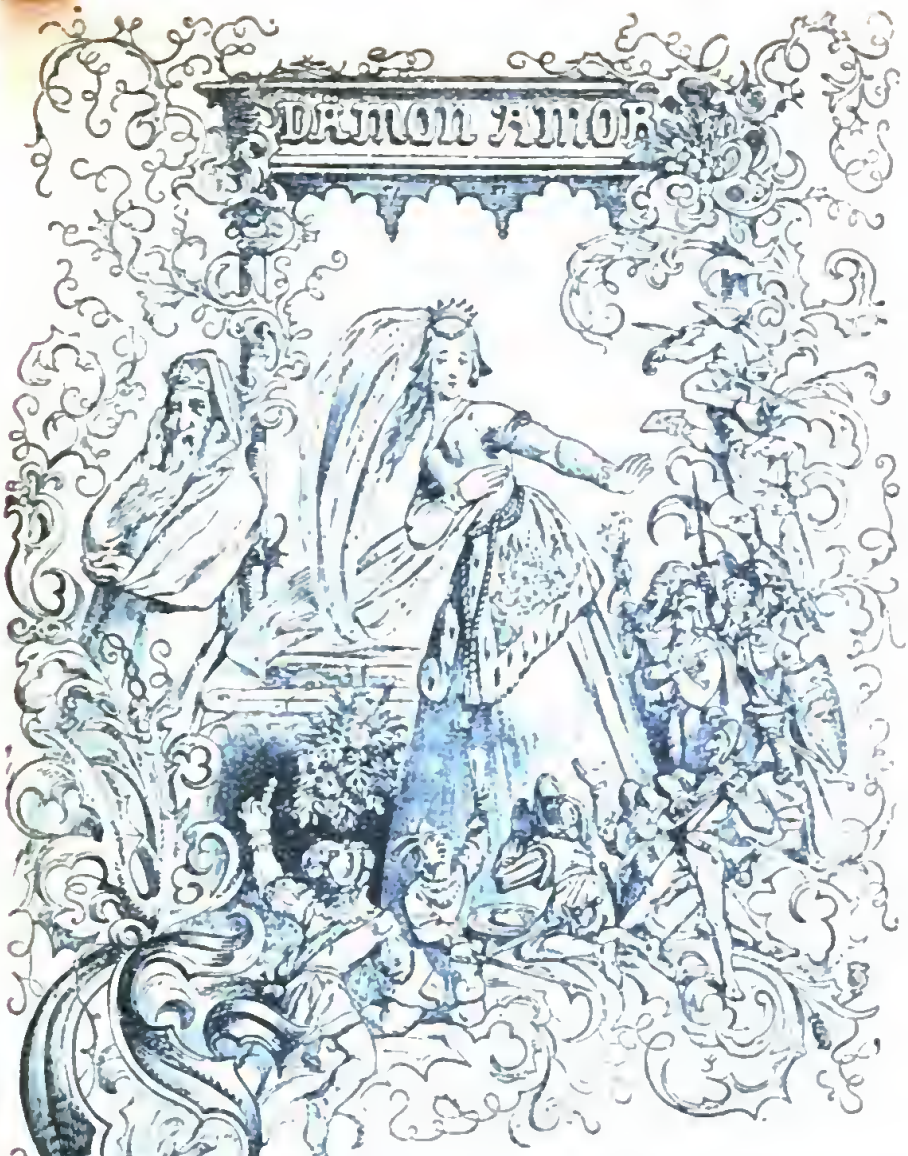
Ob nun wohl der gemeinſte Rechenmeiſter, der ſeiner Kunſt nur um ein Haar breit kundiger geweſen wär als die unbelehrte K—lenberger Rechengilde, die Aufgabe ohne Mühe würde entziffert haben: ſo iſt für einen ſchlechten Rechner die Gabe der Divination doch unumgänglich erforderlich, wenn er ſich mit Ehren aus der Sache ziehen und nicht mit Schimpf beſtehen will. Da nun dem weiſen Primislas ſolche zum Glück verliehen war, ſo koſtete es ihn weder Kunſt noch Anſtrengung, den Aufſchluß des Rätſels zu finden. „Vertraute Geſpielin der himmliſchen Mächte,“ ſprach er, „wer deinen hochſchwebenden Götterſinn auszuſpähen unternimmt, der wagt es, dem Adler nachzufliegen, wenn er ſich in den Wolken verbirgt. Dennoch will ich deinem verborgenen Schwunge folgen, ſo weit das Auge trägt, welchem von dir Lichtblick verliehen iſt. Ich urteile, daß du der Pflaumen dreißig an der Zahl in deinem Körbchen verborgen haſt, nicht eine mehr und keine weniger.“ Das Fräulein blickte ihn freundlich an und ſprach: „Du ſpüreſt den glimmenden Funken auf, der tief in der Aſche verborgen iſt, dir dämmert das Licht aus Finſternis und Nebel hervor: Du haſt mein Rätſel erraten.“ Darauf tat ſie ihr Körbchen auf und zählte dem Fürſten Wladomir funfzehn Pflaumen in den Hut nebſt einer drüber, und es bleiben ihr noch vierzehn, davon gab ſie dem Ritter Mizisla ſieben und noch eine, und es lagen noch ſechs in dem Fruchtkörbchen; die Halbſcheid davon teilte ſie dem weiſen Primislas zu, hernach auch die drei übrigen, und der Korb war ledig. Der ganze Hof verwunderte ſich höchlich über die arithmetiſche Weisheit der ſchönen Libuſſa und über den Scharfſinn ihres klugen Sponſen. Niemand konnte begreifen,

wie der menſchliche Witz auf der einen Seite eine gemeine Zahl ſo rätſelhaft in Worte verſchränken und auf der andern mit ſolcher Zuverläſſigkeit ſolche aus dieſer kunſtreichen Verborgenheit herauszuklauben vermöge. Den ledigen Korb verlieh das Fräulein den beiden Rittern, die ihrer Liebe nicht teilhaftig werden konnten, zum Andenken der erloſchnen Liebſchaft. Daher kommt die Gewohnheit, daß man von einem zurückgewieſenen Freier ſagt, er habe von ſeinem Liebchen einen Korb bekommen, bis auf den heutigen Tag.

Nachdem alles zur Huldigung und dem Beilager in Bereitſchaft war, wurden beide Feierlichkeiten mit großem Pomp vollzogen. Das böhmiſche Volk hatte nun einen Herzog und die ſchöne Libuſſa einen Gemahl, beide nach dem Wunſch ihres Herzens, und welches zu bewundern war, vermöge einer Wirkung der Schikane, die ſonſt eben nicht in dem Rufe ſtehet, daß ſie die ſchicklichſte Unterhändlerin ſei. Wenn indeſſen ja ein Teil von beiden der Betrogne geweſen wär, ſo war es wenigſtens nicht die kluge Libuſſa, ſondern das Volk, wie das ohnehin der gewöhnliche Fall iſt. Das Reich Böhmen hatte dem Namen nach einen Herzog, aber die Regierung fand ſich nach wie vor in der weiblichen Hand. Primislas war ein rechtes Muſter eines folgſamen unterwürfigen Ehgemahls, der ſeiner Herzogin weder das Hausregiment noch die Landesregierung ſtreitig machte. Seine Geſinnungen und Wünſche ſympathiſierten ſo vollkommen mit den ihrigen wie zwo gleichgeſtimmte Saiten, wovon die unberührte den Ton freiwillig nachhallt, den die lautertönende anſpricht. Libuſſa hatte aber auch nicht den ſtolzen, eiteln Sinn der Damen, die für große Partien gelten wollen und den armen Wicht, deſſen Glück ſie wähnen gemacht zu haben, in der Folge mit Übermut ſtets an die Holzſchuhe erinnern, ſondern ſie ahmte der berühmten Palmyrenerin nach und herrſchte wie Zenobia über ihren gutmütigen Odenat vermöge des Übergewichtes ihrer Geiſtestalente.

Das glückliche Paar lebte im Genuß unwandelbarer Liebe nach der Sitte damaliger Zeit, wo der Inſtinkt, der die Herzen verbindet, ſo feſt und dauerhaft war als der Kitt und Mörtel, der die Mauren der alten Welt ſo unzerſtörbar machte. Herzog Primislas wurde bald einer der ſtreitbarſten Ritter ſeiner Zeit und der böhmiſche Hof der glänzendſte in Deutſchland. Es zogen ſich unvermerkt viel Ritter und Edle, auch eine große Volksmenge aus allen Gegenden des Reichs herbei, daß die Reſidenz für die Einwohner zu enge wurde, darum beſchied Libuſſa ihre Amtleute zu ſich und befahl ihnen, eine Stadt zu bauen an dem Orte, wo ſie den Mann finden würden, der in der Mittagsſtunde den weiſeſten Gebrauch von den Zähnen zu machen wiſſe. Sie zogen aus und fanden zu der beſtimmten Zeit einen Mann, welcher ſich angelegen ſein ließ, einen Bloch entzwei zu ſägen. Sie urteilten, daß dieſer geſchäftige Mann von den Zähnen der Säge in der Mittagsſtunde einen ungleich beſſern Gebrauch mache als der Schmarotzer von den Zähnen ſeines Gebiſſes an der Tafel der Großen, und zweifelten nicht, daß ſie den Platz gefunden hätten, den ihnen die Fürſtin zur Anlage der neuen Stadt angewieſen hatte. Daher umzogen ſie den Raum des Feldes mit der Pflugſchar, den Umfang der Stadtmauer zu bezeichnen. Auf Befragen, was der Arbeitsmann aus dem zerſchnittenen Werkſtück zurichten wollte, antwortete er: „Prah,“ welches in der böhmiſchen Sprache eine Türſchwelle bedeutet. Darum nennte Libuſſa die neue Stadt Praha, das iſt Prag, die wohlbekannte Königsſtadt an der Muldau in Böhmen. In der Folge ging die Weisſagung des Primislas in Abſicht ſeiner Nachkommenſchaft in pünktliche Erfüllung. Seine Gemahlin wurde Mutter von drei Prinzen, davon zwei in der Jugend ſtarben, der dritte aber wuchs heran, und aus ihm ſproßte ein glänzendes Königsgeſchlecht, das auf dem böhmiſchen Throne Jahrhunderte blühete.

Dämon Amor



he noch durch die nordische Sündflut die beßre Hälfte der Insel Rügen am pommerschen Gestade zertrümmert, oder vom Meer verschlungen wurde*, und der mächtige Völkerstamm der Obotriten diese Gegen-

den bewohnte, herrschte ein junger Fürst, Udo genannt, über diese fruchtbare Insel, die sein väterliches Erbgut war, und residierte in der Stadt Arcon, deren Ruinen jetzt tief unter dem Meer begraben liegen. Er hatte sich mit

* Im Jahr 1309.

Fräulein Edda, der Tochter eines seiner Vasallen, vermählt und lebte als ein kleiner Monarch in seinem vom Meer umgrenzten Staate in einer glücklichen Unabhängigkeit; liebte seine Untertanen, tat, was ihm recht zu sein dünkte, und kümmerte sich wenig um das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. In seinem friedlichen Eigentum fühlte er nichts von der Last der Regierungssorgen; daher glich er mehr einem glücklichen Privatmann als einem Volksregenten und besaß das seltene Talent der Fürsten, im Schoß der Ruhe die güldne Gleichmäßigkeit zu genießen, ohne Langeweile dabei zu empfinden. Wenn er sich ja zuweilen den Umarmungen seiner Gemahlin entriß, ging er auf die Jagd: Fischerei und Weidwerk war sein liebster Zeitvertreib.

Einsmals jagte er an der nördlichsten Spitze seiner Domäne auf einem Vorgebürge, das sich weit in die See erstreckte, und rastete nebst seinem Gefolge während der Hitze des Tages unter dem Schatten eines Eichbaums, wo er des herrlichen Anblicks und der Kühlung der wogenden See genoß. Da regte der Sturmwind plötzlich die rauschenden Flügel, die Oberfläche des Meeres runzelte sich wie eine zornige Stirn; die hohen Wellen brausten und zerrannen an den Felsenwänden des Gestades in gischenden Schaum. Ein Schiff kämpfte mit den Fluten und war das Spiel der Winde, welche der Mühe des arbeitenden Piloten spotteten und es dem Wall entgegenführten, wo es auf einer verborgnen Klippe scheiterte. So ein interessantes Schauspiel es auch für das Auge sein mag, auf festem Grund und Boden die menschliche Verwegenheit mit zwei betrüglichen Elementen ringen zu sehen, so lange der Wettstreit noch unentschieden ist: so sehr empört sich das Herz gegen den Sieg der stärkern Partei über die schwächere, und die Teilnehmung bietet zum Schutz und der Erhaltung der Unterliegenden alle Kräfte auf, die dem menschlichen Willen

zu Gebote ſtehen. Fürſt Udo eilte nebſt ſeinem Hofgeſinde alsbald an den Strand, den Schiffbrüchigen beizuſtehen und ſie womöglich den erzürnten Fluten zu entreißen. Er bot dem verwegenſten Fiſcher große Prämien, die Unglücklichen, die ſich noch über Waſſer hielten, zu retten. Aber alle angewandte Mühe war vergebens, das Meer hatte ſeinen Raub bereits dahin genommen, ehe der hülfreiche Nachen die heftige Brandung durchſchneiden konnte.

Nur ein einzelner Mann ſchwebte auf den Fluten wie ein leichter Kork daher und ritt auf einer Tonne wie auf einem ſchulgerechten Pferde, das dem Winke des Reuters gehorchte. Eine heranrollende Welle ſchleuderte ihn hoch auf den Strand, zu den Füßen des mitleidigen Fürſten, der den Verunglückten mit Leutſeligkeit aufnahm, mit trocknen Kleidern verſehen ließ und ihn mit Speiſe und Trank erquickte. Er reichte ihm ſelbſt ſeinen Mundbecher dar, zum Zeichen, daß er nicht dem Strandrecht als ein Leibeigener verfallen ſein, ſondern als ein Gaſt gehalten werden ſollte. Der Fremdling nahm die geſchenkte Freiheit mit Dank an und leerte den Becher auf das Wohl des Strandherrn, war fröhlich und guten Muts, und ſchien ſeines Unglücks ganz vergeſſen zu haben. Dieſe philoſophiſche Gleichmütigkeit gefiel dem Fürſten und machte ihn neugierig, den Seefahrer näher kennen zu lernen, darum frug er ihn aus: „Fremdling, wer biſt du? Von wannen kommſt du? Und was iſt dein Gewerbe?“ Der Geborgene antwortete: „Ich heiße Waidewuth der Unbekannte, bin ein Schwimmer, komme von der Bernſteinküſte aus Bruzzia* und ſteuerte auf England zu.“

Udo fand in der Phyſiognomie, in dem Beinamen und in der Schwimmkunſt des Fremdlings etwas, das ſeine Neugierde zu fragen immer mehr reizte; der Unbekannte wußte ſeine Antworten aber ſo zu drehen, daß der Fürſt nicht er-

* So hieß in alten Zeiten Preußen.

fuhr, was er eigentlich wissen wollte. Er vermeinte, bei näherer Bekanntschaft ihm die geheimnisvolle Hülle dennoch abzuziehen und drang nicht weiter in ihn. Darauf gefiel es dem Fürsten, die Jagdpartie fortzusetzen, er lud den fremden Ankömmling dazu ein, welcher keine Ermüdung spüren ließ und den Vorschlag mit Vergnügen annahm. Ehe er sich noch in den Sattel schwang, zerschlug er die Tonne, auf welcher er ans Land geschwommen war und steckte, gleichsam zum Andenken, einen Span davon zu sich.

Während der Jagd bewies er sich nicht minder als einen guten Bogenschützen, wie er zuvor als ein geschickter Schwimmer sein Talent gezeiget hatte. Der Fürst verließ endlich den Wald und trabte über das Blachfeld nach seiner Residenz. Er sahe unterwegs einige Dohlen auffliegen, da verdroß es ihn, sein Federspiel nicht zur Hand zu haben, um sie zu beizen. Der Unbekannte vermerkte nicht so bald das Verlangen des Fürsten, als er solchem schon Gnüge tat: er zog den Span von der gelehrigen Tonne, die ihm zum Seepferde gedienet hatte, unvermerkt hervor und warf ihn in die Luft, da schwang sich ein Sperber über das Haupt des Fürsten in die Höhe, stieß auf die Dohlen, beizte sie nieder und gehorchte dem Rufen keines Jägers als nur allein des Schwimmers, auf dessen Hand er zurückkam; worüber sich der Fürst nebst seiner ganzen Jägerei höchlich verwunderten. Jeder machte insgeheim seine Glossen über den rätselhaften Mann, einige hielten ihn für einen Meergott, andere für einen Zauberer. Udo wußte selbst nicht, was er aus ihm machen sollte, hielt sein Urteil zurück; doch ahndete er nichts Gemeines von ihm. Er nahm ihn als einen Gast mit in den Palast, pflegte sein aufs beste, stellte ihn auch seiner Gemahlin, der sanften Edda, vor und empfahl ihr denselben als einen Freund. Der Unbekannte rechtfertigte durch sein Betragen die gute Meinung, die der Fürst von ihm hegte; er war ein feiner Hof-

mann, verriet viele Kenntniſſe und wußte mit artigen Taſchenſpielerkünſten die Damen gut zu amüſieren; aber weder die ihm bewieſene Güte und Freundſchaft, noch der Freudenbecher, den er oft mit ſeinem Pfleger leerte, war vermögend, das Band der Zunge zu löſen, daß er ſich ihm offenbaret hätte. Der ſpähende Scharfblick des Für-

ſten merkte ihm zuweilen eine geheime Schwermut ab, inſonderheit wenn ihn Udo zum Augenzeugen ſeiner häuslichen Glückſeligkeit machte, die in den Paläſten der Großen ſo fremde zu ſein pfleget, als in dem Götterdivan des homeriſchen Olympus. Dieſe Beobachtung erweckte dem Fürſten einen Verdacht, als ob der geheimnisvolle Gaſt gegen ſeine

Gemahlin im Herzen eine unreine Flamme nähre, die er zu erſticken nicht vermöge und ſie auflodern zu laſſen ſich ſcheue. Und weil der Samenſtaub des Argwohns, wo er hinfällt, leicht zu einem Giftſchwamm wird, der aus einem Atom in einer feuchten Nacht aufſchießt und ſeine vollkommne Größe erreicht: ſo wurde der Fürſt eben ſo geſchwind in dieſem Irrwahn beſtärkt, als er davon befreiet wurde.

Eines Tages, da er mit dem verdächtigen Günſtling auf die Jagd ritt und beide von dem übrigen Gefolge zufälligerweiſe abgekommen waren, trat ihn dieſer an und ſprach: „Guter Fürſt, Ihr habt Euch eines Schiffbrüchigen erbarmet, der für dieſe Wohltat nicht undankbar iſt. Das Strandrecht machte mich zu Eurem Eigentum; Ihr habt mir die Freiheit geſchenket, davon ich nun gedenke Gebrauch zu machen und in meine Heimat zu ziehen; ſo es Euer Wille iſt, mich zu beurlauben.“ Der Fürſt antwortete: „Freund, du haſt Macht zu tun, was dir gefällt; aber dein Abſchied kommt mir unerwartet, ſag an, was dich von hinnen treibt?“ — „Die Ahndung eines kränkenden Verdachts,“ verſetzte Waidewuth der Unbekannte, „welchen Ihr gegen mich heget, ob mich gleich mein Herz von aller Schuld freiſpricht. Ihr mißdeutet meine Schwermut, die einen Grund hat, von dem Ihr nichts wähnet, der Euch aber unverborgen bleiben ſoll, ſo Ihr Verlangen traget, ſolchen in Erfahrung zu bringen.“ Udo beſtürzte über dieſe Rede, es war ihm ſchwer zu begreifen, wie der menſchliche Scharfſinn vermögend ſei, die verborgenſten Gedanken des Herzens zu erraten, ſuchte ſich, ſo gut er konnte, aus der Affäre zu ziehen und ſprach: „Gedanken, Freund, ſind zollfrei; hat mich ein Irrwahn betrogen, wohl gut! ſo haſt du ihn nicht entgolten: die beſte Verteidigung iſt, daß du mir die Urſache deiner ſtillen Schwermut offenbarſt.“ — „Es ſei darum!“ gegenredete Freund Waidewuth. „Ich verſtehe mich auf die Sterndeutung, habe Euch zu Liebe die

Adſpekten um Euer Schickſal befragt und befunden, daß eine Glücksveränderung Euch bevorſtehet, die mich beunruhiget. Das iſt der Grund meiner Schwermut, begehret Ihr nähern Beſcheid aus der Sache, ſo höret." — „Halt ein," fiel Udo dem Unglückspropheten ins Wort, „die Adſpekten deines Antlitzes deuten auf nichts Gutes. Daß du an meinem Schickſal Teil nimmſt, dank ich dir; doch enthalte dich, es mir zu verkünden, daß mein Unſtern mich nicht im Voraus quäle."

Der Aſtrolog ſchwieg. Udo entließ ihn mit den Empfindungen wahrer Freundſchaft, beſchenkte ihn reichlich, und er verſchwand, ohne daß zu erfahren war, welchen Weg er genommen hatte.

Nach Verlauf weniger Monden erhob ſich ein fürchterliches Kriegsgeſchrei vom feſten Lande her. Das Gerücht erſcholl, Cruco, der König der Obotriten, der über Mecklenburg regierte, rüſte ſich auszuziehen zum Streit gegen alle Obotritiſchen Stämme, die ſich von der Lehnsverbindung des königlichen Throns frei gemacht hatten, um die abgeſonderten Fürſtentümer wieder mit der Krone zu vereinigen. Wider Willen ſahe Fürſt Udo ſich genötiget, von dieſen auswärtigen Angelegenheiten Notiz zu nehmen. Er ſchickte Kundſchafter aus und erfuhr, daß ſich die Sache in der Tat alſo verhielt. Obgleich das Ungewitter nur noch in der Ferne wetterleuchtete, ſo ſtund doch der Wind gerade nach ſeiner Inſel zu, der es, allem Vermuten nach, gar bald über das Meer herwälzen würde. Dabei war ihm nicht wohl zu Mute. Zwar ließ er von

den Sorgen, die ihn drückten, den Untertanen so wenig spüren, als ein schüchterner Abt seinen Konventualen von dem geheimen Anliegen, daß der furchtbare Kommissar mit dem Aufhebungsdekret vor der Klostertür stehe, und daß die letzte Messe gesungen sei, ob er gleich die Mönche fleißig zu Chore treibt, als wenn kein Wechsel bevorstünde. Fürst Udo rüstete sich in aller Eile so gut er konnte und verließ sich noch auf den unsichern Schutz des Meers, das seine Insel umfloß. Aber das ungetreue Element schlug sich zur stärkern Partei und trug auf seinem breiten Rücken die feindliche Flotte willig an das Gestade seines Territorialherrn.

Der Fürst, der gegen den mächtigern Feind im freien Felde nicht bestehen konnte, wurde in seiner Residenzstadt Arcon belagert, vierzig Tage lang von allen Seiten bestürmt, bis die Stadt nach einer tapfern Gegenwehr erobert wurde. Wie alles bunt über ging, schloß sich ein mutvoller Haufe getreuer Bürger um den Fürsten, sprengte die Pforte auf und riß sich, wie die Helden Davids, unter Beihülfe der Nacht durchs feindliche Lager, gewannen das Ufer und stachen mit einem Schifflein, das daselbst vor Anker lag, in die hohe See, unentschlossen, wohin sie ihren Lauf richten sollten. Der Hauch des sanft wehenden Zephirs ließ den Flüchtlingen die Gebürge ihres verlaßnen Vaterlandes nur noch in blauer Ferne sehen; aber die beträuten Blicke des unglücklichen Fürsten hingen noch unbeweglich an dem Gestade seines gewesenen Eigentums. Er betrauerte nicht so sehr den Verlust seiner Herrschaft als die Trennung von seiner geliebten Gemahlin und einem liebenswürdigen Säuglinge, dem Ebenbilde der holden Mutter, und des zärtlichen Vaters Entzücken. Die Ungewißheit, welches Schicksal die Fürstin und das zarte Pfand der Liebe bei Eroberung der Stadt möchte betroffen haben, ob sie den Siegern als eine Kriegsbeute anheim gefallen, oder von dem ergrimmten Feinde der Kriegswut wären aufgeopfert

worden, ſetzte ihn in Verzweiflung. Er wußte es ſeiner getreuen Leibwache wenig Dank, daß ſie ihn dem gefräßigen Schwert entriſſen hatte, und pries die Erſchlagenen glücklich, die von keinem nagenden Kummer mehr gequälet wurden.

Das Schickſal ſchien gegen den unglücklichen Prinzen ſelbſt Mitleiden zu empfinden und den Wunſch, ein qualenvolles Leben zu beendigen, ihm gewähren zu wollen. Ein wütender Orkan brauſte plötzlich über das baltiſche Meer, ergriff das Schiff und drehete es wie einen Kreußel um, zerriß das Segel, ſpaltete den Maſtbaum und zerbrach das Steuerruder. Das elende Wrack wurde von den hohen Fluten bald an die Wolken erhoben, bald in den Abgrund geſchleudert, und ein gewaltſamer Stoß an eine Klippe zertrümmerte es endlich ganz. Udo war der erſte, der auf des Schiffers Loſung: rette ſich wer kann, mit geheimem Wonnegefühl ſich in das Meer ſtürzte, ſeinen Untergang zu beſchleunigen. Aber eine unwiderſtehliche Gewalt zog ihn wider Willen aus der Tiefe herauf, und eine zurückrollende Welle ließ ihn betäubt am Geſtade zurück. Bei ſeinem Erwachen fand er eine Menge Menſchen um ſich, die geſchäftig waren, ſeine Lebensgeiſter zu ermuntern; und da er wieder zur Beſonnenheit kam, war Waidewuth der Unbekannte der erſte, der ihm in die Augen fiel und es ſich am eifrigſten angelegen ſein ließ, ſein Leben von den Pforten des Todes zurückzurufen. Anſtatt für dieſen Dienſt ihm zu danken, ſprach er mit ſchwacher Stimme und trauriger Gebärde: „Grauſamer! hab ich das um dich verdient, daß du mich gewaltſam von dem Geſtade der Ruhe in den Pfuhl meiner Leiden zurückſtößeſt, denen mein Geiſt beinahe entronnen war? Tue Barmherzigkeit an mir und laß mich in den Fluten das Grab finden, das ich mit Sehnſucht ſuche. Laß mich aus deiner Hand ſanft vom Ufer hinabgleiten in das empörte Meer: ſo will ich ſie für die eines Wohltäters erkennen; denn indem ſie mich aus den Wogen

rettete, war ſie die Hand eines Peinigers, der ſeine barbariſche Augenweide daran findet, die Martern eines Unglücklichen zu verlängern.“

Waidewuth der Unbekannte reichte ihm freundlich die Hand und ſprach mit weichmütiger Stimme: „Euer Unglück, edler Fürſt, hat Euch zu Boden gedrückt mit ſeinem Zentnergewicht; aber es ziemt einem ſtandhaften Manne nicht, darunter zu erliegen, ſondern die letzte Kraft anzuwenden, die Laſt abzuwälzen und ſich wieder empor zu ſtreben. Ehe ihr den Entſchluß faßt, zu ſterben, ſo ſchüttet wenigſtens Euer Anliegen in den Buſen eines Mannes, den Ihr vormals Eurer Freundſchaft würdig achtetet, und verſaget Euch den Troſt nicht, zu wiſſen, daß Ihr einen Teilnehmer Eurer Schmerzen habet: denn das iſt das Labſal der Leidenden.“ — „Ach!“ antwortete der kummervolle Fürſt, „warum begehreſt du, daß ich dir mein Unglück wiederholen ſoll, deſſen Erinnerung mein Herz zerfleiſcht? Ein mächtiger Feind hat mich meines Fürſtentums beraubt, ich habe mein zartes Ehegemahl nebſt dem holden Säugling, dem Pfande keuſcher Liebe, verloren! Nun weißt du alles, um meinen Entſchluß zu billigen, ein Leben zu verlaſſen, das mir bittrer iſt als der Anblick des Todes.“ Der leidige Tröſter erwiderte: „Alles das ſagten mir die Sterne, als ich ſie um Euer Schickſal befragte, und das bekümmerte mich in der Seele, als ich von Euch ſchied; aber ihr Adſpekt kann Euch wieder günſtig werden. Verzaget darum nicht, es ſtehet in der Macht des Schickſals, Euch für all Euren Verluſt reichen Erſatz zu leiſten. Ihr ſeid ein junger, rüſtiger Mann, wolltet Ihr Euch um ein Weib zu Tode härmen? Ihr dürft nur wollen, ſo wird Euch nicht die Hausfrau fehlen, welche Euch Kinder gebiert, die Eurer im Alter pflegen; und verſchenkt das Glück nicht Kronen und Fürſtentümer, an wen es will? Es kann Euch wieder eines verleihen, wenn Ihr deſſen zu Eurer Glückſeligkeit bedürfet. Ein guter

Wirt ſucht den Groſchen wieder zu gewinnen, den er verloren hat; ein läſſiger klagt und jammert, legt die Hände in den Schoß und verarmet."

Fürſt Udo ſaß in tiefer Traurigkeit und ſahe nach dem Meer, fand in dieſer Philoſophie für Geiſt und Herz wenig Kern und Saft, aber Freund Waidewuth hörte nicht auf,

ihm Troſt einzuſprechen, daß er ſich endlich bewegen ließ, ihm in eine Schifferhütte zu folgen, die unfern vom Strande lag, und daſelbſt die Verpflegung ſeines Gaſtfreundes anzunehmen, die in mäßiger Schifferkoſt beſtund. Die romantiſche Idee verſchwand dadurch, die Udo bei der Aufnahme des wunderbaren Fremdlings am rügiſchen Geſtade von demſelben gefaßt hatte. Er ſahe nun, daß dieſer Abenteurer weder ein Zauberer noch ein Flußgott, ſondern ein gemeiner Schiffer ſei, der ſich von ſeinen Konſorten durch nichts unterſchied,

als daß ihm eine prophetiſche Gabe verliehen war, die aber, wie gewöhnlich, im Vaterlande nichts galt. Darum verſprach er ſich von der gemachten Akquiſition ſeiner Freundſchaft in dem gegenwärtigen Zuſtande wenig Troſt. Demungeachtet gefiel ihm der Eifer desſelben, nach Vermögen die ihm bewieſene Wohltat zu erwidern. Nach einer ländlichen Mahlzeit, welcher doch der Bewillkommungsbecher, mit geiſtigem Weine gefüllt, nicht fehlte, wies der dienſtfertige Wirt dem ermatteten Gaſt eine Ruheſtätte an und wünſchte, daß der güldne Schlaf ihn auf einige Zeit ſeines Kummers vergeſſen mache.

Am folgenden Morgen, da Udo ſich ermunterte, nahm er zu großer Verwunderung gewahr, daß er ſich nicht mehr in einer Schifferhütte, ſondern in einem königlichen Gemach befand, das mit prächtigem Hausgeräte verſehen war. Er lag in einem herrlichen Thronbette auf ſanften Flaumen. Die Sonne begrüßte ihn freundlich durch die hohen Fenſter von buntgefärbtem Glas, und es ſchien, als wenn ihr wohltätiger Schimmer ſeine matte Seele wieder neu belebe. Sobald er ſich regte, traten eine Menge wohlgekleideter Bedienten herein und warteten ehrerbietig auf ſeine Befehle. Die erſten Fragen, die er an ſie gelangen ließ, waren natürlich die, ihm zu ſagen, wo er ſich befinde, wie er in dieſen Palaſt gekommen und wer der Eigentümer davon ſei. Sie antworteten: er befinde ſich in der Stadt Gedan* am Weichſelfluß, in der königlichen Reſidenz. Der Beherrſcher derſelben ſei Waidewuth** der Mächtige.

Udo erſtaunte, an dem König der Bernſteinküſte wider Vermuten einen Freund und Bundesgenoſſen gefunden zu haben, von dem er ſo viel Wunderdinge hatte ſagen hören;

* Der alte Name der Stadt Danzig, daher die lateiniſche Benennung Gedanum. ** Der Name eines alten Königs der preußiſchen Wenden, in der Volksſprache Wittewulf genannt, den die Tradition für einen großen Zauberer ausgibt, und von deſſen zwölf Söhnen die preußiſchen Provinzen ſollen ſein benennet worden.

aber er hatte ſich nicht träumen laſſen, daß der Taſchenſpieler Waidewuth, welchen er bei ſich beherbergt hatte, dieſer Monarch in eigner Perſon ſei. Ehe er ſich von ſeiner angenehmen Beſtürzung erholet hatte, trat der König, mit allen Ehrenzeichen ſeiner Würde geſchmückt, in das Gemach, den Gaſt zu bewillkommen und umarmte ihn aufs zärtlichſte. „Mein Bruder," ſprach er, „Ihr ſeid hier in Eurem Eigentum, ich freue mich, Gelegenheit gefunden zu haben, die von Euch genoßne Freundſchaft zu erwidern." Udo befand ſich bei dieſer Überraſchung in keiner geringen Verwirrung, er wurde von dem König als ein Prinz aufgenommen, den er als einen geringen Privatmann bei ſich empfangen hatte, und ermangelte nicht, dieſen Verſtoß gegen die Etikette mit dem ſtrengen Incognito, das Seine Hoheit beobachtet hatte, zu entſchuldigen. Um dem niedergeſchlagenen Gaſte die traurigen Gedanken zu vertreiben und ihn zu zerſtreuen, entzifferte Waidewuth ihm alles, was ihm der Fürſt bei der Landung am rügiſchen Geſtade abzufragen vermeinte, ohne daß ſeine Neugierde vergnügt wurde.

„Ich ging aus," ſprach er, „Menſchenkunde zu treiben, die Sitten und Gewohnheiten fremder Völker zu beobachten, um mich dadurch zu belehren und zu vervollkommnen; nebenher auch, ich leugn' es nicht, die Töchter des Landes zu beſchauen, um mir eine Gemahlin zu ſuchen. Elfriede, die Tochter des Königs der Oſtangeln in Brittannia, war mir ihrer Schönheit und Tugend halber gerühmt worden. In dieſer Abſicht rüſtete ich ein Schiff aus, um mein Gefolge und die Geſchenke, die ich der Prinzeſſin beſtimmt hatte, dahin zu bringen; für mich ſelbſt hätte ich keines Schiffs bedurft: ich habe eine Methode, weit ſicherer und bequemer zu reiſen. In der Gegend Eurer Inſel überfiel mich ein Sturm, dadurch ging ich meines Schiffes verluſtig; doch der Schade war leicht zu verſchmerzen. Während des Orkans bemerkte ich Eure Be-

wegung am Strande, den Notleidenden hülfreich beizustehen, dieſe Menſchlichkeit gefiel mir und bewog mich, Eure Bekanntſchaft zu machen. Die Aufnahme, die ihr mir widerfahren ließet, gewann Euch mein Herz, das war die Urſache des längern Aufenthaltes auf Eurer Inſel. Dagegen kränkte mich das Vorauswiſſen Eures unabwendbaren Schickſals peinlich, und das war die Urſache, daß ich davon ſchied. Wäre dieſer Glückswechſel nicht auf der Tafel des Verhängniſſes angeſchrieben geweſen, hätte ich meine ganze Macht aufgeboten, Euch zu beſchützen. Von Euch begab ich mich auf die Brautſchau nach England; aber ich kam zu ſpät: die ſchöne Elfriede hatte bereits ihr Herz verſagt, und ich war zu beſcheiden, die erſte Liebe zu ſtören, oder zu eigenſinnig, nach einem Herzen zu ſtreben, das von der heißen Flamme ſchon verſengt war. Auf dem Rückwege beſuchte ich den Hof des Königs Cruco, Eures Überwinders; ich ſah daſelbſt die Prinzeſſin Obizza, ſeine Tochter, eine liebliche Dirne, als eine zu finden iſt, aber ihr Herz iſt keiner Liebe empfänglich und das meine zu ſtolz, eine Verſchmähung ungerochen zu laſſen; darum hütete ich mich, eine Torheit zu begehen, und unterdrückte eine Leidenſchaft, welche die Ruhe zweier Reiche würde geſtöret haben, wenn ſie mich überwältiget hätte.“

Udo konnte nicht begreifen, wie das Glück, das ſeinem Freunde eine Krone verliehen hatte, ihm die kleine Begünſtigung eines genügſamen Liebesgenuſſes, die es an Hirten und Karrenſchieber auszuſpenden pflegt, zu verſagen ſchien. Es war augenſcheinlich ſeine Schuld nicht, daß er noch im Cölibat lebte, darum konnte der Fürſt ſich nicht enthalten, ihm einzugeſtehen, daß er dieſes Rätſel ſich nicht aufzulöſen wiſſe. König Waidewuth gab ihm, ſonder Rückhalt, dieſen Aufſchluß darüber. „Euch iſt unverborgen, daß mir die Gabe verliehen iſt, in die Zukunft zu blicken: Ihr andern ziehet blindlings Euer Los, ohne zu wiſſen, ob Ihr einen Treffer

oder eine Niete greifen werdet. Ich aber frage bei der Wahl meines Herzens das Schickſal um Rat, und wenn ich befinde, daß der Gewinn nicht auf meiner Seite iſt, ſo ſtehe ich ab von einer trüglichen Liebe, deren ſüßen Genuß hinterher der Reue bittrer Wermutgeſchmack vergällt. Die ſchönſten Hoffnungen ſind die täuſchendſten. Wenn die Liebenden den Horoſkop ihres zukünftigen Verhängniſſes zu ſtellen wüßten, ſo würden wenig Bräute das Ehebette beſchreiten und das Heuſchreckenheer der Hageſtolzen würde die Sonne verdunkeln.“ Udo beſchloß dieſe Unterredung mit ſeinem Gaſtfreunde mit dem guten Rate, den er ihm erteilte, bei der Wahl des Herzens ein Auge zuzudrücken und nicht mit Adlerblick die Zukunft, ſondern vielmehr die Braut zu entſchleiern. Wenn alle Ehekompetenten dieſe Prozedur befolgten, ſetzte er hinzu, ſo ſtehe nicht zu befürchten, daß die Hageſtolzen zu einem Heuſchreckenvolk anwachſen werden. Der König der Bernſteinküſte gab dieſem Rat Gehör, ſuchte in der Nähe, was er in der Ferne nicht gefunden hatte, teilte Herz und Thron mit einer Eingebornen, hatte auf gut Glück ein gutes Los gezogen und der dauerhafte Genuß ſeines Eheglückes hinterließ keinen Wermutgeſchmack.

So ſehr der verbrüderte Monarch darauf bedacht war, die trübe Stirn ſeines Gaſtes aufzuheitern, ſo war doch nichts vermögend, deſſen Kummer zu zerſtreuen, er blieb immer tiefſinnig und traurig, das Bild ſeiner Gemahlin ſchwebte ihm unabläſſig vor Augen, daher unterließ er nicht, von Zeit zu Zeit den königlichen Seher um ihr Schickſal zu befragen.

Ob ihm nun dieſer gleich mit Vorbedacht eine Zeitlang auswich, ſo konnte er dem bedrängten Fürſten endlich doch nicht länger widerſtehen, indem er weislich erwog, daß das Schweben des Geiſtes zwiſchen Hoffnung und Furcht peinlicher ſei als die Gewißheit. Er hatte ihm keine gute Botſchaft zu hinterbringen, darum nahm er ſeinen Weg über einen Gemeinplatz und ſprach: „Ein verletzter Nerv ſchmerzet heftiger, als wenn er ganz entzwei geſchnitten wird, und ein zerquetſchtes Gliedmaß verurſacht peinlichere Empfindung, als wenn es von dem kranken Leibe abgelöſet wird. Vernehmet alſo, mein Bruder, daß Eure Gemahlin den Schmerz, von Euch getrennt zu ſein, nicht hat überleben können; ihr Schatten umſchwebte mich bereits, ehe Ihr Euern Fuß hier ans Land ſetztet; in Valhala* findet Ihr ſie wieder. Aus Eurem Mundbecher trank ſie den Scheidetrunk der Liebe, welchen ſie mit wirkſamem Gift vermiſchte, da ihr hinterbracht wurde, die Stadt ſei in der Feinde Gewalt: denn ſie hielt es für unanſtändig, als eine Fürſtin die Sklavenfeſſeln des ſtolzen Feindes zu tragen.“

Udo erhob eine laute Wehklage über den Verluſt ſeiner geliebten Gemahlin, verſchloß ſich ſieben Tage lang in ſein Gemach und betrauerte ſie mit Tränen. Am achten Tage aber ging er daraus hervor, heiter und fröhlich, wie die Sonne nach einem Märzennebel, der unter ihr im Tale verſchwindet. Aller Gram war nun aus ſeinem Herzen vertilgt, und ſein Sinn ſtund in die weite Welt, um zu verſuchen, ob ihn die wandelbare Göttin wieder eines günſtigen Anblicks würdig achten werde, nachdem ihn ſein Schickſal ſo hart verfolgt hatte.

Er entdeckte dieſes Vorhaben ſeinem Buſenfreunde, der ſolches nicht mißbilligte. „Ich kann Euch,“ ſprach König

* Aufenthalt der abgeſchiednen Seelen der Helden und guten Menſchen: der Himmel der alten nördlichen Völker.

Waidewuth, „kein Glück anbieten, das Eurer Würde gemäß ſei. Ihr ſeid als ein unabhängiger Fürſt geboren, es ziemt Euch auch, als ein ſolcher zu leben und Euer Fürſtentum wo möglich wieder zu erlangen. Die Sterne ſind Euch nicht abhold: das Glück erwartet Euch an der Quelle Eures Unglücks.“ Fürſt Udo machte ſich zur Abreiſe fertig, und Waidewuth unterließ nicht, ihn aufs ſtattlichſte dazu auszurüſten. Da der Abſchiedstag herannahete, ſtellte der König ein herrliches Gaſtgebot an, zu welchem alle Magnaten ſeines Reichs eingeladen wurden, und welches neun Tage lang unter mancherlei abwechſelnden Luſtbarkeiten dauerte. Am letzten Tage führte er ſeinen Gaſt abſeits in das innere Gemach, um mit ihm zum Valet den traulichen Becher der Freundſchaft zu leeren, und als der Wein Stirn und Herz erwärmet und die Offenherzigkeit das Band der Zunge gelöſet hatte, faßte der Wirt den Gaſt bei der Hand und redete alſo:

„Noch eins, mein Bruder, ehe wir uns ſcheiden! Empfahet dieſen Fingerreif von mir, als das untrüglichſte Freundſchaftszeichen; nicht zum Geſchenk, ſondern als ein anvertrautes Gut, zu Eurem Nutzen und Frommen, ſo lange Ihr deſſen bedürfet. Zugleich vernehmet ein Geheimnis, daraus Ihr erkennen möget, daß ſich mein Herz gegen Euch eröffnet hat. Alle Welt hält mich für einen großen Zauberer: ich verſtehe mich auf die Zauberei ſo wenig, als ein neugebornes Kind aus Mutterleibe. Aber das iſt nun einmal, wie Euch nicht unbekannt ſein kann, das Los der Fürſten, daß ihnen Eigenſchaften zugeſchrieben werden, die ſie nicht beſitzen. Die Weisſagung aus dem Geſtirn iſt mir verliehen: aber meine ganze Zauberei beſteht in dieſem Ringe, den mir ein weiſer Mann, der mein Freund war, verehrte, als er ſtarb. Ein kleiner geſchmeidiger Dämon iſt in deſſen Kryſtall verſchloſſen, der ſich in alle Geſtalten formen läßt, die ihm der Beſitzer des Ringes zu geben wünſcht. Er iſt ohne Schalkheit,

ſchnell, dienſtfertig und treu. Er war es, der als eine ledige Tonne geſtaltet, mich an Euer Ufer trug: er war in dem Span, den ich davon nahm und welchen ich zu Eurem Vergnügen befiederte, daß er in Geſtalt eines Sperbers die Dohlen beizte und auf meine Hand zurückkehrte, auf der ich ihn in Eure Reſidenz brachte. Er beluſtigte Euren Hof durch mancherlei Poſſenſpiel und erwarb mir den Ruf eines geſchickten Taſchenſpielers; trug mich aus Eurer Inſel über Meer nach England in der Geſtalt eines leichten Nachens und von da zurück an das mecklenburgiſche Geſtade. Hier verwandelte ich ihn in ein beflügeltes Roß, worauf er mich auf ſeinem Rücken gemächlich in meine Staaten zurücktrug. Auch will ich Euch nicht verhehlen, daß er mein treuer Kundſchafter geweſen iſt, der mir Botſchaft von Eurem Schickſal brachte. Auf meinen Befehl lenkte er Euer Schifflein als ein lauer Zephir an die Bernſteinküſte, und da der Orkan es zertrümmerte, zog er Euch aus den Fluten an den Strand und trug Euch auf ſeinen Schultern, als Ihr ſchliefet, in dieſen Palaſt.“

„Um die Hälfte meines Reiches wär mir der dienſtbare Dämon nicht feil. Aber weil ich Euch mit Liebe umfaſſe, will ich auf Treu und Glauben ihn eine Zeitlang Euch zum Gebrauch darleihen, und wenn Ihr deſſen nicht mehr benötiget ſeid, ſo laßt ihn, als einen Sperber geſtaltet, wieder zu mir fliegen, mit dem Ringe im Schnabel. Wenn Ihr den Geiſt aus demſelben zu Eurem Dienſte hervorrufen wollet, ſo drehet den Reif am Finger dreimal rechts; alsbald wird er frei und iſt bereit, Eure Befehle auszurichten. Drehet Ihr aber den Ring dreimal links, ſo kehret er in ſeine kryſtallene Wohnung zurück.“ Fürſt Udo nahm das Pfand der Freundſchaft mit innigſtem Danke, beſahe den Ring und bemerkte in dem durchſichtigen Kryſtall ein trübes Wölklein, woraus die Phantaſie eben ſo leicht einen kleinen Teufel ſchuf mit

zwei Hörnern, Krallen, Schwanz und Pferdefuß, als ſie aus dem Wölklein im Mond einen Mann mit der Dornwelle auf dem Rücken gebildet hat.

Udo nahm den Weg nach der empfindſamſten Beurlaubung von ſeinem prophetiſchen Jonathan nach deſſen Ausſpruche gerade auf Mecklenburg zu: die Hermenevtik des geſunden Menſchenverſtandes wußte von der Quelle ſeines Unglücks keine ſchicklichere Auslegung zu finden. Er hatte beſchloſſen, das ſtrengſte Incognito daſelbſt zu beobachten und ſo unglaublich es ihm auch vorkam, in der Reſidenz ſeines Überwinders groß Glück zu machen, ſo grübelte er darüber doch nicht lange und überließ es der Zeit und dem Erfolg, ihm dieſes Problem zu löſen. Die Stadt Mecklenburg war die Hauptſtadt im Königreich der Obotriten und der Wohnſitz ihrer Regenten. Sie war das europäiſche Bagdad oder Kairo, in Anſehung der Größe und Volksmenge, oder vielmehr das deutſche London und Paris*. Cruco hatte ſie auf den Gipfel ihrer Größe und ihres Wohlſtandes erhoben: er hielt daſelbſt einen glänzenden Hof und verpflanzte dahin alle überwundene Fürſten und Vaſallen, die er in ſeine Gewalt bekam. Er hatte die Grenzen ſeines Reichs auf eine glorreiche Art, vermöge des Rechtes des Stärkern über den Schwächern, erweitert, und den geſamten Völkerſtamm der Obotriten ſeinem Zepter unterworfen; dem ungeachtet war ſeine Glückſeligkeit nicht vollkommen: es fehlte ihm an einem männlichen Reichserben. Fräulein Obizza, ſeine einzige Tochter, war der Thronfolge nicht fähig: denn alle nördliche Völker gehorchten damals dem ſaliſchen Geſetz. Der König meinte gleichwohl, ein Mittel gefunden zu haben, die Regierungsfolge bei ſeinem Geſchlecht zu erhalten, und hatte durch eine pragmatiſche

* Das ſcheinet die griechiſche Benennung der Stadt Mecklenburg, Megalopolis, zu beſtätigen, von welcher in der Folge das Land den Namen geerbet hat.

Sanktion den erſtgebornen Sohn ſeiner Tochter, an welchen Prinzen ſie auch würde vermählt werden, ſich zum Thronfolger ausbedungen. Allein die Prinzeſſin hatte bei allen ihr verliehenen Reizen den ſo ſeltnen Fehler ihres Geſchlechts, daß ſie gegen das andere Geſchlecht eine unüberwindliche Abneigung hegte. Sie hatte die glänzendſten Verbindungen ausgeſchlagen, und da ihr Vater ſie aufs zärtlichſte liebte und ihr nicht den Zwang auferlegen wollte, nach Sitte der Fürſtentöchter die Liebe als ein Staatsgeſchäfte zu betreiben: ſo wünſchte er wenigſtens, daß ſie aus der Liebe eine Herzensangelegenheit machen und ſich aus Neigung einen Gemahl wählen möchte. Doch auch dieſen Wunſch wollte ihm das Fräulein nicht gewähren: ihre Stunde war entweder noch nicht gekommen, oder Mutter Natur hatte ihr die ſüßen Empfindungen, mit welchen ſie gegen ihre reizenden Töchter oft ſo verſchwenderiſch umgehet, ganz verſagt.

Dem Vater Cruco verging darüber alle Geduld, er war um einen Thronfolger verlegen und fand ſich gedrungen, jedem Freibeuter Macht und Gewalt zu geben, ſein Heil zu verſuchen, auf das Herz der ſchönen Obizza Jagd zu machen, und verhieß dem Eroberer das Fürſtentum Rügen als eine Prämie. Dieſer Köder lockte eine Menge Glücksritter von allen vier Winden des Himmels nach Mecklenburg, die das Herz der unempfindſamen Obizza zu beſtürmen kamen. Alle genoſſen am Hofe eine günſtige Aufnahme, die Prinzeſſin durfte auf des Vaters Geheiß keinem den Zutritt verſagen. Es wär fürwahr das bunteſte Schauſpiel für das Auge eines philoſophiſchen Beobachters geweſen, die Operationen einer Menge von Gecken zu belauſchen, die das Fräulein wie ein dichter Dunſtkreis einen Schweifſtern umnebelten, und davon jeder nach ſeiner eignen Methode ihr unbezwingliches Herz zu erringen ſtrebte. Einige vermeinten, verſtohlner Weiſe ſich hinein zu ſchleichen, ſich hinein zu winſeln, hinein zu

ſtehlen, oder es zu erſchmeicheln; andere waghalſten, es mit wildem Ungeſtüm gleich im erſten Rennen zu erlaufen. Doch dieſer Unſinn diente nur, die Prinzeſſin in ihrem Männerhaſſe zu beſtärken und ihre Verachtung gegen das andere Geſchlecht dergeſtalt zu mehren, daß auch ein Endymion keinen Eindruck auf ſie würde gemacht haben.

Udo gelangte während dieſer ſonderbaren Epoke im Mecklenburgiſchen an. Weil er verlegen war, unter welchem Namen er ſich bei Hofe introduzieren ſollte, ſo ſchloß er ſich an die Freierkohorte an. Es fiel ihm zwar auf, daß gerade ſein Fürſtentum für die Preisaufgabe zur Prämie ausgeſetzt war: gleichwohl kam ihm der Gedanke nicht ein, auf dieſem Wege zum Beſitz ſeines verlornen Eigentums wieder zu gelangen. Er ſahe indeſſen die Prinzeſſin, und wider Vermuten erregte ihr Anblick in ſeiner Seele ein überraſchendes Entzücken, eine gewiſſe Unruhe ſtörte ſeinen Schlaf, er wurde ein Träumer, und in alle Phantaſien des Schlummers miſchte ſich die Grazie des mecklenburger Hofes. Dadurch wurde er bald inne, daß eine ebenſo unwiderſtehliche Macht, als die war, welche ihn an der Bernſteinküſte aus dem Abgrund emporhob, ihn zu der Prinzeſſin hinzog. Allein ſie ſchien ihn unter dem Gedränge der ſie umgebenden Freierkohorte nicht zu bemerken.

Bisher hatte er von Freund Waidewuths Spende noch keinen Gebrauch zu machen gewußt; jetzt dachte er auf einen Verſuch, dem dienſtfertigen Dämon ein Geſchäfte zu geben. Er geſtaltete ihn in den niedlichſten Amor um, der je der Phantaſie des Minneſängers Jacobi vorgeſchwebt hat, und verſchloß ihn in eine goldne Nadelbüchſe mit gemeßner Ordre, alle Funktionen des Liebesgottes bei der Perſon zu ſeinem Vorteil zu verrichten, welche die Büchſe öffnen würde.

An einem ſchönen Abende befand ſich der Hof in dem königlichen Luſtgarten. Ein kleiner Wirbelwind, der ſich erhoben

hatte, brachte den Schleier der Prinzeſſin in Unordnung. Sie forderte eine Nadel, um ihn wieder anzuheften. Fürſt Udo eilte alsbald herbei, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder und überreichte ihr die goldne Büchſe, welche ein gefährlicher Geſchenk in ſich ſchloß, als weiland die berüchtigte Büchſe der Pandora. Die Prinzeſſin öffnete ſolche ohne Verdacht, da ſchlüpfte Dämon Amor in ihren Buſen und verwundete ſie mit ſeinem güldnen Pfeil. Udo entfernte ſich augenblicklich, voll Unruhe, welchen Erfolg ſeine Unternehmung haben würde.

Des folgenden Tages wurde er mit Entzücken gewahr, daß ihn die ſchönen Augen des ſpröden Fräuleins unter dem Haufen ihrer Schampions ſuchten. Am dritten Tage bemerkte die ſchlaue Aya, daß ſich in dem Herzen ihrer Herrſchaft zum Vorteil des unbekannten Ritters eine kleine Gärung erzeugt habe. Am vierten Tage ſprach der Hof ſchon laut von dieſer außerordentlichen Erſcheinung. Der König ſelbſt erhielt unter der Hand Nachricht davon, war darüber außerordentlich erfreuet und wünſchte ſich Glück, daß ſeine weiſen Maßregeln ſo gute Wirkung getan hatten. Er zögerte keinen Augenblick, die verſchämte Obizza um die Angelegenheiten ihres Herzens zu befragen, und ſie hatte dieſes ſo wenig mehr in ihrer Gewalt, daß ſie den Schleier über das Geſicht zog und unter der Beſchattung desſelben das freie Geſtändnis ablegte, der unbekannte Ritter habe ihr Herz gewonnen.

Udo empfing zum Erſtaunen des ganzen Hofes das Fräulein von der Hand des Königs als ein Mann ohne Namen. Nachdem bereits die Ehetraktaten in Richtigkeit gebracht waren, befragte ihn erſt der erfreute Vater der zärtlichen Braut, weß Standes und Herkommens er ſei? Und er offenbarte ſich demſelben nun ohne Zurückhaltung. Cruco war hoch erfreuet, daß er Gelegenheit fand, das dem Fürſten von Rügen bewieſene Unrecht mit reichem Wucher zu erſetzen. Udo

aber verharrete noch ſo lange am Hofe, bis der Thronerbe geboren war. Ein herrlicher Knabe, den Vater Cruco aus den Händen ſeiner Tochter voll Wonne empfing, und nun ließ er ſeinen Eidam ſein vormaliges Eigentum in Beſitz nehmen. Da dieſer des Dämons nicht mehr bedurfte, ſandte er ihn, als Sperber geſtaltet, der Abrede gemäß, mit dem Ringe im Schnabel, an den freundſchaftlichen Eigentümer mit vielem Dank zurück.

Seit der Zeit hat Dämon Amor noch manches Ehebündnis geſtiftet, aber es iſt ihm keins wieder ſo gut gelungen, als das mit dem Fürſten Udo und der zärtlichen Obizza von Mecklenburg. Denn wo er ſonſt den Freiwerber macht, da pflegt das zärtliche Paar, das er zuſammenführt, in der Folge bei der Hitze irgend eines lebhaften Hauszwiſtes ſich leicht das freimütige Geſtändnis zu tun: der Teufel hat uns gepaart!

Der geraubte Schleier

nfern der Stadt Zwickau im Erzgebürge liegt das bekannte Schwanenfeld, welches den Namen hat von einem Weiher, der Schwanenteich genannt, der heutzutage zwar beinahe verſiegt, aber doch noch nicht ausgetrocknet iſt. Das Waſſer desſelben hat die Eigenſchaft, die weder dem Pyrmonter Brunnen noch dem Karlsbade noch den Waſſern zu Spaa oder ſonſt einem Geſundbrunnen innerhalb Deutſchlands, auch ſelbſt dem welſchen Königsbade zu Piſa nicht verliehen iſt. Es

iſt das wahre Schönheitsöl, wirkſamer als die verjüngende Salbe des rätſelhaften St. Aimar, kräftiger als Maientau, reinigender als Eſelsmilch oder das zur Erhaltung buhleriſcher Reize erfundene Waſchwaſſer à la Pompadour, köſtlicher als das berufene Talkſteinöl. Still und geräuſchlos gleitet die wunderſame Quelle unter dem Schatten unedler Geſträuche dahin, deren Wurzeln ſie tränket, und verbirgt ſich, beſchämt, daß ihre Kraft und Wirkung verkannt wird, bald wieder in den mütterlichen Schoß der Erde, da ihre ſtolze Nachbarin im Karlsbad mit vornehmem Ungeſtüm hervorſprudelt, ſich prahleriſch durch heiße laugenhafte Dämpfe ankündiget und von der ganzen gichtbrüchigen Welt ſich panegyriſieren läßt. Es iſt kein Zweifel, wenn die verborgenen Tugenden der gebürgiſchen Quelle, das unſtete und flüchtige Gut der weiblichen Schönheit ſtet und feſt zu machen oder die welkende Blüte derſelben wieder zu erfriſchen, kund und offenbar würde, daß die weibliche werte Chriſtenheit mit eben der Inbrunſt und dem Eifer zum Zwickauer Schönheitsbrunnen zu großem Vorteil und Gewinn der guten Stadt wallfahrten würde, wie die türkiſche Karawane nach Mekka zum Grabe des Propheten; auch würden die Töchter der Stadt fleißig herausgehen mit ihrem Zuber, des köſtlichen Waſſers zu ſchöpfen und ſo wenig ermangeln, bei dieſer Gelegenheit Heiratsgewerbe zu betreiben, wie vormals die Nahorittinnen. Aber wie nicht der Saum einer jeden Wolke von der Sonne vergüldet wird, nicht jede Blume, die erfriſchender Morgentau tränket, hohe Farben ſpielt, auch nicht jede verſchwitzte Perl, durch Limonienſaft gereinigt, ihr erſtes Waſſer wiedergewinnt, ſondern, bei gleicher Wirkſamkeit der Lichtſtrahlen, des Taues und der Zitronenſäure, gewiſſer eintretenden Umſtände halber dennoch nicht immer gleiche Wirkung erfolgt: ſo würde nach Maßgabe angezogener Gleichniſſe auch nicht jede badende Nymphe durch die Zwickauer

Wunderquelle, der unbezweifelten Wirksamkeit derselben unbeschadet, Jugend und Schönheit fesseln: denn beide sind durch den nassen Weg eines Wasserbades ohnehin schwerer zu gewinnen, als durch den trocknen des Pinsels und der Schminkdose dem Auge vorzulügen.

Doch hier tritt noch der besondere Umstand ein, daß das Zwickauer Schönheitsbad seine wundersame Eigenschaft nur an solchen Damen äußert, welche, sei's auch im tausendsten Gliede, aus der Sippschaft der Fayen abstammen. Das sei inzwischen nicht gesagt, um irgendeine Schöne von dieser heilsamen Badekur abzuschrecken: denn welche ist versichert, daß sie geradezu in unverrückter Geschlechtsfolge von väterlicher und mütterlicher Seite aus Mutter Evens irdener Hüfte entsprossen sei und nicht in die lange Reihe vergessener Altermütter irgendeine Fay zwischen eintrete und so noch ein Tropfen ätherisches Blut in ihren Adern fließe? Ist immer möglich, daß der unermüdete Forschungsgeist der Menschenkunde in dem Menschenantlitz ein Feenprofil ausspähet, wie er bereits eine Königslinie geahndet und ein Armensünderprofil gefunden hat. Bis dahin können vielleicht andere Merkzeichen die Stelle der zu hoffenden gewissern Überzeugung vertreten. Jedes zauberische Talent der Töchter Teutoniens, es sei dieses der Wohlgestalt des Wuchses, dem Blick der Augen, der Eurythmie des Mundes, der Wölbung des Busens, den Organen der Stimme verliehen; oder es bestehe in der Gabe eines bezaubernden Witzes oder einer gewissen Kunstfertigkeit, läßt ein Erbteil aus dem großmütterlichen Feenschatz vermuten, und wo ist ein Mädchen, das nicht irgend so ein Zauberkünstchen treiben sollte? Die Wallfahrt ins Zwickauer Schönheitskonservatorium wär drum des Weges wohl wert, und insonderheit der Teil der schönern Welt dazu aufzumuntern, welchem das Schicksal bevorstehet, die Flagge der Schönheit des nächsten zu streichen.

Im Angeſicht des kleinen Sees, in welchen die magiſche Quelle ihren Silberſtrom ergoß, wohnte an dem ſanften Abhange eines Hügels, in einer luſtigen Felſengrotte Benno, der fromme Einſiedler, der den Namen von dem bekannten frommen Biſchof in Meißen zum Aushängeſchild ſeiner Tugend und Frömmigkeit entlehnt hatte und nicht minder im Geruch der Heiligkeit ſtund als ſein Namenspatron. Niemand wußte zu ſagen, wer Benno eigentlich ſei, noch von wannen er kommen war. Vor langen Jahren langte er als ein rüſtiger Pilger an, ließ ſich in der Gegend des Schwanenfeldes* nieder, erbauete eigenhändig eine artige Einſiedelei, pflanzte einen kleinen Garten umher, in welchem er die herrlichſte Baumſchule von ausländiſchen Obſtbäumen und Traubengeländer anlegte. Er zog darinnen auch ſüße Melonen, welche damals für eine große Leckerei gehalten wurden, und womit er die Gäſte, welche bei ihm einſprachen, bewirtete und labte. Seine Gaſtfreiheit machte ihn ebenſo beliebt als ſeine heitre Gemütsart. Die gebürgiſchen Einwohner wendeten ſich wegen ſeiner Frömmigkeit an ihn, als einen Anwalt und Unterhändler bei allerlei Notdurft vor dem himmliſchen Tribunal, und er gewährte ſeine Vorſprache oft ganz entgegengeſetzten Wünſchen mit großer Bereitwilligkeit, ohne die Gebühr eines reichen Almoſens. Gleichwohl fehlte es ihm an keinem Bedürfnis des Lebens, vielmehr gab ihm der Segen des Himmels an allem Überfluß. Ob indeſſen den frommen Benno ein himmliſcher Beruf aus dem Geräuſche der Welt in ſeine einſame Klauſe trieb, oder ob ihm wie dem frommen Abälard eine Heloiſe zum kontemplativen Leben Beruf und Neigung gab, das wird ſich vielleicht in der Folge veroffenbaren.

* Eine luſtige Gegend bei Zwickau, die noch jetzt dieſen Namen führet und ſolchen einer al en Volks age zufolge von einer gewiſſen Schwanhildis, ſo wie die Stadt den ihrigen von deren Vater, dem Cygnus, erhalten haben ſoll. Beide gehören ins Fayengeſchlecht und ſtammen wahrſcheinlich aus den Eiern der Leda her.

Um die Zeit, als Markgraf Friedrich mit dem Biß seine Fehde mit dem Kaiser Albert ausfocht und das Schwabenheer das Osterland verheerte, hatte bereits das Alter den ehrwürdigen Benno mit einer ansehnlichen Glatze geschmückt und die Überbleibsel seines Haarwuchses an der Stirn gebleichet, er ging krumm und sehr gebückt an seinem Stabe einher und hatte nicht mehr die Kräfte, seinen Garten im Frühling umzugraben, wünschte sich einen Gehülfen und Beistand; aber die Wahl fiel ihm schwer, im Gebürge einen Hausgenossen zu finden, der ihm zu Sinne war, denn das Alter machte ihn mißtraulich und wunderlich. Unverhofft gewährte ihn der Zufall seines Wunsches und ließ ihn einen Gehülfen finden, an den er sich wie an seinen Stab halten konnte. Die Meißner hatten bei Lucka die Schwaben in einer großen Schlacht erlegt und ihrer bei sechzig Schock erschlagen*. Ein panisches Schrecken fiel auf das Schwabenheer, die Furcht gab ihnen die gewöhnliche Losung: rette sich, wer kann! Jeder, der nach der Schlacht noch ein Paar gesunde Füße unter sich fühlte, dankte Gott und allen Heiligen dafür und bediente sich derselben wie die aufgeschreckten Lerchen der Flügel, sich über die betrüglichen Garnwände emporzuschwingen und den Netzen des Todes zu entrinnen; viele flohen nach den nächsten Wäldern, und die Ermatteten verbargen sich in hohle Weiden. Eine getreue Spießgenossenschaft, sieben Mann an der Zahl, gelobten sich, treulich beieinander auszuhalten, sich nicht zu trennen und zusammen zu leben und zu sterben. Es gelang ihnen, dem nachhauenden Feinde glücklich zu entkommen, sie waren insgesamt frische, wohl bewadete Pursche, die kein Läufer aus Midian würde einge-

* Glafeys Kern der sächsischen Geschichte. Daß die Sieger die Erschlagenen nach Schocken zählten wie die Lerchen, kann vielleicht daher kommen, weil die Leipziger Bürger, die sich bei dem Markgrafen befanden, diesen Heereszug mit einem Lerchenstreichen verglichen; denn der Sieg wurde ihnen sehr leicht.

holet haben. Endlich ermüdeten ſie doch durch den allzulangen Wettlauf, und da die Nacht hereinbrach, beratſchlagten ſie ſich, wo ſie einen Ort finden möchten, ſich zu verbergen. Im freien Felde hielten ſie ſich nicht ſicher gnug, ſie faßten alſo den Entſchluß, in ein einſames Dorf ſich zu ſchleichen, das ihnen eben auffſtieß, denn ſie urteilten ganz recht, daß die Mannſchaft daraus mit ins meißniſche Lager gezogen ſei. Dennoch waren ſie ſehr behutſam, und um das ſtrengſte Inkognito zu beobachten, nahmen die ſieben Helden in einem Backofen ihre Herberge, ihre Anweſenheit deſto ſicherer zu verhehlen. Nun mag wohl ein Backofen eben nicht das bequemſte Gaſtbette ſein, und vor der Lucker Schlacht würden ſie auch mit einem ſolchen Nachtquartier ſchwerlich vorlieb genommen haben, denn tauſend Heringe ſchlafen leicht friedſamer in einer Tonne beiſammen als ſieben Soldaten in einem Backofen; aber diesmal machte die Not Quartier, die große Ermattung gebot Eintracht und der Schlaf Schweigen; es fiel ein Paar Augen nach dem andern zu, und die Unglückskameradſchaft ſchlief bis an den hellen Tag, ob ſie gleich verabredet hatten, in der Morgendämmerung in aller Stille zu dekampieren.

Aber ehe die Siebenſchläfer erwachten, waren ſie bereits von einer Bäuerin entdeckt worden, die, weil das Gerücht des Sieges ſchon ins Land erſchollen war, aus großer Freude über dieſe Botſchaft einen Kuchen eingemengt hatte, den ſie in aller Frühe backen wollte. Wie ſie zum Ofen kam und die Einquartierung da wahrnahm, merkte ſie bald an den zerfetzten Wämſern und Hoſen, daß dieſe fremden Gäſte Flüchtlinge wären, ſie lief alſo flugs ins Dorf und ſagt's ihren Nachbarinnen an. Augenblicks verſammlete ſich die Schar der Bäuerinnen, gerüſtet mit Bratſpießen und Ofengabeln, nicht anders, als wenn ſie in der erſten Maiennacht den Beſen ſatteln und auf den Brocken ziehen wollten. Der Backofen

wurde von der weiblichen Kohorte förmlich berennt, man hielt Kriegsrat, ob man mit gewaffneter Faust oder mit dem Element des Feuers den Feind angreifen wollte, denn beschlossen war es, die Schmach der Jungfrauen und Weiber an den schändlichen Buhlern zu rächen, die bei dem Einfall ins Land weder die Heiligkeit der Klöster noch die Zucht der tugendsamen Hausmütter und ihrer Töchter verschonet hatten.

Ob nun wohl die sieben Märtyrer an der Sünde ihrer Landsleute vielleicht sehr unschuldig waren, so sollten sie doch für sie die Schuld abbüßen: die strenge Keuschheitskommission verurteilte sie nach gepflogenem Rate allesamt zum Bratspieß. Schon schwang der Geist der Rache die ungewohnten Waffen in der Hand der Dörferinnen, nicht anders als Bacchantenwut den schweren Thyrsus in der Hand der Dryaden. Der ganze Haufe stürmte einmütig auf die Heldenherberge ein, ohne die Unverletzbarkeit des Gastrechtes zu re-

ſpektieren; die wehrloſen Wichte wurden mit kräftigen Stößen und Gabelſtichen gar unſanft aus dem erquickenden Schlafe geweckt. Sie ahndeten aus dieſem unfreundlichen Morgengruße ihre Gefahr, ſtimmten große Lamenten an, kapitulierten aus dem Ofen heraus und baten flehentlich um ihr Leben. Doch die unerbittlichen Amazonen gaben kein Quartier, ſtachen und gabelten ſo behende von außen in den Mordkeller hinein, bis eine völlige Totenſtille darin herrſchte und keiner der unglücklichen Spießgeſellen mehr ein Glied regte; hierauf verwahrten ſie die Tür von außen und zogen triumphierend im Dorfe umher*.

Sechſe von der verbündeten Kameradſchaft waren bei dieſem Ofenſcharmützel wirklich auf dem Platze geblieben, dem ſiebenten, der klüger oder entſchloſſener war als die übrigen, gab die Gefahr ein ſicheres Rettungsmittel an die Hand; er nahm in Zeiten eine weiſe Retirade in die Feuermauer, ſtieg durch ſolche unbemerkt aus dem ſchauervollen Kerker, gleitete vom Dach herunter und gelangte ins Freie, lief aus allen Kräften dem nahen Gebüſche zu und wanderte ſo unter fortwährender Todesfurcht den ganzen Tag in der Irre herum bis zu Sonnenuntergang. Vor Entkräftung und Hunger ſank er unter einen Feldbaum, und nachdem die Abendkühlung ſeine Kräfte erfriſchet hatte, hob er die Augen auf und ſahe in einer kleinen Entfernung einen andächtigen Eremiten, der vor einem ſehr ſimplifizierten Kreuz, das nur mit Baumbaſt zuſammen gebunden war, ſeine Andacht verrichtete. Dieſer fromme Anblick machte ihm Mut, er nahete in einer demütigen Stellung dem ehrwürdigen Ordensmanne, kniete ſich hinter ihn, und da dieſer ſein Gebet vollendet hatte, erteilte er dem Fremdling den Segen. Wie er aber dieſen ſo bleich und entſtellt ſahe, auch aus ſeiner Kleidung urteilte, daß er ein Lanzknecht oder Schildknappe ſei, ließ er

* Glafey iſt abermals Gewährsmann dieſer Anekdote.

sich mit ihm ins Gespräch ein. Der ehrliche Schwab vertrauete ihm seinen Unstern so treuherzig, als ob er seine Beichte ansagte, ohne seine Furcht vor dem Tode zu verhehlen, denn er fürchtete immer, der Würgengel, mit der Bratspießsense bewaffnet, folge ihm auf dem Fuße nach und werde ihn noch bald gnug einholen. Den gutmütigen Einsiedler jammerte das unschuldige Schwabenblut, er bot ihm

Schutz und Obdach in seiner Wohnung an. Zwar bildete dem furchtsamen Flüchtling seine verworrene Phantasie gleich beim ersten Eintritt die düstre Grotte als einen Mordkeller ab; nicht nur dieses Felsengewölbe, sondern auch die Kapelle, die Speisekammer, der Keller des Einsiedlers, ja selbst das azurne Gewölbe des Himmels gewann in seinen Augen die Gestalt eines Backofens; es überlief ihn ein kalter Totenschauer nach dem andern. Aber der freundliche Greis sprach ihm bald wieder Mut ein, reichte ihm Wasser, die Füße zu

waſchen, tiſchte ihm gutes Brod und einige Gartenfrüchte zur Abendmahlzeit auf, labte ſeine trockne Zunge, die an dem Gaumen klebte, mit einem Becher Wein und bereitete ihm ein Nachtlager von weichem Moos. Friedbert der Schwab ſchlief auf beiden Ohren, bis ihn der fromme Benno zum Gebet weckte, worauf er beim Frühſtück aller Not und Herzeleids vergaß und nicht Worte hatte, ſeinem guten Wirt für die menſchenfreundliche Aufnahme und Pflege ſattſam zu danken.

Nach drei Tagen dünkte es ihm Zeit, förder zu ziehen; doch ſehnte er ſich aus dieſem ruhigen und ſichern Aufenthalte ſo wenig hinweg, als es einem Schiffer, der beim Sturm in einer windſichern Bucht den Anker hat fallen laſſen, lüſtet, ſich in die offne See zu wagen, ſolange noch die Winde draußen heulen und die hohlen Wellen brauſen. Benno ſeinerſeits fand an dem ehrlichen Schwaben einen ſo ſchlichten und geraden Sinn, ſoviel Treuherzigkeit und Dienſtbefliſſenheit, daß er ihn ſtets bei ſich zu behalten wünſchte. Dieſe Übereinſtimmung des Willens machte bald beide Teile des Handels einig: Friedbert nahm von dem Altvater die Tonſur, wechſelte das Soldatenkleid mit einem Eremitenrock und blieb als dienender Bruder in der Klauſe, ſeines Wohltäters zu warten, die Küche und den Garten zu beſchicken und die nach der Einſiedelei wallfahrtenden Pilger zu bedienen. Um die Zeit der Sonnenwende, wenn der Frühling von dem Sommer ſich ſcheidet und die Sonne in das Zeichen des Krebs tritt, verfehlte Benno nie, ſeinen treuen Diener auf Kundſchaft an den Weiher zu ſchicken, um zu ſehen, ob ſich Schwäne darauf blicken ließen, ihren Flug zu beobachten und die Anzahl derſelben zu bemerken. Er ſchien immer auf dieſen Bericht ſehr aufmerkſam, der Schwanenbeſuch machte ihn gutes Muts, aber wenn ſich um die gewöhnliche Zeit keine Schwäne blicken ließen, ſchüttelte der Alte den Kopf und blieb einige Tage

mißmütig und grämiſch. Der geradſinnige Schwabenkopf hatte keinen Arg daraus, forſchte entweder dieſer ſonderbaren Neugierde des Grüblers nicht weiter nach oder meinte, die Ankunft oder Abweſenheit der Schwäne ſei eine Vorbedeutung von Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Jahres.

Eines Tages, da Friedbert auf der Lauer ſtund, in der Abenddämmerung einige Schwäne über den Teich hatte hinſchweben ſehen und ſolches nach Gewohnheit dem Vater Benno anſagte, bezeiate dieſer große Freude darüber, ließ

eine leckerhafte Abendmahlzeit zurichten und Wein auftragen vollauf. Der joviaſiſche Becher äußerte bald ſeine belebenden Kräfte an beiden fröhlichen Tiſchgenoſſen. Der ehrwürdige Greis legte ſeine Ernſthaftigkeit ganz ab, wurde geſprächig und ſcherzhaft, ſchwatzte von Traubenſaft und Minneglück, daß, wer ihn gehört hätte, würde vermutet haben, der Greis von Tejos ſei wieder aufgelebt und habe ſich in einen Eremiten umgewandelt. Er ſtimmte ſogar das antike Trinklied an, das, ſeitdem Trauben gekeltert und Mädchen ſind geliebt worden, üblich geweſen iſt, und welches Vater Weiße ſeinen Zeitgenoſſen wieder ſangbar gemacht hat: „Ohne Lieb und ohne Wein, was wär unſer Leben.“ Indem er ſeinem

Pflegesohne den vollen Becher reichte und dieser redlich Bescheid tat, trat er ihn traulich mit diesen Worten an: „Mein Sohn, gib mir Antwort auf eine Frage an dein Herz, aber gebiete ihm, daß es kein Schalk sei oder dich selbst betrüge; auch bezähme deine Zunge, daß kein verlognes Wort darüber gleite: denn so du erfunden würdest, daß du trüglich redetest, würde die Lüge deine Zunge schwärzen wie der Ruß einen Topf am Feuerherde. Darum sag mir aufrichtig und sonder Trug, ist Frauenliebe je in dein Herz kommen und der süße Minnetrieb darinnen erwacht, oder schlafen noch die Gefühle zarter Leidenschaft in deiner Seele? Hast du den Honigbecher keuscher Brunst gekostet oder aus dem üppigen Kelch der Wollust getrunken? Nährst du noch vielleicht geheime Liebesflammen mit dem Hoffnungsöle, oder sind sie durch den Hauch des Wankelmuts erkaltet und erloschen, oder glimmt noch ein verborgener Funke unter der Asche der Eifersucht? Seufzet eine Dirne nach dir, die deinen Augen gefiel und dich jetzt als einen Toten beweinet oder deiner Wiederkehr ins Vaterland harret mit sehnlichem Verlangen? Schleuß mir auf die Geheimnisse deines Herzens, so soll sich das meinige gegen dich öffnen, daß ich dir kund tue, was dir lieb zu hören sein wird."

„Ehrwürdiger Vater," antwortete der truglose Schwab, „was mein Herz anbelanget, so wisset, daß es nie der Liebe Fesseln getragen hat und annoch so frei ist, als der Vogel in der Luft von den Netzen des Vogelstellers. Ich bin als ein junger Gesell unter Kaiser Alberts Fahnen gezwungen worden eine Lanze zu tragen, ehe noch das Milchhaar am Kinn sich zum männlichen Krausbarte krümmte und die Dirnen meiner achteten; denn die Gelbschnäbel, wißt ihr wohl, sind bei ihnen nicht hoch am Brette*. Zudem bin ich ein verzagter Tropf in

* In diesem Stück hat sich heutzutage der Geschmack zum Vorteil der jungen Herren, wie jedermann weiß, gar merklich geändert.

betreff der Liebe; wenn mich's auch zuweilen lüſtete, zu liebäugeln, hatt ich kein Herz, einer feinen Dirne dreuſt unter die Augen zu ſehen, und es iſt mir nie begegnet, daß mir eine mit Liebe entgegengekommen wär, um durch einen Wink oder Blick mich anzukörnen. Alſo wüßt ich nicht, daß eine weibliche Zähre um mich gefloſſen ſei, ausgenommen, die meine Mutter und Schweſtern weinten, da ich ins Heer zog." Das vernahm der Alte gern und fuhr alſo fort: „Du haſt mir nun drei Jahre lang aufgewartet, wie es einem ehrlichen Diener zuſtehet. Dafür gebührt dir ein billiger Lohn, von dem ich wünſchte, daß du ihn aus der Hand der Liebe empfingſt, wofern dir anders das Glück günſtiger iſt als mir. Wiſſe, daß mich nicht die Andacht, ſondern die Liebe aus fernen Landen hieher in dieſe Klauſe geführet hat. Vernimm meine Abenteuer und die Abenteuer des Weihers, der dort als ein Silbermeer in dieſer mondlichten Nacht vor unſern Augen hingegoſſen iſt. In meiner Jugend war ich ein kecker, mannlicher Ritter, ſeßhaft in Helvetien, aus dem Geſchlecht der Grafen von Kyburg, trieb Kurzweil und Minneſpiel und erſchlug einen Pfaffen, der mir eine feine Magd abgewonnen hatte durch Betrug, daß ſie mir untreu ward. Drauf zog ich gen Rom, Ablaß zu holen vom heiligen Vater des Totſchlags halber, der legte mir eine Buße auf, daß ich drei Kreuzzüge tun ſollte ins heilige Land, gegen die Sarazenen zu ſtreiten, mit dem Beding, daß, wenn ich nicht wieder heimkehrte, der heiligen Kirche all mein Gut ſollte verfallen ſein. Ich verdang mich auf eine der Venediger Galeeren und ſchiffte frohen Mutes davon. Aber im Joniſchen Meere blies der tückiſche Afrikanerwind in unſre Segel, das Meer türmte ſich auf, unſer Schifflein ward ein Spiel der Wellen und lief auf dem Ageer-Meer nahe bei der Inſel Naxos auf eine verborgene Klippe, daß es zu Trümmern ging. Ob ich gleich der Schwimmkunſt unkundig war, faßte mich doch mein

Schutzengel beim Schopf und hielt mich über Waſſer, daß ich das Land erreichte, wo mich die Strandbewohner freundlich aufnahmen und meiner pflegten, bis ich des eingeſchluckten Seewaſſers mich entlediget hatte. Drauf begab ich mich nach Quiſa ans Hoflager des Fürſten Zeno, eines Abkömmlings des Markus Sanuto, welchem Kaiſer Heinrich aus Schwaben die Cykladen als ein Herzogtum verliehen hatte, und wurde unter dem Namen eines welſchen Ritters wohl empfangen.

Hier ſah ich die ſchlanke Zoe, ſeine Gemahlin, von dem ſchönſten griechiſchen Ebenmaß, die Apelles würde gewählt haben, die Göttin der Liebe zu konterfeien. Ihr Anblick entzündete eine Flamme in meinem Herzen, in welcher alle andere Gedanken und Begierden mit aufloderten. Ich vergaß meiner Gelübde der Kreuzfahrt ins heilige Land, und mein Dichten und Trachten war nur darauf geſtellt, der jungen Fürſtin meine Liebe zu verſtändigen. Bei jedem Speerrennen tat ich mich hervor, denn die weichlichen Griechen kamen mir weder an Kräften noch an Behendigkeit bei. Ich unterließ nicht, durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten, die uns Männern ſo leicht das weibliche Herz gewinnen, der reizenden Zoe mich anzuſchmeicheln. Mit Sorgfalt ſpähete ich durch meine Kundſchafter, wie ſie ſich an jedem Hoffeſte kleiden würde, die Farbe ihres Gewandes war immer die meiner Feldbinde und Helmdecke. Sie liebte Sang und Saitenſpiel, auch muntere Reihentänze, tanzte ſelbſt zum Entzücken wie die Tochter der Herodias; ich überraſchte ſie oft mit einer Serenade, wenn ſie des Abends unter dem heitern griechiſchen Himmel auf der Terraſſe ihres Blumengartens am Meer luſtwandelte und die kleinen Silberwellen am Strande das freundliche Flüſtern traulicher Seelen nachahmten. Ich ließ aus Morea Tänzer-Banden kommen, ſie zu beluſtigen, und trieb nicht wenig Verkehr mit den Modehändlerinnen zu Konſtantinopel, die Erfindungen des weib-

lichen Putzes nach dem neueſten Geſchmack der Kaiſerſtadt aus der erſten Hand zu empfangen und ſie auf mancherlei Wegen zu der Dame meines Herzens gelangen zu laſſen, doch ſo, daß ſie leicht den Urheber dieſer Galanterien erraten konnte.

„Wenn du in der Liebe einige Erfahrung hätteſt, mein Sohn, ſo würdeſt du wiſſen, daß ſolche dem Anſchein nach unbedeutende Gefälligkeiten in der artigen Welt Hieroglyphen ſind, die der Unkundige für Spielwerk und Tändelei erkläret, die aber beſtimmten Sinn und Deutſamkeit ſo gut haben als Buchſtaben und Worte in der gemeinen Sprache, das heißt, ſie ſind eine Art rotwelſcher Sprache, die ihrer zwei, die ſich darauf verſtehen, im Beiſein eines dritten reden können, ohne daß dieſer weiß, ob er verraten oder verkauft iſt; die Liebenden verſtehen aber alle Worte, ohne eines Unterrichts oder einer Erklärung zu bedürfen. Dieſe meine Stummen, die ich ins Innre des Palaſtes ſchickte, ſprachen daſelbſt ſehr laut zu meinem Vorteil; ich bemerkte mit Entzücken, daß mich die ſchönen Augen der Fürſtin im Gewühl der Höflinge um ſie her zuweilen aufzuſuchen und mir viel Verbindliches zu ſagen ſchienen. Dadurch wurde ich dreuſter in meinen Anſchlägen; ich fand eine Vertraute unter ihrem Frauenzimmer, die ſich gegen die Gebühr zur Botſchafterin der Liebe dingen ließ. Es kam zu wechſelſeitigen Erklärungen, es wurden geheime Zuſammenkünfte unter vier Augen verabredet, die jedoch immer mißglückten: ein kleiner Umſtand zerſtörte jedesmal den Plan, welchen die Liebe entworfen hatte; entweder fand ich meine Prinzeſſin da nicht, wo ſie mich hinbeſchieden hatte, oder der Ort, wo ich ſie treffen ſollte, war mir unzugänglich. Dämon Eiferſucht hielt die ſchöne Griechin in ſo engem Gewahrſam, daß ich ihres Anblicks nie anders als im Angeſicht des ganzen Hofes genießen konnte. An dieſen Schwierigkeiten zerſchelleten wie an einer ehernen Mauer meine Hoffnung und

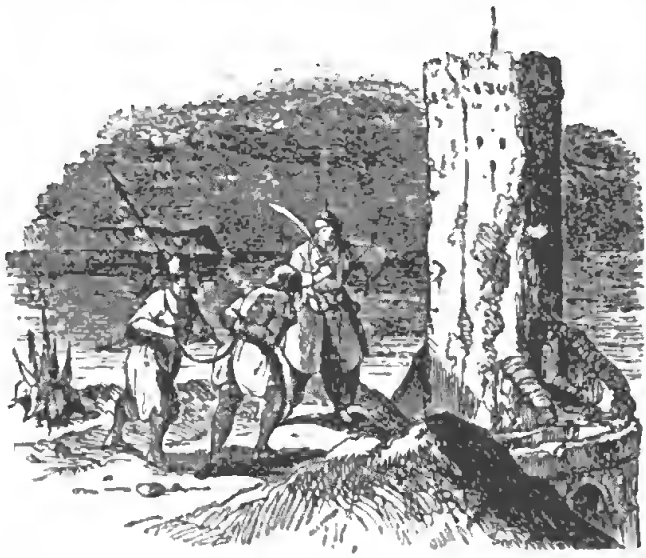
Wünſche, aber nicht die Leidenſchaft, welche als eine hungrige Wölfin immer gieriger wurde, je weniger ſie Nahrung fand. Die lodernde Flamme verzehrte das Mark in meinen Gebeinen, die Wangen erbleichten, meine Lenden verdorreten, mein Gang wurde unſtet, denn die Knie wankten wie ein leichtes Schilfrohr, das der Wind hin und her beuget. Bei all dieſem Ungemach fehlte mir ein treuer Freund, in deſſen verſchwiegenen Buſen ich meinen Kummer hätte ausſchütten können und der zum mindeſten mit täuſchender Hoffnung meinen ermatteten Geiſt wieder belebt hätte.

„Als ich nun ſo ſiech in meiner Herberge lag und mich des Lebens verziehen hatte, ließ mich der Fürſt durch ſeinen Leibarzt Theophraſt beſuchen, dem er die Sorge für meine Geneſung anbefohlen hatte. Ich reichte ihm die Hand, in Meinung, daß er den Puls prüfen wollte, er ſchüttelte ſie aber mit freundlichem Lächeln, ohne ſich um die Reizbarkeit meiner Nerven zu bekümmern, und ſprach: ‚Vermeinet nicht, edler Ritter, daß ich gekommen bin, durch Salben und Latwergen Eure Geneſung zu befördern nach Art unkundiger Ärzte, die auf den tauben Dunſt* kurieren; Eure Geſundheit iſt auf den Fittichen der Liebe entflohen, ſie kann auch nur auf denſelben zurückkehren.‘ Ich verwunderte mich baß, daß Meiſter Theophraſt ſo genauen Beſcheid um die Geheimniſſe meines Herzens wußte, als wenn er's mit dem anatomiſchen Meſſer zerlegt hätte und als ein Opferprieſter daraus wahrſagte. Alſo verhehlt' ich ihm nichts von dem, was er bereits wußte und fügte noch gar trübſelig hinzu: ‚Wie ſoll ich von der Liebe Geneſung hoffen, die mich tückiſch mit einem Bande umſchlungen hat, in welchem bereits der unauflösliche Knoten zugezogen iſt? Es bleibt mir nichts übrig, als mich in mein Schickſal zu ergeben und in der trüglichen Schlinge zu erwürgen.‘ — ‚Mit nichten,‘ verſetzte er, ‚Liebe ohne Hoffnung

* Auf gut Glück, auf Geratewohl.

iſt freilich bittrer als der Tod; aber laßt Eure Hoffnung darum nicht ſchwinden. Es begibt ſich nichts Neues unter der Sonne, was ſich aber ſchon begeben hat, das kann ſich auch wieder begeben. Der magre Tithon hatte ſich nicht träumen laſſen, daß er in dem Bette der Morgenröte ſchlafen würde, dennoch hat er ſich in den Armen der Göttin ſo abgeliebt, daß endlich ſeine ganze Korpulenz zur Schöpfung einer Heuſchrecke kaum hinreichte. Da der Hirtenknabe auf dem Berg Ida ſeinen Schafen das dürre Gras hinunterſchalmeite, ahndete er nichts davon, daß er die ſchöne Spartanerin dem ſorgloſen Menelaus entreißen und als eine Liebesbeute davonführen würde, und was war der Ritter Anchiſes mehr als ihr? Dennoch erhielt er bei der ſchönſten der Göttinnen des Himmels über den rüſtigen Kriegsgott den Preis, und der ſterbliche Krieger ſtach den unſterblichen Feldherrn bei ihr aus.' So philoſophierte mir der Arzt meinen Kummer aus dem Herzen heraus; die Worte ſeines Mundes gingen mir glatt ein, und war für mich mehr Würze und Heilkraft darin als in den Büchſen der Apotheker. Bald nach meiner Geneſung trieb ich wieder das alte Spiel, und es gewann das Anſehen, als wenn mein Glück jetzt beſſrer Laune ſei. Der Arzt Theophraſt wurde mein Buſenfreund, der Vertraute und Unterhändler meiner Liebe. Die ſchöne Zoe hinterging die Wachſamkeit ihrer Hüter, es gelang mir, die eherne Mauer der vormaligen Schwierigkeiten ohne Schwierigkeit zu überſpringen, und ich fand die ſo lang gewünſchte Gelegenheit, ſie unter vier Augen zu ſprechen in der Jasminlaube ihres Luſtgartens. Das Entzücken, welches ich fühlte, dem Ziele meiner Wünſche ſo nahe zu ſein, goß eine Wonne in meine Seele, die über alle ſterblichen Empfindungen hinausreicht. Ich ſtürzte ganz von Liebe begeiſtert zu ihren Füßen und ergriff ihre ſchwanenweiße Hand, die ich mit ſtummer Inbrunſt an die Lippen drückte, indem ich meinen Geiſt

ſammlete, ihr das Geſtändnis der Liebe zu tun. Aber der ſchlaue Dynaſt hatte alle meine Schritte beobachtet, brütete ſchon lange Zeit über einem Baſilisken-Ei und ließ mich in die Falle eingehen, die er mit Hinterliſt mir zubereitet hatte. Eine Schar von der Leibwache des Fürſten drang aus einem Hinterhalte hervor und riß mich gewaltſam aus den Armen der ſchönen Zoe, die ſie mit ängſtlicher Bewegung ausbreitete, mich in Schutz zu nehmen. Doch das Schrecken des fürchterlichen Überfalls bemächtigte ſich ihrer Sinnen bei dem Ge-



klirr der Waffen, ihre Lebensgeiſter ſchwanden dahin, die Roſen ihrer Wangen erbleichten, und ſie ſank mit einem ſtöhnenden Seufzer ohnmächtig auf einen Sofa zurück.

„Ringsum mit dem Meere umfloſſen liegt auf einem ſteilen Felſen ein feſter Turm, von der Inſel nur einen Steinwurf entfernt und allein durch eine mit Wache beſetzte Zugbrücke zugänglich. Im heidniſchen Zeitalter hatte hier die Freude gewohnt: dieſe Ruine war vormals ein berühmter Tempel geweſen, wo der Freudengeber Bacchus verehrt wurde*. Dieſen heidniſchen Greuel hatte die chriſtliche Liebe

* Nach Tourneforts Zeugnis iſt das Tor des Tempels noch zu ſehen, wie auch die Kanäle, wodurch der Wein in gewiſſe Behältniſſe pflegte gebracht zu werden.

in einen Hungerturm verwandelt, wo Heulen und Zähnklappen innen wohnte. Die unglücklichen Schlachtopfer der Despotenwut fanden hier den unvermeidlichen Untergang. Ich wurde gezwungen, in dieses schändliche Verließ auf einer endlosen Leiter hinabzusteigen, welche, sobald mein Fuß den Abgrund berührt hatte, wieder zurückgenommen wurde. Agyptische Finsternis herrschte in dem tiefen Mordkeller, und leichenhafter Geruch umnebelte meine Sinnen. Ich wurde bald inne, daß ich mich am Eingange des Reichs der Toten befand, denn ich strauchelte bald an einem Beingerippe, bald an einem halbverweseten Körper, da ich mir einen Platz zu meinem Sterbelager aussuchte. Voll Verzweiflung bettete ich mich auf das harte Steinpflaster und rief den Tod, daß er mich bald von den Qualen des Lebens befreien möchte; er schickte aber diesmal seinen Bruder, den Schlaf, der mich eine Zeitlang meines Elends vergessen machte. Beim Erwachen sah ich zu meiner Verwunderung eine Hellung in der Höhle, und als ich umschauete, was es sei, erblickte ich eine brennende Ampel in der Mitte der Totenkammer, auf einem Henkelkorbe, der von oben an einer Schnur schien herabgelassen zu sein. Ich untersuchte, was darinnen sei und fand ihn mit allerlei Eßwaren, nebst einigen Flaschen Chieerwein beladen und einem Ölkrug, das Licht zu unterhalten. Ob mir nun gleich die Lampe alle Schrecknisse des schaudervollen Kerkers versichtbarte, so bekämpfte doch die Empfindung des Hungers bald die des Ekels; ich schob flugs einige Beingerippe zusammen und bereitete mir daraus einen Tisch und Sessel, setzte mich zum Korbe und tat eine Mahlzeit, wie ein Totengräber, der vor dem Frühstück ein Grab ausgeworfen hat.

„Nach einigen Tagen, wie mich bedünkte, denn die Zeit hatte in dem unterirdischen Käfig bleierne Flügel, vernahm ich über mir ein Getöse, die Leiter mit den zahllosen Sprossen

rollte herab, ich ſah einen Mann daran heruntergleiten, den ich entweder für einen Unglückskameraden oder für einen Schergen hielt. Meine Freude war meiner Verwunderung gleich, da ich den Arzt Theophraſt erkannte, deſſen Stimme mir in der Totengruft ſo lieblich in die Ohren tönte als der Schall der letzten Poſaune, welcher die Toten aus den Gräbern hervorrufen wird. Freund Theophraſt umarmte mich herzig und tat mir die Abſicht ſeiner Botſchaft kund, indem er mir gebot, ihm zu folgen. Er ſprach ganz lakoniſch und verweilte unten nicht lange, weil ihm die mephitiſche Luft in dem Höllenſchlunde nicht behagen mochte. Vermutlich war ich der erſte, deſſen Fußtapfen aus der Höhle des Löwen rückwärts gingen. Unter der Geleitſchaft meines guten Engels gelangte ich in ſeiner Wohnung an, wo er mir das Geheimnis meiner wunderbaren Befreiung eröffnete. ‚Dankt Eurem Schickſal und der Macht der Liebe,‘ ſprach er, ‚daß Ihr diesmal dem ſchmählichen Hungertode entronnen ſeid. Fliehet eilig aus dem Zauberkreiſe der Cykladen, ehe Euch der Ausgang aus dieſem gefahrvollen Labyrinth auf ewig verſchloſſen wird. Ein eiferſüchtiger Fürſt iſt mehr denn Argus und Briareus; er hat hundert Augen, Euch zu beobachten, und hundert Hände, Euch zu greifen. Zeno iſt der verliebteſte Ehemann, aber der rachgierigſte Feind; in ſeinen Adern fließt Tigerblut, doch die Feſſeln der Liebe feſſeln ſeinen wütigen Sinn, darum rächt er Amors Schalkheiten ſtreng an den Paladins der ſchönen Zoe und nie an ihr. Euer Los würde das nämliche Eurer Vorgänger im Turm geweſen ſein, wenn ſie nicht für Euch mehr empfunden hätte als für alle übrigen, die für ſie ausgelitten und ausgehungert haben. Sie erbot ſich, ihre Unſchuld und Eure Tugend durch die Feuerprobe zu erhärten und verlangte dreuſt Eure Befreiung aus dem Mordkeller. Wie ihr aber der Fürſt dieſe ziemliche Bitte auf eine ſchnöde Art verſagte, ging ſie mit trauriger Gebärde

von ihm und gelobte ſich mit einem teuren Eide, von Stund an keine Speiſe mehr anzurühren, um mit Euch, Herr Ritter, gleiches Todes zu ſterben. Das ließ ſich der hartherzige Gemahl wenig anfechten und zog auf die Jagd; ſie nutzte ſeine Abweſenheit, die Turmwache zu beſtechen und Euch mit Speiſe nach Notdurft verſorgen zu laſſen, ob ſie gleich ſelbſt, ihrer Gelübde getreu, ſich aller Nahrung enthielt. Nach drei Tagen wurde dem Fürſten angeſagt, daß die lederfarbene Bleichſucht an den Roſenwangen ſeiner Gemahlin zehre und die Fackel des Lebens in ihren himmliſchen Augen zu erlöſchen beginne. Das bekümmerte ihn in der Seele, er flog reumütig zu ihren Füßen und beſchwor ſie, von dem Entſchluſſe abzuſtehen, ihre Schönheit zu vernichten und aus der Welt zu ſcheiden. Er gewährte ihr die Bitte um Euer Leben, doch mit dem Beding, daß Ihr aus Naxos auswandern ſollt wie Vater Adam aus dem Paradies, ohne jemals die Rückkehr zu verſuchen. Der Fürſt befahl mir die Geſundheitspflege der ſchönen Zoe und ſie die Sorge für Eure Befreiung an. Alſo rüſtet Euch zum ſchleunigen Abzuge; es liegt ein Schiff bereit nach dem Hellespont, das Euch ſicher ans feſte Land bringen wird.‘

„Als er ſeine Rede geendet hatte, umhalſte ich den biedern Arzt und dankte ihm meine Errettung mit freundlichen Worten. Aber der Abſchied von Naxos lag mir gleichwohl ſchwer auf dem Herzen. Die Reize der ſchönen Zoe hatten mich alſo bezaubert, daß es mir leichter ſchien, aus dem Leben als von ihr zu ſcheiden. ‚Freund,‘ ſprach ich, ‚Eure letzten Worte ſind mir eine Botſchaft des Todes. Habt Ihr mich nicht ſelbſt belehrt, Liebe ohne Hoffnung ſei bittrer als der Tod? Hättet Ihr mich immer in dem Hungerturme verſchmachten laſſen, ſo wär ich dieſes elenden Lebens quitt, das mir zur Qual wird, wenn ich meine Buhlſchaft auf ewig meiden ſoll. Laßt mich eines ehrlichen und ritterlichen Todes ſterben. Sagt dem

Fürſten unverhohlen, daß ich die ſchöne Zoe zur Dame meines Herzens auserkoren habe und bereit bin, das durch einen ritterlichen Kampf auf Tod und Leben zu erhärten. Und dieweil ich ſie doch nimmer zur Beute erlangen kann, will ich um ſie gegen ſeine Ritterſchaft kämpfen, bis ich erliege unter dem Waffenkampf, damit ſie mir im Verborgnen ein mildes Zährlein weine.' Freund Theophraſt ſchüttelte ſein ehrwürdiges Haupt und lächelte mich an, wie ein Arzt den Kranken anlächelt, dem die Fieberhitze das Hirn verwirrt. ‚Euer Beginnen iſt Torheit,' erwiderte er, ‚ein wackrer Rittersmann muß nicht kämpfen, um überwunden zu werden, ſondern obzuſiegen und Lob und Ehre dadurch zu erringen. Überdem dünkt mich, werde der Fürſt Eure angebotene Fehde nicht nach den Geſetzen der Ritterſchaft, ſondern der Eiferſucht richten und Euch ohne Zeitverluſt wieder nach dem Vorhof des Orkus ſchicken. Dieweil aber Liebe mächtiger iſt als der Tod und ich vermerke, daß Eure Leidenſchaft über die Vernunft ſiege, weshalb nichts von der ſchönen Zoe Euch abwendig machen kann: will ich einen Tropfen von dem Lebenstau der Hoffnung abermal in Euer Herz träufeln, der Euch zwar nicht heilen, aber doch erquicken wird. Vernehmet ein Geheimnis, das nur wenig Weltweiſen offenbar iſt und welches mir nicht Lohn noch Gewinn entreißen würde, wo nicht Freundſchaft und Mitleid mit Eurem Zuſtande das Siegel der Verſchwiegenheit löſete. Die von Euch angebetete Zoe ſtammt, wie mehrere unſerer griechiſchen und andere Schönheiten aus allerlei Nationen, von der Sippſchaft der Fayen ab und nur zur Halbſcheid aus ſterblichem Geblüt. Die alten Volksſagen von einem Göttergeſchlecht, das ehemals in Griechenland hauſete, iſt kein Traum der Phantaſei, obwohl die Poeten viel Fabelei und Lügen dreingemengt haben, daß Wahrheit und Irrtum nun ſchwerer voneinander zu ſcheiden iſt als reines Silber, wenn es ſich mit dem Spiesglas ver-

ſchlackt hat; gleichwohl iſt das Silber in der Schlacke enthalten und dem Verſtändigen kennbar. Die Götterproſapie iſt nichts anders als eine Gattung ätheriſcher Luftgeiſter, welche die obern Regionen der Atmoſphäre, das iſt den Olymp, bewohnen; ſie ſind das nächſte Glied in der ausgeſpannten Kette der Geſchöpfe aufwärts, das ſich an die Menſchheit anſchlingt. Sie lebten mit den Menſchen vormals in traulicher Einigung und ſichtbarer Gemeinſchaft, gatteten ſich mit den Adamskindern, und ihre Nachkommenſchaft hat ſich noch bis auf dieſen Tag in der Unterwelt erhalten. Der ſchalkhafte Schwan, der die unbeſorgte Leda im einſamen Bade berückte und hinterher den idealiſchen Donnerer ſpielte, war nichts anders als ein ſolcher Genius, welcher ſeine weibliche Nachkommenſchaft mit der Gabe ausgeſteuret hat, unter gewiſſen Umſtänden und zu gewiſſen Abſichten die Schwanengeſtalt ihres Ahnherrn nachzuahmen. Aus dem Schoße unſrer mütterlichen Erde quillen in den drei bekannten Weltteilen* drei Brünnlein hervor, welche den Luftgeiſtern dienen, ſich darinnen abzukühlen, zugleich iſt ihnen die Eigenſchaft verliehen, den reizenden Bewohnerinnen der obern Regionen, die wir unter dem Namen der Fayen kennen und welche die Vorwelt als Göttinnen des Himmels ehrte, ihre jugendliche Geſtalt und Schönheit zu erhalten. Eben dieſe Kraft und Wirkung äußern dieſe Quellen an allen ſterblichen Schönen, die ihre Abkunft von einem Genius oder einer Faye herleiten können, wenn ſie jährlich einmal zur Zeit der Sonnenwende darinne baden. Weil jedoch dieſe Brünnlein in fernen Landen anzutreffen ſind und nur dem Zweige der Abkömmlinge aus dem Fayenadel, der aus dem Schwanengeſchlecht der Mutter Leda ſproßt, Schwingen zum Flug verliehen ſind, ſo können ſich wenige ihres Erbgutes erfreuen, und die mehreſten welken

* Zur Zeit, da Vater Benno lebte, kannte man nur die drei Teile der alten Welt, der vierte war noch nicht entdeckt.

nach dem gemeinen Los der Adamstöchter als ſterbliche Blumen dahin.

„„So wunderbar es Euch auch vorkommen mag, edler Ritter, ſo gewiß iſt es, daß die Geſchlechtstafel der ſchönen Zoe bis zu den Eiern der Leda hinaufgehet. Der ſicherſte Beweis davon iſt, daß ſie alle Jahr einmal zum Schwane wird oder, wie ſie zu reden pflegt, ihr Schwanenkleid anlegt; denn Ledens Töchter machen nicht wie die übrigen Menſchenkinder nackend ihren Eintritt in die Welt, ſondern bedecken ihren zarten Leib mit einem luftigen Gewande, aus verdichteten Lichtſtrahlen des Äthers gewebt, welches ſich nach dem Maße ihres Wachstums ausdehnet und nicht nur alle Eigenſchaften der reinſten Feuerluft beſitzt, die irdiſche Körperſchwere zu überwinden und mit leichtem Flug bis an die Wolken zu erheben, ſondern auch noch überdies der Beſitzerin die Schwanengeſtalt mitteilt, ſolange ſie damit bekleidet iſt. Die jährliche Reiſe ins Schönheitsbad erfordert eine Zeit von neun Tagen, und wenn dieſe Wallfahrt nicht verhindert oder unterlaſſen wird, ſo gewähret ſie der weiblichen Eitelkeit den ſonſt unerreichbaren Lieblingswunſch des immerwährenden Genuſſes der Schönheit und Jugend.

„„Verdreußt es Euch nun nicht, den fernen Weg zu ziehen und Euch an einem dieſer wunderbaren Brunnen zu lagern, um der ſchönen Zoe das Geſtändnis der Liebe zu tun, das ſie auf Naxos ſchwerlich von Euch anhören würde, ſo will ich Euch anzeigen, wo Ihr dieſelben zu ſuchen habt. Die erſte dieſer Brunnquellen iſt gelegen im Reich Habiſſinia, tief in Afrika, und beſteht aus den berühmten Quellen des Nilfluſſes; die zwote iſt ein grundloſer Waſſerpfuhl am Fuße des Gebürges Ararat in Aſia, welcher die Waſſerflut des Weinerfinders in ſich verſchlungen hat, und die dritte quillt in Europa im Reich Germania, da, wo die Wurzel der Sudeten gegen Weſten ins ebenere Land ausläuft; ſie ſammlet ihr Gewäſſer in

einem Weiher, welcher in einem anmutigen Tale liegt, von des Landes Eingebornen das Schwanenfeld genannt. Dieſen Weiher pflegt Zoe am öfterſten zu beſuchen, denn er iſt ihr am nächſten gelegen. Es wird Euch auch nicht ſchwer fallen, die magiſchen Schwäne von den natürlichen durch eine Federkrone auf dem Haupte zu unterſcheiden. Wenn Ihr nun auf der Lauer ſtehet in der frühen Morgenſtunde, ehe die Strahlen der aufgehenden Sonne das Waſſer berühren, oder des Abends, ſo ſie eben zur Rüſte gegangen iſt und ihr erbleichendes Licht den weſtlichen Himmel noch rötet, ſo habt wohl Acht, ob Schwäne ziehen. Wenn Ihr wahrnehmet, daß ſie ſich aufs Waſſer oder in den Schilf herablaſſen, ſo werdet Ihr bald darauf im Weiher anſtatt der Schwäne badende Nymphen erblicken, und Euer Scharfblick wird Euch leicht entdecken, ob Eure Geliebte dabei ſei oder ob ſie ſich nicht in der Geſellſchaft ihrer Baſen befindet. Iſt Euch das Glück günſtig, ſie Euch entgegen zu führen, ſo zaudert nicht, ihres Schleiers und der Krone, die Ihr am Ufer finden werdet, Euch zu bemächtigen, dadurch kommt ſie in Eure Gewalt und kann ohne dieſes Flügelkleid nicht mehr entfliehen. Was Ihr dann ferner zu tun habt, wird Euch die Liebe eingeben.‘

„Freund Theophraſt ſchwieg, und ich verwunderte mich höchlich über ſeine Rede, wußte nicht, ob ich ſeinen Worten Glauben geben oder ihn Lügen ſtrafen ſollte, daß er mich durch ein Märchen äffen wollte. Er beteuerte mir aber mit einem hohen Eidſchwur und einer zuverſichtlichen truglosen Miene, die mir glaubwürdiger ſchien als ein körperlicher Eid, daß ſich die Sache in der Tat alſo verhalte. Nachdem ich eine Zeitlang geſchwiegen hatte, ſprach ich mit vollem Vertrauen auf ſeine Worte: ‚Wohlan, Freund, geleitet mich alsbald auf das Schiff, ich will das Abenteuer beſtehen, davon Ihr mir ſaget, will die Welt durchkreuzen wie der ewig laufende Jud, bis ich gelange zu einem der Brünnlein, an welchem ich das

Ziel meiner Wünſche zu finden vermeine.' Drauf ſchiffte ich durch den Hellespont gen Konſtantinopel, nahm daſelbſt ein Pilgerkleid und zog in Geſellſchaft einiger wallfahrtenden Brüder, die aus dem heiligen Lande zurückkamen, ſo ſchier ich immer konnte den Sudeten zu, in welchen ich lange Zeit herumirrete, bis mir der ſehnlich geſuchte Schwanenteich verkundſchaftet wurde. In deſſen Angeſicht erbauete ich unter der heuchleriſchen Hülle der Andacht dieſe Einſiedelei, die bald von frommen Seelen beſucht wurde, weil jedermann mich für einen Heiligen hielt und himmliſchen Troſt von mir begehrte, der ich inwendig doch nur fleiſchliche Gefühle hegte; denn meine Gedanken und Begierden trachteten mit Ungeſtüm nach dem Anblick der geliebten Schwanengeſtalt.

„Bald nachher, als ich mich hier wohnhaft niedergelaſſen hatte, errichtete ich dort jene Schilfhütte, daraus im Verborgenen zu beſtimmter Zeit nach den Badegäſten zu gloſten und wurde inne, daß mich der Arzt Theophraſt nicht mit Lügen berichtet hatte. Um die Zeit der ſömmerlichen Sonnenwende ſah ich bald mehr, bald weniger Schwäne auf dem Weiher anlangen, die zum Teil ihre natürliche Geſtalt behielten, teils, wenn ſie das Waſſer berührten, in liebliche Dirnen ſich umgeſtalteten; doch meine Geliebte konnt ich darunter nicht anſichtig werden. Drei Sommer harrete ich vergebens unter ungeduldiger Hoffnung aus, die mich täuſchte. Der vierte kam, ich ſpekulierte fleißig aus meinem Hinterhalt hervor, hörte eines Tages in der Morgendämmerung Fittiche über mir rauſchen und erblickte bald darauf badende Nymphen im Weiher, welche mit großer Unbefangenheit im Waſſer ſcherzten, ohne zu wähnen, daß ſie von den Augen eines Spähers belauſcht würden. Indem der Tag begann, ſah ich mit Entzücken die Geſtalt der ſchönen Zoe mir vorſchweben; das Herz ſchlug laut in meiner Bruſt, aber der Taumel der Leidenſchaft bemächtigte ſich meiner ganzen Seele alſo, daß ich Freund

Theophraſts guter Lehren ganz darüber vergaß. Anſtatt des Beſitzes der reizenden Buhlſchaft durch das ſichere Unterpfand ihres Flugſchleiers mich zu verſichern, trieb mich die ungeſtüme Freude aus der Rohrwarte hervor, ich erhob meine Stimme laut und rief: ‚Zoe von Naxos, Leben meiner Seele, erkennet den welſchen Ritter in mir, weiland Euren getreuen Paladin, an welchen die Liebe Euer Geheimnis verraten und ihn angetrieben hat, Eurer hier zu harren am Schönheitsquell!‘ Die verſchämte Badegeſellſchaft befiel groß Schrecken bei dieſer Überraſchung, ſie erhoben lautes Geſchrei, ſchöpften mit der hohlen Hand des Waſſers aus dem Weiher und goſſen mir einen Platzregen entgegen, gleichſam meine verwegenen Augen damit zu blenden. Ich aber befahrte mich eines ärgern von dieſem Benehmen, dachte an Aktäons Schickſal und wich etwas ſcheu zurück, indes ſchlüpften ſie in das Schilfrohr und verbargen ſich. Kurz drauf ſah ich ſieben Schwäne auffliegen, die ſich hoch in die Luft emporſchwangen und meinen Augen entſchwanden. Nun bedacht ich mein törichtes Beginnen, gebärdete mich als ein Unſinniger, zerriß mein Kleid, raufte mir die Haare aus, zerzauſte den Bart und jammerte ſehr, bis ſich mein wütiger Sinn verkühlt hatte und in ermattender Schwermut ſich verlor. Ich ſchlich tiefſinnig zurück nach meiner Klauſe und nahm den Weg über den Platz, wo der Schilfhütte gegenüber die Schwäne ſich aufgeſchwungen hatten. Da fand ich den Morgentau vom Graſe abgeſtreift und einen Fußtapfen im feuchten Sande, der mir Zoens niedlichen Fuß abzubilden ſchien, dabei lag ein Päcktlein zuſammengewickelt, welches ich behend ergriff. Als ich's voneinander ſchlug, wars ein weiblicher Handſchuh von feiner weißer Seide, der ſich an keine andre als an Zoens zarte Hand paſſen konnte, daraus fiel ein Fingerreif hervor, mit einem hellfunkelnden Rubin geſchmückt, der als ein Herz geſtaltet war. Von dieſem, allem Anſchein nach abſichtlichen

Hinterlaß machte ich mir die günstigste Erklärung; ich vermutete, Zoe habe mit diesem Geschenke sagen wollen, sie hinterlasse mir ihr Herz, sie sei nicht unempfindlich gegen mich, und ob sie gleich itzt Wohlstands halber von ihrer Gesellschaft sich nicht habe trennen dürfen, so werde sie doch bald möglichst ohne Geleitschaft zum Schwanenteich zurückkehren, um meine Wünsche zu erhören.

„Mit diesem Gedanken tröstete ich mich ein, zwei und mehrere Jahre, harrete, ohne daß meine Geduld ermüdete, des so sehnlich gewünschten Schwanenbesuchs; aber sie waren durch meine Unbedachtsamkeit gleichsam vom Weiher weggebannt. In der Folge fanden sich doch einige wieder ein, dadurch lebte meine Hoffnung von neuem auf, ich belauschte sie fleißig und genoß zuweilen des Anblicks himmlischer Gestalten, ohne daß sie auf meine Sinnlichkeit einigen Eindruck machten: denn ich hatte keine Augen als für die reizende Zoe allein, die ich doch nie wieder erblickte. Indessen bewahre ich den Ring in meinem Schatzkästlein als eine Reliquie und das Andenken der zarten Buhlschaft in meinem Herzen als ein Heiligtum. An dem Platz, wo ich den Fund tat, pflanzt ich einen Rosenstrauch und viel Liebstöckel, auch Mannstreu und Vergißmeinnicht rings umher. Unter der täuschenden Hoffnung der Wiederkehr meiner Herzgeliebten hat die Zeit meinen Rücken gekrümmt und tiefe Furchen über die Stirn gezogen. Gleichwohl vergnügt mich die Ankunft der Schwäne noch immer auf diesem Weiher, indem sie mich an das Abenteuer meiner Jugend und an den angenehmsten Traum meines Lebens erinnert. Wenn ich nun am Rande meiner irdischen Wallfahrt einen ernsten Blick auf die Vergangenheit werfe, merk ich zwar mit einem gewissen Mißbehagen, daß ich mein Leben verschleudert habe wie ein reicher Prasser sein Erbgut, ohne Frucht und Genuß; es ist dahin geschwunden wie ein Traumgesicht in einer langen Winternacht, davon sich die

Phantaſie nicht los:winden kann, und das beim Erwachen mehr körperliche Ermattung als Erquickung hinterläßt. Doch tröſt ich mich mit der Erfahrung, daß es das gewöhnliche Los der Sterblichen iſt, ihr Leben zu verträumen, einer Phantaſie, einer leeren Grille den beſten Teil desſelben aufzuopfern und ihre ganze Tätigkeit darauf zu ſteuren. Alle Schwärmerei und Herzenspoeterei, ſie ſei aufs Irdiſche oder Himmliſche geſtellt, iſt eitel Tand und Torheit, und eine fromme Grille iſt keinen Deut mehr wert als eine verliebte. Alle in ſich gekehrte Menſchen, ſie ſeien in Klauſen oder Zellen eingeſperrt, wenn ſie auch für Heilige gelten, oder ſie mögen in Wäldern und Feldern herumirren, in den Mond ſchauen, ausgezupfte Blumen und Grashalmen trübſinnig in einen vorbeirauſchenden Fluß werfen und als Märtyrer einer Leidenſchaft unter dem Namen der Dulder und Dulderinnen den Felſen und Waſſerbächen oder dem traulichen Monde ihre Elegien vorſeufzen, ſind unſinnige Träumer. Denn der Kontemplationsgeiſt, er ſei von welcher Art und Natur er wolle, wenn er nicht hinter dem Ackerpfluge herwandelt oder mit der Hippe und dem Spaten ſich vereinbart, iſt das elendeſte Poſſenſpiel des menſchlichen Lebens. Daß ich junge Fruchtbäume geimpft, Traubengeländer angepflanzt und Zuckermelonen gebaut habe, manchen ermatteten Wanderer damit zu erquicken, iſt traun ein verdienſtlicher Werk geweſen als alles Faſten und Beten und die Bußübungen, die meine Andacht in Ruf brachten; iſt auch mehr wert als der Roman meines Lebens. Darum," fuhr Vater Benno gegen ſeinen lieben Getreuen, den horchſamen Friedbert, fort, „darum will ich nicht, daß du als ein rüſtiger Jüngling dein Leben in dieſer Einöde verträumen ſollſt. Die kurze Zeit, die mir übrig iſt, magſt du noch bei mir ausharren; aber wenn du mir den letzten Dienſt erwieſen und meine Gebeine in das Grab gelegt haſt, das ich mir vor langen Jahren aus Gleiß-

nerei unter jenem Sandfelsen aushöhlte, sollst du in die Welt zurückkehren und als ein tätiger Mann im Schweiß deines Angesichtes dein Brod gewinnen, für eine liebevolle Gattin und das aufblühende Geschlecht deiner Söhne und Töchter um deinen Tisch her. Der Raub der Sabinerinnen ist ehemals den Römern zu gutem Glück gediehen, willst du, so magst du den Versuch machen, ob dir das Glück wohlwill, ein Liebchen aus dem Fayengeschlecht hier an diesem Weiher zu erhaschen, die, wenn sie die Liebe bezähmet, gern bei dir wohnen wird. Wofern aber eine frühere Flamme ihr Herz ergriffen hätte, daß sie dich nicht liebgewinnen möchte, so laß den Schmetterling davon fliegen, daß dich nicht ein Satansengel in freudenloser Ehe quäle."

Der Morgen dämmerte bereits am stillen Horizont herauf, da der gesprächsame Greis seine wunderbare Geschichte mit dieser Nutzanwendung beschloß und sich auf sein Lager streckte, von dürrem Laube zubereitet, der so lang entbehrten Ruhe zu pflegen. Doch in Friedberts Hirn schwammen eine Menge Ideen so bunt und kraus durcheinander, daß ihm kein Schlaf in die Augen kam. Er setzte sich außen vor den Eingang der Einsiedelei, blickte der aufgehenden Sonne entgegen und sahe jede über seinem Haupte schwirrende Schwalbe für einen Schwan an, auf den er Jagd zu machen entschlossen war. Nach einigen Mondenwechseln schlummerte Vater Benno ins ruhige Grab hinüber und wurde von seinem Pflegling zur Erde bestattet, unter großer Wehklage aller frommen Seelen im Erzgebürge, die den Verlust ihres himmlischen Anwalts herzlich betrauerten und nach seinem Grabe wallfahrteten, welches dem Erben des Abgeschiedenen guten Erwerb brachte. Die fromme Einfalt der Leidtragenden begehrte aus dem Nachlaß des heiligen Mannes Reliquien, der Erbnehmer unterließ auch nicht, gegen klingende Münze sie damit zu versorgen; er zerstückte einen alten Eremitenrock und spendete

davon allen, die den heiligen Trödelmarkt beſuchten, kleine Fragmente aus. Wie er ſahe, daß der Handel gut vonſtatten ging, erwachte in ihm der Kaufmannsgeiſt, er ſpekulierte noch auf einen andern Artikel, der nicht minder ergiebig war, zerſplitterte den weißdornen Stab ſeines Meiſters in dünne Späne, die fürs Zahnweh helfen ſollten, wenn ſie als Zahnſtocher gebraucht würden, und weil's ihm nicht an Materialien dazu gebrach, würde er die ganze Chriſtenheit mit wundertätigen Zahnſtochern verlegt haben, wenn er Abnehmer gefunden hätte. Mit der Zeit verminderte ſich der Zulauf, und die Einſiedlerwohnung wurde nun eine wahre Einſiedelei. Deſto beſſer für den Beſitzer derſelben, der nun ſeinen romantiſchen Ideen ganz ungeſtört nachhangen konnte. Er ſahe mit Vergnügen, wie die wachſenden Tage die Nächte zuſammendrängten und die Sonne ſich ſeinem Scheitel nahete. Er ging um die Zeit der Sonnenwende fleißig auf die Teichſchau, verſteckte ſich in der Morgen- und Abendſtunde in die lauerſame Schilfhütte und machte am Vorabend St. Albani die ſo ſehnlich gewünſchte Entdeckung. Drei Schwäne kamen gezogen von Süden her mit majeſtätiſchem Schwunge, umkreiſeten dreimal den Weiher hoch in der Luft, gleichſam um zu ſchauen, ob alles ſicher ſei; ſie ſenkten ſich allmählich in den Schilf herab und bald darauf gingen drei liebliche Dirnen daraus hervor, die ſich wie die Huldgöttinnen ſanft umſchlungen hatten und die herrlichſte Gruppe bildeten, die je einem ſterblichen Auge vorgeſchwebt hat. Sie ſcherzten und wogeten ſich auf den kryſtallenen Fluten, koſeten miteinander in guter Ruhe und ließen aus ihrem melodiſchen Munde ein frohes Lied ertönen. Der Laurer ſtund da in ſüßes Entzücken verſchwebt, ohne Bewegung wie eine Marmorſäule, und es fehlte wenig, ſo hätte er den günſtigen Augenblick, eine Beute zu erhaſchen, ungenutzt verloren. Zum Glück ermannete ſich noch ſeine Beſinnungskraft und riß ihn gerade zur rechten

Zeit aus der zaubervollen Ekſtaſe. Er ſputete ſich, ſeinen Standort zu verlaſſen, ſchlich ſich unbemerkt durch das Geſträuche an den Platz, wo die Schwanengeſellſchaft ihre ätheriſche Garderobe am Strande verwahret hatte. Er fand drei jungfräuliche Schleier ins Gras gebreitet, von einem unbekannten Gewebe, feiner als Spinnwebe und weißer als friſch-

gefallener Schnee. Der obere Zipfel derſelben war durch eine kleine goldene Krone gezogen und oberhalb in Buffen zuſammengefaltet, daß ſie gleichſam einen Federbuſch bildeten. Daneben lagen noch Unterkleider aus ſtärkerm Stoff, meergrün und leibfarben, dem Anſchein nach von perſiſcher Seide. Mit gieriger Hand ergriff der kecke Räuber den erſten beſten Schleier und eilte freudenvoll mit dieſer Beute ſeiner Wohnung zu, voll ungeduldiger Erwartung, was ihm ſein Glück für ein Los würde beſchert haben.

Sobald er seinen Schatz einer eisernen Truhe anvertrauet hatte, setzte er sich außen vor den Eingang der Felsengrotte auf eine Rasenbank, wie ein römischer Augur den Vogelflug zu beobachten und daraus sein Schicksal sich zu prophezeien. Der Abendstern fing eben an zu funkeln, und gleich nachher erhoben sich zwei Schwäne mit scheuem Flug empor und eilten davon wie von einem Raubtier aufgescheucht. Da fings an, in seinem Herzen zu arbeiten, die Freude hüpfte in jeder Ader, zückte und ruckte an jeder Senne. Die Neubegier trieb ihn nach dem Weiher, die Besonnenheit führte ihn in die Grotte zurück. Nach langem Kampfe behielt die Überlegung, welches bei der Liebe ein seltener Fall ist, endlich die Oberhand. Der schlaue Wicht meinte, es sei ratsam und der Sache förderlich, den Schalk zu verbergen, und wenigstens immer klüger, den Heuchler, als den Räuber zu spielen. Er zündete flugs seine Lampe an, deren Schimmer, wie er mit Wahrscheinlichkeit vermutete, den schönen Nachtvogel herbeilocken würde, nahm seinen Rosenkranz zur Hand, setzte sich in die Positur eines Andächtlers und ließ ein Korn vom Paternoster nach dem andern durch die Finger fallen, dabei horchte er scharf auf, ob sich von außen was regen würde.

Der Fund glückte, er hörte ein leises Geräusch gleich einem schüchternen Fußtritt im Sande, der sich zu verraten scheut. Der schalkhafte Klausner verdoppelte seine scheinbare Andacht, da er bemerkte, daß er beobachtet wurde, endigte doch solche bald hernach, erhob sich von dem Betschemel und blickte seitwärts um. Da stund sie da, die schöne Gefangene, im reinsten weiblichen Harm, mit dem Ausdruck der höchsten Schmerzensgefühle und sanftverschämter stiller Schöne. Bei diesem Anblick schmolz dem empfindsamen Friedbert das Herz in süßer Zärtlichkeit dahin wie ein Tropfen Wachs von der Flamme der Kerze. Der Ausdruck ihres Kummers war so unnachahmlich schön, daß ihn keine unsrer romantischen

Dulderinnen würde nachzukünsteln wissen. Sie eröffnete ihren holdseligen Mund mit ängstlich bittender Gebärde, der jugendliche Eremit vernahm eine melodische Stimme, die seinem Ohr schmeichelte, ohne ein Wort von ihrer Rede zu verstehn, denn die Sprache der Jungfrau war ihm fremd. Indessen erriet er leicht den Inhalt der Worte, die wahrscheinlich eine ängstliche Bitte um die Zurückgabe des geraubten Schleiers enthielten. Allein der Schalk mißverstand mit Vorbedacht ihre Gebärde und bemühte sich nur, ihr begreiflich zu machen, sie habe für ihre Tugend in diesem frommen Zufluchtsorte nichts zu fürchten. Er zeigte ihr in einer abgesonderten Felsenkammer ein reinlich zubereitetes Nachtlager, trug ihr die niedlichsten Früchte und Zuckerwerk auf und tat alles, was ihm seine Eremitenpolitik eingab, ihr Vertrauen zu erwerben. Doch die berückte Schöne schien darauf nicht zu achten, sie setzte sich in einen Winkel, überließ sich ganz ihrer tiefen Betrübnis, rang und wand die Lilienhände, weinte und schluchzete ohne Aufhören, welches der fromme Friedbert sich also zu Herzen gehen ließ, daß er sich der Tränen gleichfalls nicht erwehren konnte und in diesem weinerlichen Schauspiele seine Rolle so zu seinem Vorteil spielte, daß die schöne Ausländerin aus dieser gutmütigen Mitempfindung ihrer Leiden einigen Trost empfand, den teilnehmenden Menschenfreund von dem Verdachte des Schleierraubes freisprach und in ihrem Herzen ihn diesfalls um Verzeihung bat. Sie wünschte nur ein Mittel zu erfinden, den frommen Gastfreund der Ursache ihres Kummers zu verständigen, da dieser gar nicht zu erraten schien, was sie eigentlich quäle.

Die erste Nacht verging in der Einsiedlergrotte sehr traurig, aber der Morgenröte ist von jeher die Gabe verliehen gewesen, mit ihrem Rosenfinger die nächtlichen Tränen der Leidenden abzuwischen. Friedbert verrichtete bei Aufgang der

Sonne ſeine gewöhnliche Andacht, welches der ſchönen Fremden wohlgefiel. Sie ließ ſich bereden, etwas von dem aufgetragenen Frühſtück zu koſten, nachher ging ſie hinaus, nochmals am Ufer des Weihers den verlornen Schleier aufzuſuchen, denn itzt wähnte ſie, ein muthwilliger Zephyr habe mit dem leichten Gewebe Schäkerei getrieben und es irgend ins Geſträuche verwehet. Der dienſtfertige Friedbert begleitete ſie und half ihr treulich ſuchen, ob er wohl wußte, daß das vergebne Mühe war. Der mißlungene Verſuch trübte zwar wieder die Stirn der zarten Jungfrau, aber in ihren Adern floß leichtes ätheriſches Blut, der Gram ſchlug in ihrem Herzen ſo wenig tiefe Wurzel als der Nachtſchatten im Flugſande. Sie fand ſich nach und nach in ihr Schickſal, ihr trübes Auge heiterte ſich auf wie im Abendglanze die Wolken ſpielen, ſie gewöhnte ſich an den Geſellſchafter ihrer Einſamkeit, und der Blick ihrer Augen ruhete zuweilen mit Wohlbehagen auf ſeinen blühenden Wangen. Alles das bemerkte der lauerſame Klausner mit innigem Vergnügen, beeiferte ſich nur deſto mehr, dieſe günſtigen Adſpekten zu nutzen und durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten ſeinen Vorteil zu befördern. Die Liebe hatte ſein Gefühl alſo verfeinert und ihm einen Tiefblick in das weibliche Herz verliehen, daß ſein ſchlichter, flacher Schwabenſinn ganz ſchien umgeſchaffen zu ſein. Eben dieſe erfinderiſche Liebe gab dem Klausnerpaar eine lakoniſche, doch expreſſive Sprache ein, daß ſie ſich ſo verſtändlich wie Inkle und Yariko miteinander beſprechen konnten.

Friedbert hatte lange den Wunſch gehegt, zu erfahren, aus welcher Zunge, aus welchem Volk und Geſchlecht die ſchöne Unbekannte abſtamme, ingleichen, in welchem Stande ſie geboren ſei, um zu prüfen, ob die Liebe gleich und gleich gepaaret habe. Als ein unwiſſender Laie wußte er freilich nicht, daß der kleine Mund der lieblichen Dirne griechiſche Worte rundete, für ihn war jede Mundart außer der ſchwäbiſchen ſo

gut als Malabariſch. Durch Hülfe des neuerfundenen Sprachidioms wurde er belehrt, daß das Glück eine griechiſche Schönheit in ſein Netz hatte fallen laſſen. Zu Friedberts Zeiten erhitzte zwar noch kein griechiſch Ideal die Phantaſie deutſcher Jünglinge, keinem fiel es ein, die Reize ſeiner Buhlſchaft ins Griechiſche zu überſetzen, ihren griechiſchen Wuchs zu rühmen, das ſchönſte Verhältnis des weiblichen Körpers zwiſchen acht und neun Kopfslängen zu ſetzen oder das ein griechiſches Profil zu nennen, wo die Naſenwurzel mit der Stirn in gerader Linie fortläuft. Das Auge und nicht der Maßſtab, der Gefühlsſinn und nicht Schulwitz waren die einzigen Richter der Schönheit, deren Ausſpruch für gültig erkannt wurde, und niemand kümmerte ſich darum, was Griechen oder Ungriechen davon urteilten. Und ſo empfand Friedbert auch, daß Kalliſte ſchön ſei, eh er erfuhr, daß ſie von griechiſcher Abkunft war. Aber hoch horchte er auf, da ſie ihm kundtat, ſie ſtamme aus fürſtlichem Geblüt und ſei des Fürſten Zeno und der ſchönen Zoe von Naxos jüngſte Tochter.

„Sage mir, Freund Eremit," fuhr ſie fort, „was hat es mit dieſem Weiher für eine Bewandnis, ſo du darum Wiſſenſchaft haſt, und warum mahnte meine Mutter ihre Töchter ab, das mitternächtliche Bad zu beſuchen? Hat ſie hier irgendein ähnliches Abenteuer gehabt, ihres Schleiers verluſtig zu gehen? Sie pflegte uns jährlich nach den Nilquellen zu ſchicken, ohne uns ſelbſt zu geleiten; denn mein Vater hielt ſie aus Eiferſucht in ſtrenger Gefangenſchaft bis an ſeinen Tod. Weil ſie nun nicht mehr zum Fayenbade gelangen konnte, Schönheit und Jugend zu erfriſchen, ſo blühete ſie ab, welkte dahin und alterte. Noch lebt ſie in ihrem Wittum verſchloſſen in trübſinniger Einſamkeit, denn wenn Jugend und Schönheit verrauchen, ſind für unſer Geſchlecht die Freuden des Lebens entflohn. Wir lebten unter mütterlicher Aufſicht, vom

Hofe unſers Oheims entfernt, der meinem Vater in der Regierung der Cykladen gefolgt war, und ſie pflegte ſich nie von uns zu trennen, außer der kurzen Zeit, wenn wir den Fayenbrunnen jährlich beſuchten. Meine ältern Schweſtern lüſtete einsmals, einen Flug gegen Mitternacht zu wagen, Jugend und Leichtſinn machte ſie der mütterlichen Vermahnung vergeſſen, ſie glaubten, daß ſchwüle Luft und Sonnenbrand in dieſen Gegenden ihnen weniger läſtig fallen würden, als in den ägyptiſchen Sandwüſten. Auf dieſem Zuge, den wir der Mutter ſorgfältig verhehlten, begegnete uns nichts Widriges, darum wiederholten wir die Badereiſe hieher mehrmals, bis ich Unglückliche das Opfer des Vorwitzes meiner Schweſtern worden bin. Ach, wo verbirgt ſich der feindliche Zauberer, der den badenden Nymphen auflauret, ihnen aus boshafter Schadenfreude den Schleier zu rauben! Banne mir den Ruchloſen, du Heiliger, daß er aus den Lüften heruntertaumele zu meinen Füßen, wenn er in den obern Regionen hauſet, oder aus der Erdenkluft heraufſteige in der ſchauerlichen Mitternachtſtunde, wenn er das Licht ſcheuet, und mir mein Eigentum und Erbe zurückbringe, welches ihm nichts nutzen noch frommen kann.“

Friedbert freuete ſich nicht wenig über den Irrtum der reizenden Kalliſte, daß ſie einem Zauberer den Diebſtahl beimaß, und bemühete ſich, ſie darinne zu erhalten. Er dichtete ein Märchen von einem verwünſchten Prinzen, welcher der Sage nach im Schwanenfelde herumtoſe und ſein boshaftes Vergnügen darin finde, die geflügelten Badegäſte zuweilen zu äffen. Zugleich gab er ihr zu verſtehen, daß ihm die Gabe, Geiſter zu bannen, nicht verliehen ſei, daß er aber wohl davon gehört hätte, daß eine gewiſſe Schwanhilde vor langen Jahren hier auch ihren Schleier verloren, dafür aber einen getreuen Liebhaber gefunden und unter den Fittigen der Liebe die Werkzeuge zum Flug leicht entbehrt hätte, zumal da ihr

die Wunderquelle, Jugend und Schönheit zu erhalten, so nahe zur Hand gewesen sei. Die reizende Kalliste fand in dieser Vorstellung viel Beruhigung, nur der Aufenthalt in der Einöde, soviel Annehmlichkeiten die Natur dieser wilden Gegend auch verliehen hatte, schien ihr nicht zu behagen, zum Beweis, daß die Empfindsamkeit, die Zwillingsschwester der Liebe, ihr Herz noch nicht befangen hatte: denn ein einsames Tal, eine wüste, unbewohnte Insel ist das eigentliche Elysium empfindsamer Seelen. Der gefällige Klausner vernahm nicht sobald den Wunsch seiner Gastfreundin, so war er bereit, die Einsiedelei mit ihr zu verlassen: doch ließ er sich merken, daß ihn für die Aufopferung, in das Geräusch der Welt zurückzukehren, nichts entschädigen könne, als der Genuß der häuslichen Glückseligkeit in den Armen eines tugendsamen Weibes. Dabei blinzten seine Augen sie so freundlich an, daß sie leicht abmerken konnte, wohin das gemeinet sei. Sie schlug die ihrigen errötend nieder, und das tat ihm so wohl und befeuerte seine Hoffnung also, daß er von Stund an zusammenpackte, sich wieder als ein Kriegsmann herausputzte und mit seiner schönen Gefährtin den Weg nach seiner Heimat nahm.

Es liegt ein Städtlein im Schwabenland, Eglingen auf der rauhen Alp genannt, ein Erbgut der Herren von Gravenegg, daselbst hauste Friedberts Mutter auf ihrem Wittum, segnete das Andenken ihres verstorbenen Gatten und fluchte den Meißnern, die ihrer Meinung nach Friedbert, ihren lieben Jungen, erschlagen hatten. Jedem verstümmelten Lanzknechte, der aus dem Meißner Heereszug zurückkam und vor ihrer Tür ein Almosen heischte, reichte sie mildiglich einen Buchhorner Heller und forschte nach Kundschaft von ihrem Sohne, und wenn ihr ein schwatzhafter Invalid von dem wackern Jüngling was vorzufabeln wußte, wie er als ein braver Kämpe gefochten und als ein Held gefallen sei, wie viel

Grüße er noch an ſeine fromme Mutter beſtellt habe, ehe er die Seele auf der Wahlſtatt ausgeblutet, zapfte ſie dem Lügner einen Schoppen Wein und ließ ihren mütterlichen Augen dabei ſo ergiebige Tränen entquellen, daß ſie das Vortuch ausringen konnte. Unter dieſer Wehklage waren vier

Sommer verfloſſen, und die rauhe Herbſtluft ſchüttelte bereits das buntfarbige Laub von den Äſten, da geriet das ſtille, ſittſame Städtlein plötzlich in frohen Aufruhr; ein reitender Bote verkündete, der tapfre Friedbert ſei nicht umgekommen in der Schwabenſchlacht, ſondern ſei aus fremden Landen im Anzuge nach ſeiner Vaterſtadt, gerüſtet als ein ſtattlicher Ritter, der viel Abenteuer im Morgenlande beſtanden habe

und eine wunderschöne Braut heimführe, die Tochter des Sultans von Ägypten, mit großer Morgengabe. Der Ruf vergrößert bekanntlich alles; das Wahre an der Sache war, daß Friedbert aus der Erbschaft des Vater Benno und aus seiner Zahnstocherfabrik soviel Reichtum erworben hatte, daß er auf dem Heimzuge nach Schwaben von Ort zu Ort seinen Troß vergrößerte; er kaufte Pferde und Saumrosse mit herrlichen Decken, kleidete sich und die schöne Kalliste prächtig,

nahm Dirnen und Diener an und zog stolz einher wie ein Abgesandter des Königs von Arragonien.

Da die Eglinger den Zug von der Augspurger Straße sahen dahertraben, lief alles Volk zusammen mit Jauchzen und Frohlocken, und Friedberts Schwestern und Schwäher, auch die löbliche Bürgerschaft, von dem ehrsamen Magistrat angeführt, zogen ihm entgegen mit der Bürgerfahne und ließen beim Einzug ihres heimkehrenden Mitbürgers vom Turm trommeten und lieblich schalmeien, als sei er von den Toten wieder aufgelebt. Die tränenreiche Mutter umarmte ihren

Sohn mit froher Wehmut, richtete ein groß Mahl aus an ihre Freundſchaft und Gevatterleute und teilte ihren ganzen Hellervorrat unter die Armen. Sie konnte ſich nicht ſatt ſehen an der ſchönen Geſtalt ihrer zukünftigen Schnur und betäubte ſie mit Liebkoſungen und wohlmeinender Geſchwätzig-

keit. Die ſchöne Griechin wurde bald das Geſpräch der Stadt und der umliegenden Gegend. Viel Ritter und Edle, auch andre Mädchenſpäher drängten ſich herzu, nennten den glücklichen Friedbert Bruder und Vetter, machten mit ihm Kameradſchaft und ſchwuren ihm ewige Freundſchaft; er aber hatte eine eiferſüchtige Ader vor der Stirn, die ihm leicht Schwindel und Hauptweh erregte, verbarg die ſchöne Kalliſte vor den Augen aller Welt und beſtellte die wachſame Mutter zur Ehrenhüterin über ſie, wenn er gen Hof ritt, dem von Gravenegg aufzuwarten, deſſen Dienſtmann er war. Er förderte dabei ſeine Liebesangelegenheit auf alle Weiſe, und die ſchöne Griechin, die kein Mittel ſahe, in ihr Vaterland zurückzukehren und an dem blühenden Mann Gefallen trug, der als ein ſtattlicher Junker jetzt eine ganz andere Figur machte als vorher in dem aſchfarbenen Eremitenrock, ſetzte ſich über den Unterſchied des Standes hinweg und willigte ein, ſich mit ihm zu vermählen. Er beſchenkte ſie mit einem köſtlichen Brautgewande, der Tag zur Hochzeitfeier wurde angeſetzt, das gemäſtete Kalb und die Kapaunen geſchlachtet und die Hochzeitskuchen eingemengt.

Tages vorher ritt der Bräutigam nach Landes Sitte umher, die Hochzeitgäſte einzuladen, in ſeiner Abweſenheit beſchäftigte ſich die ſchöne Kalliſte, ihren Brautputz zu ordnen, die weibliche Eitelkeit reizte ſie, das neue Kleid anzuproben, um zu verſuchen, ob es ſich gut an ihrem ſchlanken Leib anpaſſe. Die dem ſchönen Geſchlecht gewöhnliche Tadelſucht, das Vollkommenſte ſelbſt zu meiſtern und einen Mangel daran zu entdecken, ließ ihr bald etwas Mißſtändiges bemerken, das einer Abänderung zu bedürfen ſchien, worüber ſie das ſchwiegermütterliche Gutachten einzuholen nötig fand. Die redſelige Frau erſchien und der Anblick der geputzten Dame brachte ihre Zunge alsbald in Bewegung. Sie ergoß einen Strom von Lobſprüchen über die Wohlgeſtalt der lieb-

lichen Schnur und konnte nicht aufhören, den Geſchmack ihres Sohnes in der Wahl und die Kunſt des Schneiders in dem Zuſchnitt des Kleides zu bewundern. Sobald ſie aber vernahm, daß das Fräulein in Anſehung des letztern Punktes mit ihr nicht gleicher Meinung ſei, änderte ſie die Sprache, um ihre wenige Kenntnis von den Feinheiten der Mode nicht zu verraten, und der Schneider kam dabei ſehr ins Gedränge. Hauptſächlich betraf die Kritik des Fräuleins die ungeſchickte Form des Brautſchleiers, welchen ſie mit einem Augſpurger Regentuch verglich. „Ach," erſeufzete ſie, „daß doch der griechiſche Schleier, in eine goldne Krone geſchlungen, meinen hochzeitlichen Putz verſchönerte, der wie ein lichtes Schneegewölke in den Lüften ſchwamm und mit dem der Zephyr ſcherzte, ſo würden die Dirnen der Stadt mich beneiden und Friedberts Geliebte würde für die ſchönſte der Bräute geprieſen werden: Ach, ſie iſt dahin, die Zierde des griechiſchen Mädchens, die ihm Zauberreize lieh, welche die Augen des Jünglings entzückten!" Eine wehmütige Zähre träufelte dabei von ihren roſenfarbenen Wangen auf den ſchwanenweißen Buſen, welche die gute Mutter ganz weichmütig machte und ihr das Herz ſehr einengte, beſonders weil ſie dafür hielt, das Weinen einer Braut ſei von ſo ſchlimmer Vorbedeutung, als wenn ein Kind im Mutterleibe weine. Dieſe Kümmernis preßte das Geheimnis heraus, das ihr ſchon lange zwiſchen den Lippen ſchwebte, der offenherzige Friedbert hatte den Schwabenſtreich begangen, der geſchwätzigen Matrone den Raub des Schleiers zu offenbaren, ohne ihr doch die Eigenſchaften desſelben zu entdecken; nur um ihn recht ſicher zu verwahren, gab er ihn der Mutter als ein Liebespfand aufzuheben und hatte ihr Stillſchweigen geboten. Die Matrone freute ſich, eine ſo gute Gelegenheit gefunden zu haben, die Heimlichkeit, die ihr lange wie ein Stein auf dem Herzen gelegen hatte, abzuwälzen. „Weinet nicht, zartes Fräulein,"

sagte sie, „daß sich Eure sonnenhellen Äuglein nicht trüben und die hochzeitliche Freude in Tränen zerrinne, kümmert Euch auch nicht um den Schleier, er ist wohl aufgehoben und unter meiner Hand. Dieweil Ihr so groß Verlangen traget, ihn anzulegen, will ich, so Ihr mir gelobet, gegen Euren Sponsen reinen Mund zu halten und mich nicht zu verraten, aus meiner Flachskammer ihn herabholen, mich lüstet selbst zu sehen, ob er sich zu Eurem Brautputze paßt und Euch wohl anstehe.“ Kalliste stund wie eine Bildsäule da, das Blut erstarrte in ihren Adern vor Verwunderung: Freude über die gemachte Entdeckung und Verdruß über den heuchlerischen Friedbert setzten sie einige Augenblicke in ein untätiges Staunen. Doch da sie den Pantoffelgang der Matrone hörte, nahm sie alle Besinnung zusammen, empfing den Schleier aus ihrer Hand mit Freuden, wirbelte ein Fenster auf, und indem sie die goldne Krone auf dem Haupte befestigte und das ätherische Gewand ihr über die Schultern herabrollete, ward sie zum Schwan, welcher die Flügel ausbreitete und husch zum Fenster hinausflog.

Jetzt kam das Staunen an die Alte bei dieser wunderbaren Metamorphose. Sie schlug ein großes Kreuz vor sich, tat einen lauten Schrei und empfahl sich in den Schutz der heiligen Jungfrau; denn weil sie von der intellektuellen Welt die rohen Begriffe ihres Zeitalters hegte, meinte sie, die schöne Kalliste sei nichts anders als ein Gespenst oder eine Teufelslarve gewesen, und der traute Friedbert verwandelte sich mit einemmal in ihren Augen in einen schändlichen Unhold und Teufelbanner, worüber sie sich höchlich betrübte und wünschte, daß er lieber als ein guter Christ von den Meißnern erschlagen wär, als daß er sich in solche satanische Netze hätte verwickeln lassen. Friedbert ahndete nichts von der für ihn so traurigen Katastrophe, die sich in seiner Abwesenheit daheim begeben hatte, und kam gegen Abend fröhlich und

wohlgemut angeritten, eilte mit klingenden Sporen die Stiege hinauf ins Brautgemach, sein Liebchen zu umfangen. Aber da er die Tür auftat, flog ihm ein mütterlicher Bannstrahl entgegen, die Matrone zog das Wehr ihrer Beredsamkeit auf, und es wirbelte und rauschte ein Rheinfall von Vorwürfen und Verwünschungen auf ihn herab. Er merkte dadurch mit großer Bestürzung ab, was vorgefallen war, gebärdete sich als ein wütiger Mensch, würde an der Mutter

und an sich in der ersten Wut einen Mord begangen haben, wenn jene nicht mit lauttönender Stimme Sturm geläutet und das ganze Haus zusammenberufen hätte, daß die erschrockenen Diener den rasenden Roland noch zu rechter Zeit entwaffneten.

Nachdem auf beiden Seiten der erste Ungestüm sich abgetobet hatte, kam es zu vernünftigern Erklärungen. Friedbert war bemüht, sich von dem Verdacht bestmöglichst zu reinigen, daß er ein Geisterbeschwörer sei und mit Zauberei umginge oder daß er eine Biondetta* in die Familie hätte verpflanzen

* Man sehe das Märchen: Teufel Amor genannt, im vierten und folgenden Teil der Bibliothek der Romane.

und seine rechtglaubige Mutter zur Schwiegerin einer satanischen Larve habe machen wollen. Er offenbarte den ganzen Verlauf seiner Abenteuer mit der schönen Kallisse und die Beschaffenheit ihres Flugkleides: doch gegen ein Vorurteil, das einmal in eine Weiberseele eingerostet ist, arbeitet die Belehrung umsonst, die Matrone glaubte davon, was sie wollte, und Friedbert hatte es nur dem mütterlichen Instinkt zu verdanken, daß sie ihm nicht den Prozeß machen ließ. Indessen gab diese sonderbare Geschichte zu mancherlei Mutmaßungen Anlaß, es fehlte dem verdächtigen Friedbert nur ein schwarzer Hund, um nicht wie D. Faust oder Cornelius Agrippa in den Ruf eines großen Zauberers zu kommen.

Der Bräutigam ohne Braut befand sich in einer unglücklichen Verfassung, sein Gemüt wurde von banger Verzweiflung zerrissen über den Verlust der schönen Kallisse, sein Schicksal hing lange zwischen Tod und Leben, die Wahl des einen wie des andern kostete ihm Überwindung. Es gibt schwerlich einen peinigendern Zustand, als am Eingange des Hafens Schiffbruch zu leiden, wenn man die Reise um die Welt glücklich vollendet zu haben glaubt, und am Tage vor der Hochzeit eine geliebte Braut zu verlieren, ist ganz das nämliche. Ist sie eine Beute des Todes worden, hat sie ein Räuber entführt oder ein hartherziger Vater in ein Kloster gesperrt, so gibt es für den Liebhaber einen Weg, ihr ins Grab zu folgen, dem Räuber nachzueilen und ihm die Beute abzujagen oder durch die verschlossenen Klosterpforten zu dringen: aber wenn sie aus dem Fenster davonfliegt, wer kann ihr da nacheilen außer die Pariser Luftschwimmer? Doch die edle Kunst, den Sterblichen Gang und Bahn durch die ätherischen Gefilde zu eröffnen, kam dem armen Friedbert nicht zu statten, sondern war einem spätern und glücklichern Zeitalter vorbehalten. Die kurzsichtigen oder neidischen Vielwisser der englischen Sozietät mögen so schief und ver-

ächtlich von dem aeroſtatiſchen Wunderkinde ihrer Nachbarn urteilen als ſie wollen, ſo liegt doch klar am Tage, daß eine luftige Marechauſſee, die Pech und Schwefel herabregnen ließ, dem leidigen Schleichhandel an den britiſchen Küſten ungleich zuverläſſiger Einhalt tun würde als die ſchwerfälligen Küſtenbewahrer und alle papiernen Beſchlüſſe des zänkiſchen Unterhauſes.

Friedbert hatte keinen andern Weg, ſeiner davongeflogenen Braut wieder auf die Spur zu kommen, als den die Fröſche auch nehmen würden, wenn ſie auf Reiſen gingen, nämlich zu hüpfen und zu ſchwimmen, je nachdem es die Gelegenheit erfordert, bis ſie an Ort und Stelle ſind. Die ungeduldige Sehnſucht nach ſeiner Geliebten dehnte den Abſtand von Schwabenland bis in die Cykladen ſeiner Vorſtellung nach weiter, als wenn die Reiſe in den Mond hätte gehen ſollen. „Ach," rief er voll Verzweiflung aus, „wie kann die träge Erdſchnecke dem leicht beflügelten Schmetterlinge folgen, wenn er unſtet und flüchtig von einer Blume zur andern flattert und an keiner Stätte verweilet! Wer bürget mir dafür, daß Kalliſte nach Naxos zurückgekehret iſt? Wird nicht die Scham, in ihrem Vaterlande für eine Irrläuferin ausgeſchrien zu werden, ſie bewogen haben, einen andern Zufluchtsort zu wählen? Und wenn ſie nun auch in Naxos wäre, was könnte mir das frommen? Wie dürft ich Spießbürger meine Augen aufheben gegen eine Fürſtentochter des Landes?" Mit dieſen Gedanken quälte ſich der Mutloſe viel Tage lang, welchen Kummer er ſich gleichwohl hätte erſparen können, wenn er die Stärke ſeiner Leidenſchaft geprüft und gewußt hätte, daß der Enthuſiasmus oft Wunder tut. Plötzlich wirkte der Inſtinkt, was die kaltblütige Überlegung zu keinem Entſchluß hatte reifen laſſen: er ſattelte ſeinen Rappen, nachdem er ſein Gut und Erbe in Taſchenformat bequemet hatte, ritt zur Hintertür hinaus, damit er das geſchwätzige

mütterliche Valet vermeiden möchte, und trabte raſch über die vaterländiſche Grenze, als wenn er die Reiſe in die Cykladen in einem Futter hätte machen wollen. Glücklicherweiſe erinnerte er ſich des Weges, den Vater Benno dahin genommen hatte, und gelangte über Venedig, ebenſo wie dieſer nach mancher überwundener Schwierigkeit auf ſeiner Meeresfahrt, nur ohne Schiffbruch, flink und friſch in Naxos an.

Mit Freuden hüpfte er ans Land, betrat mit geheimem Wonnegefühl die mütterliche Erde ſeiner Geliebten, welche er im Schoß ihres Vaterlandes wiederzufinden verhoffte, und ſputete ſich, von der ſchönen Kalliſte Kundſchaft einzuziehen; aber niemand wußte ihm zu ſagen, wo das Fräulein hingeſchwunden ſei. Man trug ſich mit allerlei Gerüchten und munkelte dies und das, wie es zu geſchehen pflegt, wenn ein artiges Mädchen aus dem Zirkel ihrer Bekanntſchaft verſchwindet, und dies Gefliſter urteilt ſelten zum Vorteil der Abweſenden. Zwar gibt es eine Schanze, dahinter man ſich gegen die Wurfpfeile des läſterzüngigen Gerüchtes zu bergen pflegt, das iſt der goldne Spruch: Sie reden, was ſie wollen, mögen ſie doch reden, was kümmerts mich? Aber damit mag ſich zur Notwehr ſchützen, wer will und kann, nur ein Mädchen darf das nicht, wenn ſie auf ihren Ruf noch einigen Wert ſetzt. Friedbert grämte ſich über die Maßen, daß ihn ſeine Geliebte ſo plantiert hatte, und war unſchlüſſig, ob er in ſeine Einſiedelei zurückkehren oder eine Wegelagerung an den Nilquellen verſuchen ſollte. Indem er diesfalls mit ſich zu Rate ging, langte Fürſt Iſidor von Paros, ein Lehnsträger des Deſpoten der Cykladen, in Naxos an, um ſich mit Fräulein Irene, einer Schweſter der ſchönen Kalliſte, zu vermählen. Es wurden Vorbereitungen zu einem prächtigen Beilager gemacht, und die Feierlichkeit ſollte mit einem großen Turnier beſchloſſen werden. Den ſchwäbiſchen Helden wandelte bei dieſer Zeitung ſein alter Kriegsmut wieder an, und

weil ihn Mißmut und Langeweile quälte, wünschte er Zerstreuung und glaubte, daß er diese bei dem ausgeschriebenen Kampfrennen finden würde, zumal fremde Ritter durch Herolde auf dem Markte der Stadt und auf allen Kreuzstraßen dazu eingeladen wurden. In seinem Vaterlande wär er zwar nicht turnierfähig gewesen und hätte ihm da leicht begegnen können, mit Spott und Hohn auf die Schranken gesetzt zu werden; in der Ferne aber hielt es eben nicht schwer, unter der Gewährschaft eines vollen Beutels die konventionellen Prärogative, welche der Geburt ankleben, sich zuzueignen. Friedbert spielte in Naxos den Ritter wenigstens mit eben der Würde und dem Anstand, als der deutsche Schneider den Baron zuweilen in Paris oder der entlaufene Kammerdiener den Marquis an den deutschen Höfen. Er legte sich eine blanke Rüstung zu, kaufte um hohen Preis ein ritterliches Pferd, das seiner Schulen kundig war, und am Tage, der zum Rennen bestimmt war, wurde er ohne Anstand in die Schranken eingelassen. Seine Imagination spielte ihm zwar den unerwarteten Streich, die zirkelrunde Stechbahn, in welche die Ritter eingeschlossen wurden, nebst der amphitheatralischen Erhöhung rings umher, mit unzähligen Zuschauern angefüllt, der schauerlichen Backofengestalt wieder zu verähnlichen: doch zuweilen dient die Feigherzigkeit der Bravour zum Sporn in der Gefahr. Der selbstkreierte Ritter brach seine Lanze mit Ehren, hielt sich fest im Sattel und verdiente sich einen Ritterdank, den er aus der Hand der Neuvermählten empfing.

Bei dieser Gelegenheit gelangte er auch zum Handkuß bei der schönen Zoe, welcher die gewöhnliche Hofetikette noch immer den Besitz der Titularschönheit gelassen hatte, wie ein Exminister die Titularexzellenz behält, obgleich der Zahn der Zeit der guten Dame alle Reize abgenagt hatte, daß sie für einen malenden Apell nun nichts mehr war als Modell zu

einem schönen alten Kopfe. Er meldete sich bei ihr unter dem Namen eines welschen Ritters an; es sei nun, daß Zoe für diese Qualität noch eine gewisse Vorliebe hegte oder daß sie den Ring wahrnahm, der ehemals ihr Eigentum gewesen war und der jetzt mit dem Herzrubin an des Fremdlings Hand funkelte, gnug, er genoß der freundlichsten Aufnahme von ihr, und sie schien ein sonderbares Wohlgefallen an ihm zu finden. Nachdem das hochzeitliche Geräusch vorüber war, die Fürstin das Hoflager wieder verlassen und in den stillen Aufenthalt ihres Palastes sich zurückgezogen hatte, erhielt Friedbert den Zutritt in dieses klösterliche Heiligtum, welches nur wenig Vertrauten offenstund, und Zoe schenkte ihm eine mütterliche Zuneigung. Bei einem Spaziergange in dem schattenreichen Hain des Parkes drehete sie sich mit ihm abseits und sprach: „Hab eine Bitte an Euch, lieber Fremdling! die Ihr mir nicht versagen dürft. Sagt an, wie seid Ihr zum Besitz des Ringes gelanget am Goldfinger Eurer rechten Hand? Dieser Ring war ehemals mein Eigentum, und ich bin seiner verlustig gegangen, weiß nicht wie oder wann, darum treibt mich die Neugier, zu erfahren, wie er Euch zu handen gekommen ist." — „Edle Frau," antwortete der Schalk, „den Ring hab ich auf ehrliche Weise in einem Speerrennen erworben von einem mannlichen Ritter in meinem Vaterlande, welchem ich obgesiegt habe und der sein Leben damit lösen mußte. Wie der aber dazu gelanget sei, ob ihm der Fingerreif als eine Kriegsbeute anheimgefallen oder ob er ihn von einem Juden erhandelt, als einen Ritterdank sich erworben oder durch Erbgangsrecht an sich gebracht hat, vermag ich nicht Euch zu berichten." — „Was würdet Ihr tun," fuhr Zoe fort, „wenn ich mein Eigentum von Euch zurückforderte? Dem ehrenfesten Ritterstande kommt es zu, eine ziemliche Bitte den Damen nicht abzuschlagen. Doch begehr ich Euer durch Waffenrecht erworbenes Gut nicht zur Gabe noch

Geſchenk, ich will Euch dafür lohnen nach dem Werte, wie Ihr das Kleinod ſchätzet, und Eurer Wohltat nie vergeſſen.“

Friedbert war über dieſes Anſinnen gar nicht verlegen und freute ſich vielmehr, daß ihm ſein Anſchlag ſo wohl gelungen war. „Eure Wünſche, tugendſame Fürſtin!“ ſprach er, „ſind mir ein unverbrüchliches Geſetz, ſofern es von mir abhangt, ſie Euch zu gewähren. Gut und Blut ſei Euch verpfändet bei ritterlichen Ehren, fordert es von mir, nur verlanget nicht, Eid und Gewiſſen zu verletzen. Dieweil mir das Kleinod durch einen ſchweren Kampf zuteil ward, tat ich einen teuren Eid bei Seel und Seligkeit, daß der Ring bei meinem Leben nicht anders von meiner Hand kommen ſollte, als bis ich vor dem Altar Herz und Hand meiner Gemahlſchaft damit zu ehelicher Treue verpfänden würde. Nun kann ich dieſes Eides nicht anders quitt werden, als wenn ihm Gnüge geſchiehet; ſo Ihr aber geſonnen ſeid, mir darin förderlich zu ſein, hab ich nichts dagegen, daß Ihr der Braut den Ring abdinget und aus ihrer Hand Euer vormaliges Eigentum wieder zurückempfahet.“ — „Wohlgeſprochen!“ verſetzte Zoe, „wählet aus meinem Hofgeſinde eine Jungfrau, die Euren Augen gefällt, ſie ſoll mit einer reichen Morgengabe von mir ausgeſteuret werden, doch mit dem Beding, daß ſie das Kleinod miſſe und alsbald, wie ſie es aus Eurer Hand empfängt, in die meinige zurückgebe; Euch aber will ich auch zu hohen Ehren bringen.“

Dieſe geheimen Traktaten waren nicht ſo bald geſchloſſen, ſo verwandelte ſich der klöſterliche Palaſt der Fürſtin in einen Harem, alle Schönheiten des Landes berief ſie zu ſich und nahm ſie in ihr Gefolge auf, gab ihnen ſchöne Kleider und prächtiges Geſchmeide, ihre natürlichen Reize durch den unnatürlichen Flitterputz der Modekrämerinnen noch mehr zu erheben. Denn ſie wähnte ebenſo irrig als unſre weiblichen Zeitgenoſſen, der vergoldete Rahmen verkaufe eigentlich das

Gemälde, und nicht die Zeichnung, obgleich die tägliche Erfahrung lehret, daß ein Galakleid die Liebe so wenig befeuret als der brokadne Rock unsrer lieben Frau zu Loretto die Andacht. Ein prachtloses, sittsames Negligee ist die eigentliche Uniform der Liebe, welches mehr Eroberungen macht als ein Brustharnisch von Juwelen und eine Sturmhaube von Spitzen und Blonden, mit den triumphierenden Schwungfedern, welche des Siegs verfehlen.

Friedbert schwamm in einem Strome von Vergnügen, ohne sich gleichwohl von dem Freudenwirbel fortreißen zu lassen. Mitten in dem Geräusch des wieder auflebenden Hofes, bei Gesang und Saitenspiel und fröhlichen Tänzen, zog sich gleichwohl das Fältlein des Trübsinns um seine Stirn. Für ihn schmückten sich die schönsten griechischen Mädchen, sein Herz gleich armierten Magneten desto kräftiger an sich zu ziehen, doch er blieb kalt und unempfindsam. Diese Gleichmütigkeit bei einem jungen, blühenden Manne war der Fürstin unerklärbar. Was die Liebesschule anbetraf, so hatte sie selbst jederzeit der Lehre ihres Landsmannes, des weisen Plato, gefolgt, ob aus Neigung oder weil die Wachsamkeit des eifersüchtigen Ehedespoten ihrer Leidenschaft keinen freiern Gang erlaubte, das ist schwer zu entscheiden; dem vollblütigen Ritter aber, meinte sie, dürfte das System des sinnlichen Epikur wohl besser behagen, darum hatte sie alles darauf angelegt, sein Herz durch Sinnlichkeit zu bestricken. Allein sie fand, daß sie sich in ihrer Meinung geirret hatte: weder epikurische Sinnlichkeit noch die feinern geistigen Empfindungen der platonischen Liebe schienen seine Sache zu sein, sondern vielmehr ein strenger Stoizismus, der sie in Verwunderung setzte und ihr zu dem Besitz des Ringes eben keine große Hoffnung machte.

In dieser Untätigkeit waren bereits einige Monate verflossen, daher fand die ungedultige Dame nötig, mit ihrem Ritter,

wie ſie ihn zu nennen pflegte, über die Angelegenheiten ſeines Herzens Rückſprache zu halten. Am Tage, wo die Wiederkehr des Lenzes gefeiert wurde und alle ihre Jungfrauen, mit friſchen Blumenkränzen geſchmückt, einen fröhlichen Reihentanz begannen, fand ſie ihn einſam und unteilnehmend in einer Laube, wo er ſich mit dem auf mißliche Liebe deutenden Zeitvertreib beſchäftigte, Frühlingsblumen, die eben hervorgeſproßt waren, zu entblättern und zu zerſtören. „Unempfindſamer Ritter," ſprach ſie, „hat die blühende Natur für Euch ſo wenig Reize, daß Ihr die erſten Geſchenke derſelben fühllos zernichtet und Florens Feſt entweihet? Iſt Euer Herz alles ſanften, alles liebevollen Gefühls ſo unfähig, daß weder die Blumen meines Gartens noch das aufblühende Geſchlecht der Dirnen meines Hofes auf Euch einen zärtlichen Eindruck machen? Was weilet Ihr hier in dieſer einſamen Laube, da Euch die Freude aus jenem Tanzſaal und die Liebe aus jeder Halle, aus jedem Buſch und den geſelligen Grotten dieſes Gartens winkt? Deutet Euer Trübſinn aber auf zärtliches Gefühl, ſo offenbaret mir dieſen geheimen Kummer, daß ich ſehe, ob es in meiner Macht ſtehet, Euer Herz zufrieden zu ſtellen." — „Euer Scharfſinn, weiſe Zoe," gegenredete Friedbert, „blickt in die Verborgenheiten meiner Seele, Ihr urteilet ganz recht, daß ein verborgen Feuer in meinem Buſen glimmt, von dem ich nicht weiß, ob ich es mit dem Hoffnungsöl unterhalten ſoll oder ob es das Mark aus meinem Gebein verzehren wird. Für alle Nymphen, die Florens Feſt dort in fröhlichen Reihentänzen feiern, iſt mein Herz kalt und erſtorben. Das himmliſche Mädchen, das mich entzückt und dem ich mein Herz gelobt habe, ſchwebt nicht in jenem Kreiſe froher Tänzerinnen, dennoch hab ich es in Eurem Palaſte gefunden, ach, vielleicht nur als eine Schöpfung der glühenden Phantaſie des Künſtlers! Wiewohl es mir unglaublich iſt, daß der Maler ein ſolches Kunſtwerk zuwege

richten können, wenn ihm nicht die Meisterhand der Natur die Züge des herrlichen Konterfeis vorgezeichnet hätte.“

Die Fürstin war ungedultig, zu vernehmen, welches Gemälde auf den jungen Rittersmann einen so sonderbaren Eindruck gemacht habe. „Folget mir flugs dahin,“ sprach sie, „daß ich urteile, ob der betrügliche Amor mutwilligen Spott mit Eurem Herzen treibe und eine Wolke statt der Göttin Euch zu umarmen gegeben habe, denn seine Schalkheit geht über alles; oder ob er wider Gewohnheit ehrlich mit Euch zu Werke gegangen und wahrhaften Liebesgewinn Euch unbetrüglich zugedacht hat.“ Zoe besaß eine auserlesene Sammlung von Gemälden, teils Kunstwerke guter Meister, teils Familienstücke. Unter jenen befanden sich Abbildungen der berühmtesten Schönheiten griechischer Abkunft aus ältern und neuern Zeiten, unter diesen war ihre eigne Gestalt verschiedenemal abkonterfeiet mit all den jugendlichen Reizen, die sie ehedem besaß, da sie noch ins Fayenbad wallfahrtete. Eine Anwandelung von Eitelkeit, die ihrem Geschlechte zuweilen auch jenseit dem großen Stufenjahre anhangen soll, noch in den Ruinen das Andenken des vormaligen Glanzes zu erneuren, brachte sie auf die Gedanken, daß vielleicht ihr eignes Portrait Friedberts Phantasie bezaubert haben könnte, und sie konnte sich nicht verwehren, ein geheimes Vergnügen zu empfinden, wenn sie ihm sagen würde: „Freund, das Original zu dem Gemälde bin ich selbst,“ und die Vorstellung seiner Bestürzung, wenn der mächtige Zauber auf solche Art gelöset würde, machte ihr im voraus vielen Spaß. Der Ritter Schlaukopf war indessen seiner Sache viel zu gewiß und fürchtete gar nicht, wie er vorgab, eine Malerillusion; er wußte wohl, daß das Urbild schöner in der Natur vorhanden war als der Pinsel es nachgeahmt hatte, nur war ihm unbekannt, wo es jetzt anzutreffen sei und wie er wieder zu dessen Besitz gelangen möchte.

Beim Eintritt in die Galerie flog er mit glühendem Ungestüm zu dem geliebten Konterfei und sprach in der Stellung eines Anbetenden: „Sehet hier die Göttin meiner Liebe, wo find ich sie? Auf Euren Lippen, weise Fürstin! schwebt mir Tod und Leben. — Entscheidet! Täuscht mich trügliche Minne, so laßt mich zu Euren Füßen sterben: rechtfertigen aber meine Ahndungen die Wahl meines Herzens, so offenbaret mir, welches Volk oder Land dieses Kleinod aufbewahret, daß ich

ausziehe, die Dame aufzusuchen und durch ritterliche Taten ihre Gunst zu erringen.“ Die ehrsame Fürstin befand sich bei dieser Entdeckung in keiner geringen Verlegenheit, da sie derselben nicht vermuten gewesen war; eine ernsthafte Miene überschattete ihr Angesicht, dessen noch immer schön proportioniertes Oval eine jovialische Idee vorher gerundet hatte, nun aber verlängte sich die Linie von der Stirn zum Kinn um einen guten Zoll. „Unbedachtsamer,“ sprach sie, „wie könnt Ihr Euer Herz einer Dame geloben, von der Ihr nicht wißt, ob sie jemals gelebt hat, ob sie Eure Zeitgenossin ist und ob sie Liebe

mit Liebe erwidern kann. Eure Ahndung hat Euch zwar nicht ganz irregeführt, dies feine Lärvchen iſt weder Fiktion noch Monument einer Schönheit aus vorigen Zeiten, es gehört einem jungen Fräulein zu; ſie heißt Kalliſte. — Ach, einſt war ſie meine Lieblingstochter! Jetzt iſt ſie eine Unglückliche, die verdienet, bemitleidet zu werden. Sie kann Euch nie zuteil werden: in ihrem Buſen lodert eine unauslöſchliche Flamme gegen einen Verworfenen, den zwar ein Raum von vielen hundert Meilen von ihr trennt; denn ſie hat den Mut gehabt, ſeinen trüglichen Fallſtricken zu entrinnen; aber nichtsdeſtoweniger liebt ſie ihn und beweinet ihren Unſtern in der Einſamkeit eines Kloſters, unfähig der Empfänglichkeit einer andern Liebe.“ Friedbert ſtellte ſich über dieſes Fragment aus Zoens Familiengeſchichte ſehr beſtürzt, freute ſich aber heimlich in der Seele, daß er den Aufenthalt ſeiner Geliebten ausgekundſchaftet hatte, und noch mehr darüber, daß er aus dem mütterlichen Munde ein ſo unverdächtiges Zeugnis von der Liebe der Prinzeſſin zu ſeiner Wenigkeit empfing. Er unterließ nicht, die offenherzige Dame über die ſonderbare Intrike ihrer Lieblingstochter auszuforſchen, und ſie befriedigte ſeine ſcheinbare Neugier mit einer paraboliſchen Geſchichte, aus welcher den wahren Sinn herauszuklauben ihm eben nicht viel Mühe machte.

„Kalliſte,“ ſprach ſie, „luſtwandelte eines Abends am Geſtade des Meeres in Geſellſchaft ihrer Schweſtern, welche der Vorwitz trieb, außerhalb der ſichern Ringmauer der mütterlichen Wohnung eine ihnen unbekannte Gegend zu beſuchen. Hinter einem Hügel des krummen Ufers lag ein Raubſchiff vor Anker. Die unbeſorgten Mädchen ahndeten keine Gefahr, da ſprang ein Räuber aus dem Buſch hervor, ereilte die Zagende, trug ſie auf ſeinen Armen ins Schiff, indem ihre leichtfüßigen Schweſtern entflohen, und führte ſie in ſeine Heimat. Er warb durch tauſend Liebkoſungen um ihre Gunſt,

dadurch gelang es ihm, ſich in ihr Herz zu ſtehlen, ſie vergaß der Würde ihrer Geburt und war im Begriff, das unauflösliche Bündnis mit dem Argliſtigen einzugehen. Da wehete ein günſtiger Wind ein Schifflein an den Strand, ſie dachte an ihr Vaterland und an die mütterlichen Tränen, die um ſie floſſen, gab der Stimme der Vernunft Gehör und nutzte die Gelegenheit, ihrer Gefangenſchaft zu entrinnen. Aber die unwiderſtehliche Leidenſchaft, die ſich bereits ihres Herzens bemeiſtert hatte, folgte ihr über Land und Meer, hat tiefen Schmerz in ihre Bruſt gegraben und alle jugendliche Freude daraus verbannt. Bald wird das Flämmlein ihrer ſchmachtenden Augen verlöſchen und die bange Schwermut ſie mit dem Grabe gatten, das ſie zur Brautkammer ſich erkieſet hat." — „Nun," ſprach Friedbert, „ſo ſoll ihr Grab auch das meinige ſein, mein Leben ſtehet in meiner Hand! Wer mag mir wehren, mit der ſchönen Kalliſte zu ſterben? Ich bitte Euch nur um die einzige Gunſt, zu verſchaffen, daß mein Leichnam neben ſie begraben werde, damit mein Schatten ihres Grabes hüte. Doch laßt mir vorher den Troſt, Ihr das Geſtändnis getan zu haben, daß ſie die Dame meines Herzens ſei, und ihr den Ring zum Unterpfand meiner Treue zu überliefern, damit ich meiner Gelübde quitt ſei, dann möget Ihr ihn als ein Erbteil dahinnehmen."

Mutter Zoe wurde durch dieſe herzbrechende Liebeserklärung des jungen Ritters alſo gerührt, daß ſie ſich der Tränen nicht enthalten konnte, zugleich ſetzte ſie einen ſolchen Lieblingswert auf den Ring, daß ſie dem Ritter dieſe Bitte nicht verſagen mochte, nur fürchtete ſie, das Fräulein werde bei der dermaligen Stimmung ihres Herzens eben nicht bei Laune ſein, ein ſo verfängliches Geſchenk anzunehmen, er wußte ſie aber zu belehren, daß eine ſo rittermäßige Galanterie den ſtrengſten Begriffen der Damen von der Unverletzbarkeit ihrer ſonſtigen Verbindungen nicht widerſpräche. Sie willigte

also in sein Begehren ein und gab ihm einen schriftlichen Befehl an den Archimandriten des Klosters mit, Vorzeigern Audienz bei der traurenden Kalliste zu gestatten. Friedbert saß frühe auf, Hoffnung und Zweifelmut spornten den Rappen an, bald zu erfahren, wie seine Geliebte ihn aufnehmen würde; alle Umstände ließen indessen vorläufig vermuten, daß sie ihm den Schleierraub verziehen habe. Mit klopfendem Herzen trat er in die jungfräuliche Zelle ein. Das Fräulein saß auf einem Sofa abwärts des Einganges, ihr natürlich gelocktes Haar floß über die Schultern herab und war nur mit

einem blauen Bande nachläßig umschlungen. Ihr in sich gekehrter Blick und ihre Miene schienen tiefen Kummer zu verraten, und das Haupt unterstützte ihr schwanenweißer Arm. Sie schien auf den Ankommenden eben nicht groß zu achten; doch ein unerwarteter Fußfall von ihm ließ eine wichtigere Botschaft als einen mütterlichen Morgengruß oder eine Nachfrage nach ihrem Befinden vermuten; sie schlug die holden Augen auf und erkannte den Fremdling, der ihr zu Füßen lag. Verwunderung und Staunen gaben ihr eine unwillkürliche Bewegung, sie schreckte auf gleich einem Rehe, das bei anscheinender Gefahr die Flucht nimmt. Er faßte ihre zarte Hand mit Inbrunst. Sie stieß ihn aber mit zornmütiger Ge-

bärde von ſich. „Hinweg von mir, betrüglicher Mann!“ ſprach ſie, „es iſt gnug, daß du mich einmal hintergangen haſt, den zweiten Raub ſollſt du nicht an mir begehen!“ Friedbert hatte ſich dieſes Straußes beim Empfang wohl verſehen, darum ließ er ſich nicht irren, die Apologie ſeiner verliebten Schalkheit mit der den Liebenden gewöhnlichen Überzeugungsgabe der ſchönen Kalliſte ans Herz zu legen, in welchem er einen gültigen Vorſpruch zu finden hoffte. Und weil nichts leichter entſchuldiget wird als Beleidigungen auf Rechnung unbegrenzter Liebe, wenn beide Teile übrigens in der Hauptſache übereinſtimmen, geſetzt, daß der Zwiſt auch ein wichtiger Objekt als einen Schleierraub beträfe: ſo beſänftigte ſich der Unwille des Fräuleins mit jedem neuen Verteidigungsgrunde immer mehr. Sobald er merkte, daß ſeine Argumente zur Beſchönigung des Raubes in ihrem Herzen Eingang fanden, war ihm nicht mehr bange, daß ſie ihm nun entwiſchen würde, weder durch die Tür noch zum Fenſter hinaus. Das augenſcheinliche Dokument ſeiner Treue, daß er aus Schwabenland bis in die Cykladen ihr gefolget war, und die Überzeugung ihrerſeits, daß er bis an der Welt Ende ſie würde aufgeſucht haben, erwarb ihm endlich völlige Verzeihung. Das Fräulein tat ihm das Geſtändnis der Liebe und die Gelübde, das Los des Lebens mit ihm zu teilen.

Der nach ſo vielen Schwierigkeiten erlangte Sieg ſetzte den erhörten Friedbert in ſolch Entzücken, daß er das Maß ſeiner Glückſeligkeit nicht umfaſſen konnte. Wonnetrunken eilte er unter der ſchönen Geleitſchaft ſeiner Geliebten in den mütterlichen Palaſt zurück. Zoe war über die Maßen verwundert, daß die trübſinnige Kalliſte den Vorſatz, in der Abgeſchiedenheit von der menſchlichen Geſellſchaft ihre Jugend zu vertrauren, ſo urplötzlich aufgegeben hatte und mit heitrer Stirn, auf welcher keine Spur der Schwermut mehr zu entdecken war, in ihr Zimmer eintrat. Es fehlte wenig, daß Fried-

bert nicht zum zweitenmal in den Verdacht einer Zauberei geriet, zumal da die Mutter aus dem Munde der Liebenden vernahm, daß die Präliminarien ihrer untrennbaren Vereinigung so gut als unterzeichnet waren; denn ihr war nicht in den Sinn gekommen, zu gedenken, daß die Gelobung des irrenden Ritters, der Dame seines Herzens einen Ring zu überliefern, auf die Gegensteuer ihres Herzens abziele, vornämlich da sie vermeinte, ein früherer Kompetent habe davon bereits Possess ergriffen und zum Beweistum seiner Gerecht-

same schon Feuer auf dem Herde, als in seinem Eigentum, angezündet. So sehr übrigens Friedbert der Fürstin Günstling war, so wenig vermochte diese Prädilektion über ihre standesmäßigen Vorurteile in Absicht einer gleich edeln Geburt. Ehe sie daher die förmliche Einwilligung zur Vermählung gab, forderte sie den Glücksritter auf, sich einer stiftsmäßigen Ahnenprobe zu unterwerfen. Ob nun wohl zu Naxos so wie überall genealogische Schmiede vorhanden waren, in deren Werkstatt er sich mit leichter Mühe eine eherne Stammtafel hätte können schmieden lassen, so lang und breit, als zu dieser Formalität erforderlich war: so qualifizierte er sich

doch mit gutem Bedacht zu der Fähigkeit, in eine ſo illüſtre Sippſchaft zu gelangen, durch das Zeugnis der Liebe, die, wie er ſagte, gern Gleiches zu Gleichem paare und nicht Dohlen mit dem Adlergeſchlecht oder Eulen mit dem Straußen gatte. Überdies wies er auf ſeinen Degen, welcher als der unverwerflichſte Zeuge die Ehre ſeiner Geburt gegen männiglich zu behaupten bereit ſei. Gegen die Gültigkeit dieſer Beweiſe fand Zoe nichts einzuwenden, beſonders da ſie merkte, daß der Fremdling die ſchöne Kalliſte empfindſam gemacht hatte, und in dieſem Fall hat eine kluge Mutter keine andere Wahl, wenn ſie den goldnen Hausfrieden nicht gefliſſentlich ſtören will, als die Wahl der lieben Tochter gutzuheißen und allen mütterlichen Gerechtſamen, in die Herzensangelegenheiten derſelben einzureden, gänzlich zu entſagen.

Fräulein Kalliſte ſtempelte den ehrlichen Friedbert zu einem Tetrarchen von Schwabenland mit eben dem Rechte, nach welchem der heilige Stuhl Biſchöfe und Prälaten in partibus kreiert, und unter dieſem glänzenden Titel führte ſie der Glücksprinz zum Altare, wo ſie den ihr gelobten Ring empfing, welchen ſie den Tag nach dem Beilager der harrenden Mutter getreulich überlieferte. Der neugeprägte Tetrarch fand nun keinen Anſtand weiter, die Geſchichte des Ringes der Fürſtin Schwiegermutter treuherzig zu eröffnen, wie er durch Erbgangsrecht vermöge des Vermächtniſſes des Vater Benno dazu gelangt ſei, und bei dieſer Gelegenheit erzählte er die ganze Geſchichte des ehrwürdigen Einſiedlers. Zoe vergalt dieſen aufrichtigen Bericht mit gleicher Offenherzigkeit und geſtund den abſichtlichen Hinterlaß des Ringes in ihrem Handſchuh am Schwanenteiche, mit dem Beifügen, daß Vater Benno den geheimen Sinn dieſer Hieroglyphe ſich ganz richtig erkläret, daß es nicht an ihr gelegen habe, den Beſuch am Weiher nicht zu wiederholen, ſondern ihrem tyranniſchen Gemahl ſei durch eine ſchwatzhafte Baſe von ihrer damaligen

Begleitung das Abenteuer verraten worden, er sei darüber so ergrimmt, daß er sich alsbald des magischen Schleiers bemächtiget und dieses herrliche Geschenk der Natur in der ersten Wut in tausend Stücken zerrissen habe, wodurch ihr die Rückkehr ins Fayenbad sei unmöglich gemacht worden. Die ausharrende Beständigkeit des getreuen Eremiten machte ihr viel Vergnügen, und sie belohnte solche durch ein zärtliches Andenken an den guten Benno. Weil sich nun aus der Erzählung des Eidams ergab, daß jener selbst den Schleierraub veranlaßt habe, welcher diesem allerdings zu gutem Glück gediehen war, so erhielt er dafür von der gutherzigen Dame desto leichter völlige Verzeihung, und seine Verdienste um den geliebten Altvater machten ihr den schwäbischen Eidam wert bis an ihren Tod.

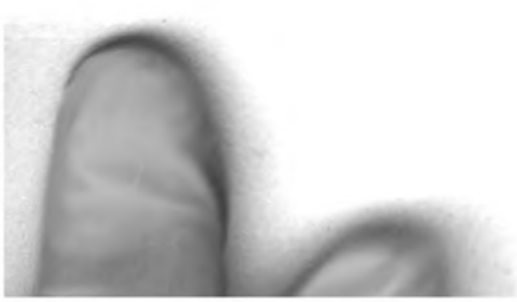
Friedbert lebte mit seiner sich immer verjüngenden Gemahlin im Genuß eines Eheglücks, welches heutigen Tages nur in den süßen Idealen schwärmerischer Liebe anzutreffen ist, die das Dornengebüsch der Ehe sich immer als einen Rosengarten abzubilden pfleget. Kalliste bedauerte nur, daß sie ihren Gemahl des herrlichen Prärogativs des Wunderbades nicht gleichfalls teilhaftig machen konnte; denn da sie nach fünfundzwanzig Jahren mit ihm die Silberhochzeit feierte, bleichten schon seine braunen Locken und gewannen an den Spitzen eine Silberfarbe, wie wenn der erste Schnee auf den Hügeln und Bergen die Ankunft des Winters verkündet. Die schöne Kalliste glich dagegen noch immer einer aufblühenden Rose in den Tagen des schönsten Lenzes.

Die Tradition sagt nichts davon, ob das Eheglück des zärtlichen Paares unverrückt fortgedauert habe, da sich in der Folge Winter und Frühling begegneten; oder ob nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur bei dem Kampfe zweier entgegengesetzten Jahreszeiten lieblicher Sonnenschein mit Sturm und Schneegestöber abwechselten. Aber wenn dem Gerüchte

zu trauen iſt, ſo haben die Lyoner Damen aus keiner andern Urſache die Luftſchwimmer ſo ſehr begünſtiget und zum Behuf aeroſtatiſcher Verſuche ſo fleißig ſubſkribiert*, als der herrlichen Erfindung des Luftballs ſtatt eines Transportſchiffes ſich zu bedienen, um geſchwind und bequem die Reiſe nach den entlegenen Schönheitsquellen zu unternehmen und die Wirkſamkeit derſelben unter Hoffnung genealogiſcher Begünſtigungen zu prüfen, wenn Herr Pilatre von Rozier ſich wird erbitten laſſen, das Steuerruder zu führen.

* Laut öffentlicher Zeitungsnachrichten.

Ulrich mit dem Bühel



Digitized by Google

Nahe beim Fichtelberge an der böhmiſchen Grenze lebte zu Kaiſer Heinrich des vierten Zeiten ein wackrer Kriegsmann, mit Namen Egger Genebald, auf ſeinem Lehn, das ihm für den wälſchen Heerszug zu Teil ward, hatte im Dienſt des Kaiſers viel Städte und Flecken geplündert und großes Gut erbeutet, davon er drei Raubſchlöſſer erbauete in einem düſtern Walde; Klauſenburg auf der Höhe, Gottendorf im Tal und Salenſtein am Fluſſe. In dieſen Schlöſſern zog er mit vielen Reiſigen und Knechten aus und ein, mochte ſich des Raubens und Plünderns nicht entwöhnen und übte das Fauſt- und Kolbenrecht, wo er konnte. Oft überfiel er mit ſeinen Gewappneten aus einem Hinterhalte die Kaufleute und Reiſenden, Chriſten oder Juden, das galt ihm gleich, wenn er ihrer nur mächtig zu werden vermeinte; oft brach er eine lieder-

liche Urſach vom Zaun, ſeine Nachbarn zu befehden. Ob es ihm gleich vergönnt war, in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlin zu raſten, um nach dem Ungemach des Krieges das Glück der Liebe zu ſchmecken, ſo hielt er doch die Ruhe für Weichlichkeit; denn nach der Denkungsart ſeines ehernen Zeitalters waren Schwert und Speer in der Hand des deutſchen Adels, was Spaten und Senſe in der Hand des friedliebenden Landmannes ſind, die Werkzeuge eines ehrlichen Gewerbes. Und traun! Der Ritter nährte ſich ſeines anmaßlichen Berufs unverdroſſen.

Da er aber mit dieſem Unfug allen ſeinen Grenznachbarn Überlaſt machte und keiner ſein Eigentum für ihm ſichern konnte, beſchloſſen ſie einen Rat über ihn und verſchworen ſich, Gut und Blut dran zu ſetzen, den räuberiſchen Weih aus dem Neſte zu vertreiben und ſeine Feſten zu zerſtören. Sie ſandten ihm einen Fehde- und Abſagebrief, rüſteten ihre Mannſchaft und belagerten, auf einen Tag, ſeine drei Schlöſſer, da er im freien Felde gegen die Verbündeten nicht beſtehen konnte. Hugo von Kotzau zog mit ſeinem Volk vor Klauſenburg auf der Höhe; der Ritter Rudolph von Rabenſtein lagerte ſich vor Gottendorf im Tal, und Ulrich Spareck, der Tummler genannt, legte ſich mit ſeinen Bogenſchützen vor Salenſtein am Fluſſe.

Als Egger Genebald von allen Seiten ſich beängſtiget ſahe und hart bedränget wurde, faßte er den Anſchlag, mit dem Schwerte ſich freie Bahn durch die feindlichen Haufen zu machen und ins Gebürge zu fliehen. Er ſammlete ſein Volk um ſich her, und nachdem er die Kriegsleute angemahnet hatte, ſich hurtig zu halten, um entweder zu ſiegen oder zu ſterben, ſetzte er ſeine Gemahlin, die ſich der Entbindung verſahe, auf ein wohlzugerittenes Roß und beſtellte einen ſeiner Leibdiener zu ihrer Aufwartung. Ehe aber noch die Zugbrücke niedergelaſſen und das eiſerne Tor aufgetan wurde, rief er

ihn beiseits und sprach: „Hüte meines Weibes im Nachzug als deines Augapfels, solange mein Panier wehet und der Federbusch auf meinem Helm empor stehet; sofern ich aber erliege im Streit, so wende dich nach dem Walde und verbirg sie daselbst in der Felsenkluft, die dir wohl bekannt ist. Dort erwürge sie in der Nacht mit dem Schwert, daß sie nicht weiß, wie ihr geschieht. All mein Gedächtnis soll vertilget werden auf Erden, daß mein ehelich Gemahl oder die Frucht ihres Leibes nicht der Spott meiner Feinde werde." Nachdem er dieses gesagt hatte, tat er einen mutigen Ausfall aus dem

Schlosse, also daß die Feinde in groß Schrecken gerieten und sich schon nach der Flucht umsahen. Da sie aber das geringe Häuflein gewahr wurden, das sich ermächtigte, gegen ein ganzes Heer zu streiten, schöpften sie frischen Mut, stritten als mannliche Helden, umringten die feindliche Schar, erschlugen den Ritter samt seinen Knechten, daß nicht einer davon kam, außer dem Leibdiener, der im Getümmel des Kampfes die edle Frau davonführte und sie in die Waldhöhle verbarg.

Als sie hineintrat, benahm ihr Kummer und Angst den Odem, daß ihr eine Ohnmacht zuzog und sie sichtlich dahinstarb. Da gedachte der Diener an das Wort seines Herrn,

wollte ſchon das Schwert zücken und ſeiner holden Gebieterin das Herz damit durchbohren. Doch jammerte ihn des ſchönen Weibes, und ſein Herz wurde in heißer Liebe gegen ſie entzündet. Wie ſie wieder zur Beſonnenheit kam, beweinte ſie mit einem Strom von Zähren ihr Unglück und den Tod ihres Gemahls, rang die Hände und wimmerte laut. Da trat der Verſucher zu ihr und ſprach: „Edle Frau, ſo Ihr wüßtet, was Euer Gemahl über Euch beſchloſſen hat, ſo würdet Ihr Euch nicht ſo traurig gebärden. Er tat mir Befehl, Euch in dieſer Höhle zu ermorden, aber Eure ſchönen Augen haben mir verwehret, ihm zu gehorchen. So Ihr mich nun hören wollt, weiß ich guten Rat für mich und Euch. Vergeſſet, daß Ihr meine Gebieterin waret: das Geſchick hat uns jetzt gleich gemacht. Ziehet mit mir gen Bamberg in meine Heimat, dort will ich Euch zu meiner Hausfrau nehmen, Euch ehrlich halten und auch des Kindleins, das Ihr unterm Herzen traget, als des meinen pflegen. Entſaget dem Stande, worin Ihr geboren waret: Hab und Gut iſt dahin; die Feinde Eures Herrn würden nur ſtolzen Spott mit Euch treiben, ſo Ihr in ihre Hände fielet, und was wolltet Ihr, als eine verlaßne, troſtloſe Wittib, ohne mich beginnen?“

Der edlen Frau ſtieg das Haar zu Berge, und ein Totenſchauer lief ihr längs dem Rücken herab, über dem, was ſie zu hören bekam. Sie entſetzte ſich eben ſo ſehr über den grauſamen Befehl ihres Gemahls als über die Vermeſſenheit des Dieners, der ſich erfrechte, ihr ſeine unwürdige Liebe zu erklären. Gleichwohl ſtund ihr Leben jetzt in der Hand eines Knechtes, der ſeines Herrn Willen tat und ſeiner Pflicht Gnüge zu leiſten vermeinte, wenn er ſie deſſen beraubte. Sie wußte keinen andern Rat, als ihren Schergen und deklarierten Liebhaber bei Gutem zu erhalten. Darum tat ſie ſich Gewalt an, eine verſchämte falſchfreundliche Miene anzunehmen und ſprach: „Loſer Schalk, haſt du mir das Geheimnis

meines Herzens aus den Augen geleſen, daß du weißt, nach welchem Buhlen es verlangt? — Ach! du weckſt den Funken zur lodernden Flamme auf, der unter der Aſche meines zerſtörten Glückes für dich glimmt! — Aber laß mich jetzt im Winkel meinem erſchlagnen Gemahl ein Tränlein weinen, morgen alles Unglücks vergeſſen und mein Schickſal mit dir teilen."

Der verliebte Diener, der ſich eines ſo leichten Sieges bei der ſchönen Frau nicht verſehen hatte, war vor Freuden außer ſich, da er hörte, daß ſie ihm mit heimlicher Liebe bereits zugetan ſei, er umfaßte ihre Knie, ſich der großen Gunſt zu bedanken, und überließ ſie ungeſtört ihrer ſtillen Traurigkeit. Er bereitete ihr ein Lager von Moos und legte ſich zu ihrer Hut quer vor den Eingang der Höhle. Der ſchönen Witwe kam kein Schlaf in die Augen, wiewohl ſie ſich ſtellte, als ob ſie ſanft ſchlummere. Sobald ſie den frechen Wicht ſchnarchen hörte, ſprang ſie hurtig von dem Lager auf, zog gemachſam ſein Schwert aus der Scheide, ſchnitt ihm flugs damit die Gurgel und zugleich den ſchönſten Traum ſeines Lebens entzwei. Er hatte kaum zu ihren Füßen die Seele ausgezappelt, ſo ſchritt ſie hurtig über den Leichnam aus der Höhle und irrete durch den düſtern Wald, ohne zu wiſſen, wo ſie der Zufall hinführen würde. Sie vermied ſorgfältig das freie Feld, und wenn ſich etwas regte oder wenn ſie in der Ferne Menſchen erblickte, verbarg ſie ſich tief ins Gebüſche.

Drei Tage und drei Nächte war ſie alſo in großer Betrübnis herumgeirret, ohne etwas anders zur Erquickung zu genießen als einige Walderdbeeren, und war ſehr ermattet. Ach! da vermerkte ſie, daß die Zeit herannahe, daß ſie gebären ſolle. Sie ſetzte ſich unter einen Baum, fing bitterlich an zu weinen und über ihren Zuſtand laut zu wehklagen. Da ſtund unverſehens ein altes Mütterlein vor ihr, als wenn ſie aus der Erde herausgewachſen wär, die tat ihren Mund auf

und frug: „Edle Frau, was weinet Ihr, und womit steht Euch zu helfen?“ Die Bekümmerte empfand großen Trost, daß sie eine menschliche Stimme vernahm. Als sie aber aufschauete und ein häßliches, altes Weib mit zitterndem Haupte, auf einen hainbüchenen Stab gelehnt, neben sich erblickte, die selbst Hülfe zu bedürfen schien, und unter ihren roten Augen ein lederfarbenes Wackelkinn ihr entgegenstreckte, mißbehagte ihr der Anblick so sehr, daß sie das Angesicht von ihr wandte und mutlos antwortete: „Mutter, was begehrest du mein Leiden zu erfahren, es stehet doch nicht in deiner Macht, mir Hülfe zu leisten.“ — „Wer weiß,“ versetzte die Alte, „ob ich Euch nicht helfen kann, offenbaret mir Euren Kummer.“ — „Du siehest,“ sprach die Witwe, „wie es mit mir ist, die Zeit meiner Entbindung nahet heran, und ich irre in diesem wilden Gebürge einsam und verlassen.“ — „Wenn dem also ist,“ erwiderte die Alte, „so findet Ihr bei mir freilich schlechten Trost: ich bin eine Jungfrau meines Zeugnisses, weiß um die Notdurft kreißender Weiber keinen Bescheid, habe mich nie darum gekümmert, wie der Mensch in die Welt eingehet, sondern nur, wie ich mit Ehren herausgehen mag. Folgt mir indeß in mein Haus, daß ich Euer pflege, so viel ich kann.“

Die hülflose Frau nahm den guten Willen für die Tat an und gelangte unter der Geleitschaft der Oberältesten ihrer jungfräulichen Zeitgenossenschaft in einer dürftigen Hütte an, wo sie etwas weniger Bequemlichkeit fand, als unter freiem Himmel. Doch genas sie unter dem Beistande der Sibylle glücklich eines Töchterleins, welches die Mutter selbst nottaufte und es der keuschen Wirtin zu Ehren Lukrezia nannte. Ungeachtet dieser Politesse mußte die Wöchnerin doch mit so frugaler Kost vorlieb nehmen, daß die strenge Diät, welche eigensinnige Ärzte den Kindbetterinnen zu verordnen pflegen, sardanapalische Mahlzeiten dagegen genennet zu werden ver-

dienen. Sie lebte bloß von Kräuterſuppen, die ohne Salz und Schmalz gekocht waren, und dabei wurde ihr von dem zähen Mütterlein das ſchwarze Brod ſo kümmerlich zugeſchnitten, als wenn's Marzipan geweſen wär. Dieſer Faſtenſpeiſen wurde die Wöchnerin, die ſich wohlauf befand und, nachdem die Milchſchauer vorüber waren, große Eßluſt verſpürte, bald überdrüſſig, ſie ſehnte ſich nach einem nahrhaften Fleiſchgerichte oder wenigſtens nach einem Eierkuchen, und der letztere Wunſch ſchien ihr nicht unerreichbar: denn ſie hörte jeden Tag in der Morgenſtunde eine Henne gackern, die ihr friſch gelegtes Ei laut rezenſierte.

Die erſten neun Tage unterwarf ſie ſich jedoch der magern Koſt ihrer Pflegerin ſtandhaft; nachher gab ſie ihr aber das Verlangen nach einer kräftigen Hühnerbrühe nicht undeutlich zu verſtehen, und da die Alte wenig darauf achtete, erklärte ſie ſich mit deutlichen Worten. „Gutes Weib," ſprach ſie, „deine Suppen ſind ſo rauh und ſtreng und das Brod ſo hart, daß mir der Gaumen davon wund iſt. Bereite mir ein Süpplein, das glatt eingehe und wohl gefettet ſei, ich will dir's lohnen. Es ſchreit ein Huhn in deinem Hauſe, das ſchlachte und richte mir's zu, daß ich durch eine gute Mahlzeit neue Kräfte zum Abzug mit meinem Kindlein gewinne. Siehe dieſe Perlenſchnur, die ich um den Hals trage, will ich dafür mit dir teilen, wenn ich weiter ziehe." — „Edle Frau," antwortete die zahnloſe Wirtſchafterin, „es ſtehet Euch nicht zu, meine Küche zu meiſtern, das verträgt keine Hausfrau von einer Fremden. Ich weiß wohl eine Suppe zu kochen und ſie niedlich und ſchmackhaft zu bereiten; hab auch, wie mich bedünken will, die Kochkunſt länger getrieben als Ihr. Meine Suppen ſind ohne Tadel und ſchlagen auf die Milch, was verlangt Ihr mehr? Von meinem Hühnlein ſollt Ihr nichts ſchmecken, das iſt meine Geſpielin und Hausgenoſſin in dieſer Einöde, ſchläft mit mir in der Kammer und ißt mit mir aus

der Schüſſel. Behaltet Eure Perlenſchnur, ich begehre keinen Teil daran, oder Lohn und Gewinn für Eure Pflege.“ Die Kindbetterin ſahe wohl, daß ihre Wirtin Küchenkritiken nicht liebte, ſie ſchwieg und aß, um ſie wieder zufrieden zu ſtellen, über Vermögen von der Kräuterſuppe, die ihr dieſe eben auftrug.

Des folgenden Tages nahm die Alte einen Handkorb am Arm und den hainbüchenen Stab in die Hand und ſprach: „Das Brod iſt aufgezehrt bis auf dies Ränftlein, das ich mit Euch teile, ich gehe zum Bäcker, neuen Vorrat zu kaufen. Wahret indeß das Haus, pfleget meines Hühnleins und hütet Euch, es abzuſchlachten. Die Eier ſind Euch vergönnt, wenn Ihr ſie ſuchen wollt, es pflegt ſie gern zu vertragen. Harret meiner Wiederkehr ſieben Tage, das nächſte Dorf liegt nur eines Feldweges von hier, für mich ſind es aber drei Tagereiſen. Wenn ich in ſieben Tagen nicht wiederkomme, ſo ſehet Ihr mich nimmer.“ Mit dieſen Worten trippelte ſie fort, doch bei ihrem Schneckengange war ſie in der Mittagsſtunde noch keinen Bogenſchuß von der Hütte, und in der Abenddämmerung verlor ihre nachſchauende Koſtgängerin ſie erſt aus den Augen.

Jetzt führte dieſe das Küchenregiment und ſpähete fleißig nach einem Ei von dem Leghuhn; ſie durchſuchte alle Winkel des Hauſes, auch alle Gebüſche und Hecken rings umher, das trieb ſie ſo ſieben Tage lang, ohne eins zu finden. Sie harrete hierauf einen Tag und noch einen auf die Alte; da dieſe aber nicht zum Vorſchein kam, verzieh ſie ſich ihrer Wiederkehr. Die Lebensmittel waren aufgezehrt, darum ſetzte ſie den dritten Tag zum peremtoriſchen Termin, wo ſie, im Nichterſcheinungsfall der Alten, ſich ihrer liegenden und fahrenden Habe als eines verlaſſnen Gutes anzumaßen vornahm. An dem Huhn, das die Eier vertrug, ſollte das Eigentumsrecht vorerſt ausgeübt werden, welches ohne Gnade zum Topfe

verurteilt war. Die neue Beſitznehmerin hatte es ſchon vorläufig in engen Gewahrſam gebracht und unter einen Korb geſperrt. Am frühen Morgen des folgenden Tages ſchärfte ſie ein Meſſer, das Huhn damit zu ſchlachten, denn es ſollte zur Valetmahlzeit dienen, und ſetzte Waſſer zum Kochen auf den Herd. Indem ſie mit dieſen Küchenanſtalten geſchäftig war, verkündigte das eingeſperrte Huhn mit großem Geſchrei ein friſchgelegtes Ei, welches als ein Zuwachs der Verlaſſenſchaft der Erbnehmerin ſehr willkommen war. Sie gedachte dadurch ein Frühſtück obendrein zu erhalten, ging alsbald es zu holen und fand es unter dem Korbe. Ihr Appetit war ſo lebhaft, daß ſie das Abſchlachten verſparte, bis ſie würde das Ei verzehrt haben. Sie ſott es hart; aber da ſie es aus dem Topfe nahm, war es ſo ſchwer wie Blei, und nachdem ſie die Schale geöffnet hatte, fand ſie nichts Eßbares darinnen, ſondern zu ihrer großen Verwunderung war die Dotter von gediegenem Golde.

Vor Freuden über dieſen Fund war ihr alle Eßluſt verſchwunden, ihre einzige Sorge ging nun dahin, das wunderbare Huhn zu füttern, es zu liebkoſen und an ſich zu gewöhnen. Sie dankte es dem Glücke, daß ſie die herrliche Eigenſchaft desſelben noch zu rechter Zeit entdeckt hatte, ehe der Kochtopf die köſtliche Eierfabrik zerſtörte. Das alchymiſche Huhn brachte ihr auch eine ganz andere Meinung von dem alten Mütterlein bei, als ſie vorher von ihr geheget hatte. Bei der erſten Bekanntſchaft nahm ſie das Weib für eine abgelebte Bäuerin, und als ſie ihre ungeſalznen Kräuterſuppen verſucht hatte, hielt ſie dieſelbe für eine Bettlerin. Nach der gemachten Entdeckung aber war ſie ungewiß, ob ſie eine wohltätige Fee, die aus Mitleid ihr ein reichliches Almoſen verliehen, oder eine Zauberin, die ſie durch Blendwerk äffte, aus ihr machen ſollte. So viel ergab ſich aus allen Umſtänden, daß etwas Übernatürliches hier mit im Spiele war, daher

gebot die Klugheit der bedachtſamen Frau, bei ihrem Abzuge aus der Wildnis des Fichtelbergs nicht ſo raſch zu Werke zu gehen, ſondern ihr Vorhaben reiflich zu überlegen, um eine unſichtbare Macht, die ihr wohlzuwollen ſchien, nicht zu erzürnen. Sie war lange unſchlüſſig, ob ſie ſich das wunderbare Huhn zueignen und mit ſich nehmen, oder ſolchem die Freiheit wieder ſchenken ſollte. Die Eier hatte ihr die Alte zugeſtanden, und in drei Tagen war ſie die Beſitzerin von drei goldnen Eiern; aber was das Leghuhn betraf, war ſie zweifelhaft, ob ſie einen Diebſtahl begehen würde, wenn ſie es mit davon nähm, oder ob ſie es als eine ſtillſchweigende Schenkung anſehen ſollte. Eigennutz und Bedenklichkeit erhoben einen ungleichen Wettſtreit gegeneinander, worin, wie gewöhnlich, der erſte die Oberhand behielt. Alſo blieb es bei der Adjudikation des Nachlaſſes der Alten, die reiſefertige Dame ſetzte das Huhn in eine Hühnerſteige, band ihr Kindlein in ein Tuch nach Zigeunerbrauch auf den Rücken, und ſo verließ das Kleeblatt der Einwohner das kleine einſame Haus in der Wüſte, in welchem nun, außer einem Heimchen, das darin zirpte, kein Hauch des Lebens mehr übrig war.

Die ſorgſame Emigrantin nahm ihren Weg gerade nach dem Walddorfe zu, wohin die Alte zu gehen vorgegeben hatte und war alle Augenblicke einer Erſcheinung von ihr gewärtig, um das Huhn zurückzufordern. Kaum war ſie eine Stunde gegangen, ſo kam ſie auf einen gebahnten Weg, der gerade in das Dorf führte. Die Neugierde trieb ſie, im Backhauſe nach dem alten Mütterlein Nachfrage zu halten, welches hier zuweilen Brod einzukaufen pflege. Allein niemand wollte etwas von ihr wiſſen, oder ſie jemals geſehen haben. Das bewog ihre Hausgenoſſin, etwas von dem Aufenthalte in der Einſiedelei der Alten zu erzählen. Die Bäuerinnen verwunderten ſich höchlich über dieſe Begebenheit, keine wußte von dem Hauſe im Gebürge, und nur ein wohlbetagtes Weib er-

innerte ſich, von ihrer Großmutter gehört zu haben, daß eine Waldfrau im Gebürge hauſe, die ſich alle hundert Jahre einmal ſehen laſſe, um ein gutes Werk auszuüben und dann wieder verſchwinde. Dadurch wurde der edlen Frau das Rätſel ziemlich gelöſet, ſie zweifelte nicht, daß ſie gerade den glücklichen Zeitpunkt getroffen habe, wo der unbekannten Bewohnerin des Fichtelberges vergönnt geweſen ſei, ihre wohltätige Hand gegen ſie aufzutun. Sie hielt das Huhn, welches fortfuhr, jeden Tag ein goldnes Ei zu legen, nun zwiefacher Ehren wert, nicht allein um des reichen Gewinnes willen,

welchen es ihr einbrachte, ſondern vornehmlich als ein gutes Andenken an ihre treue Pflegerin in dem hülfloſen Zuſtande, worin ſie ſich befunden hatte, und ſie bedauerte nur, daß ſie mit der alten Mutter nicht nähere Bekanntſchaft gemacht hatte. Dadurch hätte ſich die edle Frau allerdings um die wißbegierige Nachwelt ein unſterbliches Verdienſt erwerben können, wenn ſie ihre Wirtin ausgeforſcht und von ihrer Natur und Beſchaffenheit genaue Kundſchaft eingezogen hätte, ſo wüßten wir zu ſagen, ob ſie eine Nonne oder eine Elfe, eine verwünſchte Prinzeſſin, eine weiße Frau oder eine Zauberin und Zunftgenoſſin der Circe oder der Hexe zu Endor geweſen ſei.

Ihre Gastfreundin heuerte in dem Walddorfe einen Wagen mit Ochsen bespannt* und fuhr damit nach Bamberg, wo sie nebst dem zarten Fräulein, dem Hühnlein und einer Mandel Eier wohlbehalten anlangte und sich daselbst häuslich niederließ. Anfangs lebte sie daselbst sehr eingezogen und ließ ihr einziges Geschäfte die Erziehung ihres Töchterleins und die Pflege des wundersamen Leghuhns sein. Als sich aber mit der Zeit der Eiersegen mehrte, kaufte sie viel Ländereien und Weinberge, auch Landgüter und Schlösser, und lebte als eine reiche Frau von ihren Renten, tat den Armen Gutes und bedachte die Klöster. Wodurch der Ruf ihrer Frömmigkeit und ihres großen Vermögens sich so ausbreitete, daß sie die Aufmerksamkeit des Bischofs auf sich zog, der ihr wohlwollte und ihr viel Achtung und Freundschaft bewies. Fräulein Lukrezia wuchs heran und wurde wegen ihrer Sittsamkeit und Schönheit von Klerus und Laien bewundert, und den geistlichen Herren dienten ihre Reize nicht minder zur angenehmen Augenweide, als den fleischlichen**.

Um diese Zeit berief der Kaiser einen Reichstag nach Bamberg***. Durch so viele Hofhaltungen der Prälaten und Fürsten wurde die Stadt also eingeengt, daß die Mutter nebst ihrer Tochter, um dem Getümmel auszuweichen, auf eines ihrer

* Die Ochsenfuhren waren in Deutschland vor Zeiten nichts Ungewöhnliches, selbst Fürsten bedienten sich ihrer. Als Kaiser Maximilian der Erste einsmals durch Franken zog, wurden auf einer Station anstatt der Pferde vier Joch Ochsen vor seinen Wagen gespannt, welches er sich gefallen ließ und scherzweise zu seinen Hofdienern sagte: Seht, da fährt das römische Reich mit Ochsen um. ** Der entgegengesetzte Begriff von geistlich ist weltlich und auch fleischlich. Aus Unkunde der Sprache oder Übereilung verwechselte eine junge Ausländerin beide Ausdrücke. „Wer ist der Schwarzrock?" frug sie beim Eintritt zweier Herren in eine Gesellschaft. Ihr wurde geantwortet: „Ein geistlicher Herr." „So ist", erwiderte sie, „der Blaurock wohl ein fleischlicher?" Der Sprachfehler wurde belacht, aber doch eingestanden, der Ausdruck sei passend und verdiene in Umlauf zu kommen. Er paßt aber gewöhnlich für Schwarzrock und Blaurock zugleich. *** Im Jahre 1057.

Landhäuſer ſich begab. Der wohlwollende Biſchof aber machte bei Gelegenheit der Kaiſerin von dem Fräulein eine ſo vorteilhafte Schilderung, daß ſie Verlangen trug, dieſe junge Schönheit an Hof unter ihr Frauenzimmer aufzunehmen. Kaiſer Heinrichs Hofhaltung ſtund nicht in dem Geruch, daß ſie eine Schule ſtrenger Zucht und Tugend ſei*, daher ſträubte ſich die ſorgſame Mutter gegen dieſes Vorhaben, ſoviel ſie konnte, und bedankte ſich dieſer der Tochter zugedachten Ehre. Die Kaiſerin beſtand gleichwohl auf ihrem Sinn, und des Biſchofs Anſehen vermochte ſo viel über die bedenkliche Frau, daß ſie endlich einwilligte. Die keuſche Lukrezia erſchien bei Hofe und wurde als eine üppige Hofdame aufgeſchmückt, bekam das Nadelkäſtlein der Kaiſerin in Verwahrung und trug, nebſt andern Jungfrauen von edler Geburt, ihr an Hoffeſten die Schleppe nach. Aller Augen warteten auf ſie, wenn die Kaiſerin hervorging, denn nach dem einmütigen Geſtändniſſe der Höflinge war ſie die Grazie unter den Nymphen des kaiſerlichen Gefolges.

Bei Hof iſt jeder Tag ein Feſt. Dieſer Taumel von abwechſelnden Vergnügen, die an die Stelle der einförmigen Lebensart unter mütterlicher Aufſicht traten, erfüllten ihre Seele mit unausredbarem Wonnegefühl, ſie glaubte, wo nicht in den Schoß der Seligkeit, dennoch in den Vorhof desſelben, den empyreiſchen Himmel, verſetzt zu ſein. Zum Nadelgelde hatte ihr, außer dem Gehalt vom Hofe, die gutmütige Mutter noch ein Schock Eier von dem magiſchen Huhn ausgeſetzt. Daher fehlte es ihr nicht, ſich jeden Wunſch des Herzens gewähren zu können, der für junge Schönen denkbar iſt, welche Amors Pfeil noch nicht verwundet hat, und die das höchſte

* Das beweiſen die Gravamina der ſächſiſchen Stände, die ſie durch eine feierliche Geſandtſchaft nach Hofe gelangen ließen, welche darauf antragen mußte, der Kaiſer möchte die Konkubinen wegſchaffen, ſich an einer Gemahlin begnügen und ein unbeſcholtner Leben führen.

Ideal ihrer Glückseligkeit mit kindischem Ergötzen in dem Flitterglanze des Putzes suchen, den sie nicht um einen Heiligenschein vertauschen würden. Sie tat es an Kleiderpracht allen Jungfrauen ihrer Gebieterin zuvor, die sie zwar heimlich darum neideten und ins Angesicht ihren feinen Geschmack lobten, ihr nach Hofes Sitte freundlich liebkoseten und allen Verdruß und Unwillen tief ins Herz verschlossen: denn die Kaiserin war ihr mit Huld und Gunsten beigetan. Die Grafen und Herren schmeichelten und liebkoseten ihr nicht minder, doch ohne alle Gleisnerei, jedes Wort kam aus dem Herzen: Frauenlob ist glatt wie Öl in der Männer Munde, aber wie Essig scharf und beizend auf der weiblichen Zunge.

Da ihr unaufhörlich des Hofes süßer Weihrauch duftete, wär's in Wahrheit ein größer Wunder gewesen, als ein güldnes Hühnerei, wenn die helle Politur ihrer reinen weiblichen Seele von dem Roste der Eitelkeit nicht wäre angefressen worden. Die süße Näscherei verwöhnte sie zum immerwährenden Verlangen, sich was Schönes vorsagen zu lassen, und sie forderte, als eine ihr zugehörige Gerechtsame das Geständnis, sie sei die schönste aller Jungfrauen am Hofe. Diese schmeichelnde Idee wurde bald Mutter und gebar die buhlerische Koketterie, sie ging darauf aus, Fürsten und Grafen und die Edlen des Hofes an ihren Siegeswagen zu spannen, und wo sie es vermöchte, das gesamte römische Reich deutscher Nation im Triumph aufzuführen. Sie wußte diese stolze Absicht unter die Maske der Bescheidenheit zu verbergen, dadurch gelang ihre Freibeuterei nur desto besser: sie setzte, wenn sie nur wollte, jedes empfindsame Herz in Brand, und

dieſe Sucht zu ſengen und zu brennen, ſchien das einzige Erbſtück, das aus der väterlichen Verlaſſenſchaft auf ſie gekommen war. Wenn ſie ihre Abſicht erreicht hatte, zog ſie ſich mit ſprödem Kaltſinn zurück, täuſchte die Hoffnung aller, die um ihre Gunſt buhlten und ſahe mit mutwilliger Schadenfreude, wie geheimer Kummer die Unglücklichen folterte und Gram und Bleichſucht an ihren vollen Wangen zehrte. Sie ſelbſt aber hatte mit der ehernen Mauer der Unempfindlichkeit ihr Herz umſchloſſen, welche keiner ihrer Champions zu überwältigen vermochte, um ſich hinein zu ſtehlen und zur Wiedervergeltung es gleichfalls in Flammen zu ſetzen. Sie wurde geliebt und liebte nicht wieder, entweder weil ihre Stunde noch nicht gekommen war, oder weil der Ehrgeiz die zärtliche Leidenſchaft überwand, oder weil ihre Gemütsart ſo ſchwankend und unbeſtändig war wie die offenbare See, daß der Keim der Liebe in dem hüpfenden unruhigen Herzen nicht anwurzeln konnte. Die verſuchteſten Minneſöldner, die wohl merkten, daß dem Terrain nichts abzugewinnen ſei, ließen es daher nur immer bei einem blinden Angriff bewenden, ſchlugen oft Lärmen und defilierten bald wieder in aller Stille ſeitab; machten es bald wie unſre luſtigen Herren, die an jedes weibliche Herz anpochen, wenn's in einem ſchönen Buſen ſchlägt, aber Hymens reine Fackel, wie die Raubtiere in den afrikaniſchen Wüſteneien das Feuer, ſcheuen. Die Minderkundigen hingegen, die mit dämiſchem Zutrauen in vollem Ernſte den Angriff wagten, wurden mit Verluſt ihrer Ruhe und Zufriedenheit, weil das Fräulein ihrer Schanze wohl wahrte, abgeſchlagen.

Seit mehrern Jahren folgte dem Hoflager des Kaiſers ein junger Graf von Klettenberg, der, einen kleinen körperlichen Fehler ausgenommen, der liebenswürdigſte Mann bei Hofe war. Er hatte eine verrenkte Schulter und davon den Beinamen Ulrich mit dem Bühel: ſeine übrigen Talente und ge-

fälligen Eigenſchaften aber machten, daß auch der ſtrenge Areopagus der Damen, die die Wohlgeſtalt eines Adonis zu meiſtern wagen, über dieſe Unvollkommenheit hinweg ſahe und ſie bei ihm durch keinen Tadel rügete. Er ſtund bei Hof in gutem Anſehen und wußte dem ſchönen Geſchlecht ſo viel Verbindliches zu ſagen, daß ihm alle Damen, die Kaiſerin ſelbſt nicht ausgenommen, günſtig waren. Sein Witz war unerſchöpflich, neue Vergnügen zu erſinnen und den gewöhnlichen Hofluſtbarkeiten neuen Reiz und Hochgeſchmack mitzuteilen, daß er ſich im Frauenzimmer unentbehrlich gemacht hatte. Wenn der Hof bei üblem Wetter oder bei den böſen Launen des Kaiſers, deren ihm der Vater Papſt gar viele machte, in träger Langerweile ſchmachtete, ſo wurde Graf Ulrich berufen, den Geiſt des Mißmuts zu verſcheuchen und Fröhlichkeit und Scherz in die kaiſerliche Hofpfalz wieder einzuführen.

Obgleich ein Damenzirkel das eigentliche Element war, worin er lebte und webte, ſo wußte er doch dem ſchalkhaften Amor immer auszuweichen, daß ihn dieſer nicht mit der Harpune ſeines unwiderſtehlichen Wurfpfeils erreichte und er der Leine hätte folgen müſſen. Schäkerhafte Minne war ſein Freudenſpiel; aber wenn ihm ein Weib Feſſeln zugedacht hatte, zerriß er ſie, wie Simſon die ſieben neuen Baſtſeile, womit ihn ſeine betrügliche Buhlerin band. Er wollte nur, ebenſo wie die ſtolze Lukrezia, Feſſeln anlegen, aber keine tragen. Es konnte nicht fehlen, daß zwei ſo gleich geſtimmte Seelen, die der Zufall einander ſo nahe gebracht hatte, daß ſie unter einem Himmel lebten, unter einem Dache wohnten, in einem Gemach tafelten und unter einer Laube Schatten ſuchten, endlich zuſammentreffen und ihre Talente an einander verſuchen mußten.

Lukrezia faßte den Anſchlag, an dem Grafen eine Eroberung zu machen, und weil er im Rufe war, daß er der wankel-

mütigſte Liebhaber bei Hofe ſei, beſchloß ſie, ihn feſter zu halten als ihre übrigen Champions, die ſie nach den Jahreszeiten, wie die Modewelt ihre Kleider, zu wechſeln pflegte, und ihn nicht eher zu entlaſſen, bis ſie den Ruhm erlangt hätte, den unbeſtändigen Wandelſtern fixiert zu haben. Ihn aber trieb der Ehrgeiz, mit dem ſchönſten Hoffräulein eine Intrike anzuſpinnen, alle Nebenbuhler auszuſtechen und ihnen ſeine Überlegenheit in der Kunſt zu lieben empfinden zu laſſen, und wenn ſie vor ihm die Segel würden geſtrichen haben, dann flugs den Anker zu lichten und auf den Fittichen der Winde in den Hafen eines andern liebevollen Herzens einzulaufen. Beide Mächte rüſteten ſich zum wechſelſeitigen Angriff, und die Operationen gingen auf dem Blumengefilde der Liebe von der einen und der andern Seite nach Wunſch vonſtatten.

Es ſchmeichelte dem Fräulein ungemein, daß der Liebling des Hofes, auf den ſie ſchon lange eine geheime Abſicht gehabt hatte, jetzt freiwillig kam, ihren Zauberreizen zu huldigen, und daß ſie Gelegenheit fand, an ihm Rache zu üben, da er ihr bisher widerſtanden hatte. Seine Blicke, die vordem flüchtig an ihr vorüber eilten, waren nun allein auf ſie gerichtet; er folgte ihr untrennbar, wie der Tag der Sonne. Alle Feten, die er dem Hofe gab, hatten auf ſie Bezug; er zog allein ihren Geſchmack bei der Anordnung derſelben zu Rate, was ſie gut hieß, wurde mit großer Pracht und Tätigkeit ins Werk gerichtet, und was nicht ihren Beifall hatte, wenn es auch die Kaiſerin ſelbſt proponiert hatte, kam nicht zuſtande. Die feinen Naſen ſpürten leicht aus, welcher Gottheit dieſer Ambra düftete, und man ſagte öffentlich, der Hof ſei ein Horn, welches laute, wie Fräulein Lukrezia den Ton angebe. Die blühendſten weiblichen Phyſiognomien wurden gelb und bleich vor Neide über dieſe ausgezeichnete Liebſchaft, bei welcher alle ſtumme Zuſchauerinnen abgeben mußten, die

ihr Herz so gern bei dem Grafen angebracht hätten, oder an dem seinigen Anteil zu haben glaubten. Er opferte aber seine Eroberungen samt und sonders der schönen Bambergerin auf, und sie schenkte zur Vergeltung auch ihren Gefangenen die Freiheit wieder, umstellte das Herz keines Höflings mehr mit Netz und Schlingen ihrer entgegenkommenden Zärtlichkeit, und ihr prüfendes Auge forschte nicht mehr nach den lüsternen Blicken verstohlner Anbeter.

Bis hieher schritt die Intrike des zärtlichen Paares ganz in der systematischen Ordnung fort, an die sich beide Teile gebunden hatten, sie glänzten beide im Vollmond wechselseitigen Genusses. Nun war es Zeit, daß dieser sich wieder zur Abnahme neigte und zwar dergestalt, daß die eine Hälfte ganz dem beobachtenden Seherauge verschwand und in Schatten zu stehen kam, indeß die andere ihren Schimmer auch noch im letzten Viertel beibehielt. Es kam jetzt darauf an, das Minnespiel durch einen Meisterstreich zu enden, der die eine Partei vor den Augen des Hofes sicherte, daß sie nicht die betrogene sei. Des Grafen Eitelkeit hatte anfangs nichts mehr beabsichtet, als das Übergewicht über alle Nebenbuhler zu gewinnen, um sich damit zu brüsten, und wenn ihm dieses gelungen wäre, seine Eroberung zu verlassen und eine neue zu suchen. Jene Absicht war erreicht; aber unvermerkt hatte der schlaue Amor, der selten ungestraft mit sich scherzen läßt, das Spiel des Stolzes und der Eitelkeit in eine ernsthafte Herzensangelegenheit verwandelt: die schöne Lukrezia hatte sein Herz erbeutet und ihn an ihren Triumphwagen angekettet. Sie blieb ihrem Plane treuer. Da ihr Herz noch nicht Teil genommen hatte und sie erwog, daß ihre Reputation als Herzensbezwingerin auf dem Spiele stehen würde, wenn ein Insurgent ihr den Gehorsam aufkündigte, ehe sie ihn in Freiheit setzte, und die Lacher nicht auf ihrer Seite sein dürften, wenn ihr Paladin die Fesseln zerbräch, welches sie im

Geheim befürchtete: ſo beſchloß ſie, ihm den Abſchied zu geben, als er am eifrigſten ſich um die Fortdauer ihrer Gunſt bewarb.

Unverſehens ergab ſich die Gelegenheit zu dieſer Kataſtrophe. Graf Ruprecht von Kefernburg, ein Landsmann und Grenznachbar Graf Ulrichs von Klettenberg, zog nach Goslar, Kaiſer Heinrichs gewöhnlichem Aufenthalt, um eine friſche, rotwangige Baſe an Hof zu führen. Hier ſahe er die

ſchöne Lukrezia, und ſie ſehen und lieben war der gewöhnliche Fall aller Ritter und Edeln, die von den vier Winden des vaterländiſchen Himmels in die altväteriſche Reichsſtadt, welche damals das deutſche Paphos war, einritten. Seine Phyſiognomie hatte für die Damen wenig Empfehlendes, und die Pflegerin ſeiner Kindheit hatte der Mutter Natur unbedachtſamer Weiſe ins Amt gegriffen, ihrem Zöglinge mehr verliehen als ihm jene beſchied, und ihn mit einem Auswuchs auf dem Rücken begabt, der ſo charakteriſtiſch war, daß er, zum Unterſchied ſeiner Namensvettern, Ruprecht mit dem Höcker zubenamet wurde. Körperliche Gebrechen wurden

in jenen Zeiten nicht durch Schneiderkunst verhehlt, sondern öffentlich zur Schau ausgestellt, in Ehren gehalten und sogar von den Geschichtschreibern der Nachwelt sorgfältig aufbewahrt. Die Hinker, die Stammler, die Schielenden, die Einäugigen, die Speckwänste und die Darrsüchtigen sind noch in gutem Andenken, wenn das Gedächtnis ihrer Taten längst erloschen ist. Der Kefernburger besaß ein großes Maß von Dreustigkeit und Selbstheit. Ob ihn gleich seine Gestalt eben nicht zu großen Erwartungen in den Regionen der Liebe berechtigte, so demütigte sie ihn doch so wenig, daß ihm die Bürde auf den Schultern gleichsam zum Schwunggewichte der Eigenliebe diente, wenigstens hielt er sie nicht für eine Klippe, woran die Hoffnung seines Liebesglückes scheitern könnte. Mutig wagte er einen Angriff auf das Herz der schönen Lukrezia, und da sie eben diesen Janustempel, der eine Zeitlang geschlossen war, wieder geöffnet hatte, so nahm sie sein Opfer mit scheinbarem Wohlgefallen an, und unter diesem glücklichen Adspekt war Goslar ihm Elysium. Der gute Graf aus der Provinz wußte freilich nicht, daß die schlaue Hofgrazie ihr Herz nur wie einen Triumphbogen gebrauchte, durch welchen sie die Scharen, die ihre Fesseln trugen, durchpassieren ließ, der aber gar nicht von der Beschaffenheit ist, einen beständigen Aufenthalt darin zu suchen.

Der zeitige Inhaber ihres Herzens ahndete seinen Fall, wie ein wankender Minister, der nicht die Entschließung hat, seinen Posten zu resignieren, sich hält, solang er kann, und zögert, bis man ihn gehen heißt. Wenn es in seiner Macht gestanden hätte, mit seiner wankelmütigen Gebieterin zu brechen, so wär es ihm vielleicht gelungen, das Spiel noch zu seinem Vorteil zu drehen, den Anschein eines Verstoßnen zu verbergen und das Auge der Lauerer irre zu führen. Er würde sich der ersten besten Liebschaft in die Arme geworfen haben. Die runde, rotwangige Thüringerin kam wie gerufen, ihm

zu dieſem Gaukelſpiel die Hand zu bieten. Allein ſein ganzes Minneſyſtem hatte ſich durch die Dazwiſchenkunft einer ernſten Leidenſchaft ganz verſchoben, und er hatte nun gleiches Schickſal mit den Schauſpielern auf unſern Liebhabertheatern, die ſich in die verliebten Rollen ſo hineinſtudieren, daß ſie ihre theatraliſche Laufbahn mit der Hochzeit zu beſchließen pflegen. Der Schmetterling, der das Licht oftmals ungeſtraft umgaukelt hatte, blieb daran bekleben, und die heiße Flamme vereitelte die letzten Zuckungen ſeines Strebens nach Freiheit.

Dieſen Verluſt der Freiheit nahm er erſt wahr, da er an ſeinem Landsmann, dem Kefernburger, einen Nebenbuhler entdeckte, den er zwar eben nicht fürchtete; durch welchen er aber doch belehret wurde, daß ſeine Geliebte das Gefühl wahrer Zärtlichkeit mit ihm nicht teile. Zum erſtenmal im Leben empfand er die Qualen unvergoltner Liebe, umſonſt verſuchte er's, ſich durch rauſchende Vergnügen zu zerſtreuen und einer Leidenſchaft ſich zu entſchlagen, die ihm das Leben vergällte; er wurde bald inne, daß ihm die Kraft fehle, dies Vorhaben ins Werk zu richten. Er war nicht mehr der Simſon, der mit den Locken den Nagel aus der Wand oder den Dorn, der ihn verwundet hatte, aus dem Herzen hervorziehen

konnte; er war der Simſon, der ſeiner Stärke beraubt, in dem Schoße der Tyriſchen Buhlſchaft ruhete, die ihn überliſtet hatte. Ohne Leben und Tätigkeit ſchlich er trübſinnig umher, erſchien ſelten und ſo einſilbig bei Hofe, daß er den Damen Langeweile machte, einige bekamen ſogar Vapeurs, wenn er ſich nur im Vorgemach blicken ließ: denn tiefe Schwermut hing, wie die Abendwolke, hinter welche ſich die untergehende Sonne verbirgt, ihm von der Stirn herab. Seine Siegesgöttin dagegen ſchwebte im ſtolzen Triumph empor, ohne Mitleid mit dem qualenvollen Zuſtande ihres getreuen Paladins zu empfinden. Sie trieb vielmehr ihre Grauſamkeit ſo weit, daß ſie zuweilen in ſeiner Gegenwart ſich nicht ſcheuete, alle ihre Reize auf den ſcheinbarlich begünſtigten Nebenbuhler ſpielen zu laſſen und mit ihm unverhohlen zu liebäugeln.

Um ihren Triumph aufs höchſte zu treiben, gab ſie im Frauenzimmer eines Tages ein großes Mahl, und als bei Sang und Saitenſpiel die Heiterkeit des Gaſtgebotes aufs höchſte geſtiegen war, traten ihre Geſpielinnen zu ihr und ſprachen: „Liebe, gib dem Feſte einen Namen, daß wir uns des frohen Tages dabei in der Zukunft erinnern.“ Sie antwortete: „Euch kommt es zu, das Feſt mit einem Namen zu krönen, ſo Ihr es würdig achtet, ſeiner in der Zukunft zu gedenken.“ Als aber die frohen Scharen der Gäſte in ſie drangen, daß ſie ſich nicht entbrechen konnte, ihrem Verlangen zu willfahren, nennte ſie es aus Übermut: Graf Ulrichs Kettenfeier.

In der Liebe iſt der Zeitgeſchmack ſo wenig perennierend, als in jedem andern Dinge. Im letzten Viertel unſers Jahrhunderts wäre Graf Ulrich mit den Schwermutsgefühlen, mit dem ſtillen Gram und abgehärmten Wangen an ſeinem Platz geweſen, keine weichgeſchaffne weibliche Seele hätte ihm widerſtehen können, das Mitleid würde ihm zum Hebel ge-

dient haben, eine Herzensangelegenheit damit in Gang zu bringen. Allein zu seiner Zeit kam er mit dieser Empfindelei um viele Jahrhunderte zu früh und endete damit nichts, als daß er sich den Spöttereien seiner Zeitgenossen preisgab. Der schlichte Menschenverstand sagte ihm so oft, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichen würde, daß er endlich dem guten Ratgeber Gehör gab, nicht mehr öffentlich den seufzenden Schäfer machte, wieder Leben und Tätigkeit gewann, und den Versuch machte, die unbezwingliche Schöne mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen.

„Eitelkeit," sprach er, „ist der anziehende und zurückstoßende Pol dieses Magneten; aus Eitelkeit begünstiget und verstößt die Stolze ihre Buhler, darum will ich diese Leidenschaft also nähren, daß sie laut im Herzen die Stimme erheben und für mich das Wort reden soll." Er trat alsbald wieder in seine alte Laufbahn ein, machte wie vorher der spröden Prinzessin den Hof, kam allen ihren Wünschen zuvor und bestürmte sie mit Opfern, die der weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln pflegen. Ein reicher Augsburger, der aus Alexandria über Meer kam, bot der Kaiserin ein herrliches Kleinod zu Kauf an, das sie von sich wies, weil's ihr zu teuer war. Graf Ulrich handelte es an sich, verschrieb seine halbe Grafschaft dafür und machte seiner Herzgebieterin ein Geschenk damit. Sie nahm das Juwel an, heftete damit bei einer Hofgala den Schleier auf die blonden Flechten ihres seidenen Haares, erregte bei allen Putzschwestern am Hofe Herzdrücken und Krämpfe, äugelte dem Ausspender freundlich zu, verwahrte darauf ihre Trophäe in dem Schmuckkästlein, und in wenig Tagen war der Graf und sein Kleinod vergessen. Er ließ sich gleichwohl nicht irre machen, fuhr fort, durch neue Geschenke die alten bei ihr wieder ins Andenken zu bringen und alles aufzutreiben, ihren eitlen Sinn zu vergnügen. Dieser Aufwand nötigte ihn, die andre Hälfte seiner Graf-

ſchaft gleichfalls zu verpfänden, daß ihm davon nichts übrig blieb als Wappen und Titel, worauf kein Wuchrer etwas leihen wollte. Indeſſen fiel ſeine übermäßige Verſchwendung täglich mehr in die Augen, weshalb die Kaiſerin ihn ſelbſt darüber zur Rede ſtellte und ihn abmahnte, ſein väterliches Erbgut nicht ſo unweislich zu vergeuden.

Da offenbarte ihr der Graf ſein Anliegen und ſprach: „Allergnädigſte Frau, Euch iſt meine Liebſchaft unverborgen, Lukrezia die zarte Dirn, hat mir das Herz geſtohlen, daß ich ohne ſie nicht leben mag. Aber wie ſie's mit mir treibt, wie ſie mich mit trüglicher Minne neckt, davon weiß Euer ganzer Hof zu ſagen. Möchte mir wohl ſchier die Geduld darüber ausreißen, dennoch kann ich nicht von ihr ablaſſen. All mein Hab und Gut habe ich daran geſetzt, ihre Gunſt zu erlangen; aber ihr Herz iſt mir verſchloſſen, wie der Freudenhimmel einer abgeſchiedenen Seele unter dem Kirchenbann, ob mir ihr Auge gleich oftmals Minneglück vorlügt. Darum begehr ich von Euch, daß Ihr, wo ſie keine rechtliche Einrede hat, meine Hand zu verſchmähen, ſie mir zum ehelichen Gemahl beileget." Die Kaiſerin verhieß, die Werbung für ihn bei dem Fräulein zu übernehmen und ſie zu überreden, ſeine Liebestreue nicht länger auf die Probe zu ſtellen, ſondern mit reiner Gegenliebe zu belohnen.

Ehe ſie noch Zeit gewann, bei der ſtolzen Lukrezia ſich für ihn zu verwenden, begehrte Graf Ruprecht mit dem Höcker bei ihr Gehör und redete alſo: „Huldreichſte Kaiſerin, eine Jungfrau aus Eurem Gefolge, die keuſche Lukrezia, hat meinen Augen gefallen und mir ihr Herz zugewandt, darum komm ich, um Vergünſtigung zu bitten, ſie als meine Braut heim zu führen, und nach der Ordnung der chriſtlichen Kirche mich mit ihr zu vermählen, ſo Ihr anders Gefallen traget, ihre Hand in die meinige zu legen, und die edle Jungfrau von Euch zu laſſen." — Ihre Hoheit war begierig zu ver-

nehmen, was der Graf für Anſprüche an ein Herz habe, das bereits eines andern Eigentum ſei, und war ſehr unwillig, da ſie vernahm, daß ihre Favoritin mit zwei Edeln des Hofes zu gleicher Zeit ein Liebesverſtändnis unterhalten habe, welches zu damaliger Zeit ein verpönter Handel war, woraus nichts minder als ein Zweikampf auf Leben und Tod zu befahren ſtund, denn in dergleichen Fällen pflegte kein Nebenbuhler dem andern ſeine vermeinte Gerechtſame ohne Blutvergießen zu zedieren. Doch beruhigte ſie ſich einigermaßen, da beide Parteien ſie zur Oberſchiedsrichterin in der Sache erwählet hatten und zu vermuten ſtund, daß ſie ihrer Entſcheidung ſich mit pflichtſchuldigſtem Gehorſam unterwerfen würden.

Sie berief das Fräulein zu ſich in ihr heimlich Gemach und ließ ſie mit harten Worten an: „Du Balg," ſprach ſie, „welche Verwirrung ſtifteſt du am Hofe mit deiner frevelhaften Minne? Die Junker ſind alle wild auf dich, laufen mich mit Lamenten und Bitten an, dich von mir zur Ehe zu begehren, weil ſie nicht wiſſen, wie ſie mit dir dran ſind. Du ziehſt jeden ſtählernen Helm an dich, wie ein Magnet das Eiſen, treibſt dein leichtfertiges Spiel mit Ritter und Knappen, und verſchmäheſt doch das Gelübde ihrer Huldigung. Ziemt es einer ſittſamen Jungfrau, mit zwei Parten zu gleicher Zeit zu liebäugeln und ſie am Narrenſeil zu führen? Ins Angeſicht ihnen zu liebkoſen, ihre Hoffnung zu ermuntern und hinterm Rücken ihnen den Gecken zu ſtechen? — Das mag dir nicht ungenoſſen ausgehen. Einer von den beiden ehrſamen Geſellen ſoll dir zu Teil werden, Graf Ulrich mit dem Bühel, oder Graf Ruprecht mit dem Höcker. Flugs wähle, bei Vermeidung meiner Ungnade."

Lukrezia erbleichte, da ihre Frau, die Kaiſerin, alſo ihre Liebeleien rügte und ihr den Text ſo ſcharf las. Sie hatte nicht vermutet, daß dieſe kleinen Buſchkläppereien der Liebe von

der höchſten Inſtanz im heiligen römiſchen Reiche würden gerichtet werden. Darum tat ſie der ſtrengen Domina einen demütigen Fußfall, benetzte ihre Hand mit milden Zähren und nachdem ſie ſich von ihrer Beſtürzung erholet hatte, redete ſie alſo: „Zürnet nicht, großmächtige Frau, wenn mein geringer Reiz Euren Hof verunruhiget; ich waſche meine Hände in Unſchuld. Iſt's nicht überall der Höflinge Art, daß ſie den

jungen Dirnen frei ins Auge ſehen? Wie kann ich's ihnen wehren? Aber ich habe ſie mit nichten zu Hoffnungen ermuntert, die ihnen den Beſitz meines Herzens verhießen. Dieſes iſt noch mein freies Eigentum, damit nach meinem Willen zu ſchalten. Darum wollet Ihr Eure demütige Magd verſchonen, ihr durch Zwang und Geheiß einen Gemahl aufzudringen, dem das Herz widerſtehet."

„Deine Worte ſind in den Wind geredet," antwortete die Kaiſerin, „du ſollſt mich mit deiner Ausrede nicht eintreiben, daß ich andres Sinnes werde. Ich weiß wohl, daß du aus

deinen Basiliskenaugen der Liebe süßes Gift in das Herz der Grafen und Edeln meines Hofes ergossen hast, nun magst du die Minneschuld abbüßen und selbst die Fesseln tragen, womit du die Buhlen gebunden hast: denn ich will mein Haupt nicht eher sanfte legen, bis ich dich habe unter die Haube gebracht."

Als die gedemütigte Lukrezia den großen Ernst der Kaiserin sahe, wagte sie keinen Widerspruch weiter, um sie nicht noch mehr zum Zorne zu reizen, sondern sann auf eine List, um durch diese Falltür zu entrinnen. „Huldreiche Gebieterin," sprach sie, „Euer Befehl ist für mich das eilfte Gebot, dem ich so gut Gehorsam schuldig bin, als den übrigen zehen. Ich ergebe mich in Euren Willen, nur erlasset mir die Wahl unter den beiden Ehewerbern. Sie sind mir beide wert und ich mag keinen erzürnen. Darum vergönnet, daß ich ihnen eine Bedingung vorlege, unter welcher ich den, der solcher Gnüge leistet, zum ehelichen Gemahl anzunehmen mich nicht weigern will; wofern ihr mir bei Kaiserwort und Ehre verheißet, daß ich meiner Zusage quitt und ledig sei, wenn sie nicht durch deren Erfüllung zum Ritterdank meine Hand verdienen wollen."

Die Kaiserin war mit dieser scheinbaren Unterwürfigkeit der schlauen Lukrezia wohl zufrieden und billigte den Vorschlag, durch eine Aufgabe die Liebhaber zu hetzen, ihre Standhaftigkeit zu prüfen und dem Würdigsten als eine Siegesbeute sich zu ergeben. Sie gestund ihr bei Kaiserwort und Ehren die Bedingung zu und sprach: „Sage an, um welchen Preis der wackerste der beiden Sponsen dein Herz verdienen soll." Das Fräulein erwiderte lächelnd: „Um keinen andern Preis, als um den, daß sie Bühel und Höcker ablegen, die sie zur Schau tragen. Mögen sie zusehen, wie sie sich der Bürden entledigen. Ich begehre mit keinem Ehewerber den Ring zu wechseln, der nicht sei gerad wie eine Kerze und

ſchlank wie eine Tanne. Euer Kaiſerwort und Ehre ſichern mich, daß weder Bühel noch Höcker die Braut heimführen werde, bis der Bräutigam des Tadels ledig iſt.“

„O, du argliſtige Schlange!“ ſprach die zornmütige Fürſtin, „hebe dich weg aus meinen Augen, du haſt mein Kaiſerwort mir trüglich abgelockt, doch darf ich's nicht zurückenehmen, weil ich es geredt habe.“ Sie wendete mit Unwillen ihr den Rücken zu, daß ſie alſo überliſtet war, und mußte der ſchlauen Lukrezia das Spiel gewonnen geben. Beiläufig wurde ſie dadurch belehrt, daß ihr eben nicht die glücklichſten Talente verliehen waren, in Liebesangelegenheiten eine Unterhändlerin abzugeben, doch tröſtete ſie ſich leicht damit, daß die Inhaberin eines Thrones jene entbehren könnte. Sie ließ beiden Prätendenten den ſchlechten Erfolg ihrer guten Dienſte wiſſend machen, und Graf Ulrich war über dieſe traurige Botſchaft untröſtlich. Inſonderheit fand er es kränkend, daß die ſtolze Lukrezia ſolchen Mutwillen trieb und ihm gleichſam ſein Leibesgebrechen vorwarf, deſſen er ſich nicht mehr bewußt war, weil ihn niemand bei Hofe daran erinnert hatte. „Konnte die freche Dirne,“ ſprach er, „keinen glimpflichern Vorwand finden, mich ehrlich, wie den großen Haufen ihrer Anbeter zu verabſchieden, nachdem ſie mich rein ausgeplündert hat? Mußte ſie gerade durch die Bedingung, die es mir unmöglich macht, den Beſitz ihres Herzens zu erlangen, das meinige noch mit einem giftigen Natterſtich verwunden? Hab ich es wohl um ſie verdient, daß ſie mich als einen Verworfenen mit den Füßen von ſich ſtößt?“

Voll Scham und Verzweiflung verließ er das Hoflager, ohne Abſchied zu nehmen, wie ein Ambaſſadeur, wenn ein naher Friedensbruch bevorſtehet, und politiſche Klüglinge weisſagten aus dieſer plötzlichen Verſchwindung der Übermütigen des Grafen ſtrenge Rache. Sie aber kümmerte das wenig, ſie ſaß wie eine lauerſame Spinne im Mittelpunkt

ihres luftigen Gewebes in ſtolzer Ruhe und hoffte, daß bald wieder eine herumſchwirrende Mücke an einem ihrer ausgeſpannten Fäden zucken und ihr zur neuen Beute heimfallen würde. Graf Ruprecht mit dem Höcker hatte ſich zum Sittenſpiegel das Sprüchlein dienen laſſen: gebrannt Kind lernt das Feuer ſcheuen, er ging ihr aus dem Garne, ehe er ſeine Grafſchaft in ihr Schmuckkäſtlein deponiert hatte, und ſie ließ ihn davon flattern, ohne ihm die Schwingen auszuraufen. Eigennutz war nicht ihre Leidenſchaft. Bei einem goldnen Eierſchatze im Hinterhalte und im blühenden Lenz des Lebens wär er auch die ſeltſamſte denkbare Verirrung des Geiſtes geweſen. Nicht der Beſitz der Güter, ſondern die Aufopferung des Grafen machte ihr Freude, daher konnte ſie den böſen Leumund des Gerüchtes und die Vorwürfe der Kaiſerin nicht ertragen, die ihr täglich vorhielt, daß ſie den Grafen zugrunde gerichtet habe. Darum faßte ſie den Entſchluß, des ungerechten Mammons ſich auf eine Art zu entledigen, die der Eitelkeit dennoch ſchmeichelte und ihren Ruf auf eine vorteilhafte Art ausbreitete. Sie ſtiftete ein adliches Jungfrauenkloſter auf dem Rammelsberg bei Goslar und dotierte dieſes ſo reichlich, als Madam Maintenon, mit König Ludwigs Speſen, das Fräuleinſtift Sankt Cyr, ihr geiſtliches Elyſium, in der religiöſen Epoke ihres Lebens. Ein ſolches Denkmal der Andacht war damals vermögend, einer Laïs den Geruch der Heiligkeit zu erwerben. Die milde Stifterin wurde als ein Muſter der Tugend und Frömmigkeit geprieſen, und alle Flecken und Narben ihres ſittlichen Charakters waren dadurch vor den Augen der Welt verſchwunden. Selbſt die Kaiſerin verzieh es, daß ſie ihrem Günſtling ſo übel mitgeſpielt hatte, da ſie inne ward, zu welcher Abſicht die fromme Räuberin den Gewinn ihrer Freibeuterei anwendete, und um den verarmten Grafen einigermaßen zu entſchädigen, wirkte ſie einen Panisbrief vom Kaiſer für ihn aus, den ſie ihm

nachſchicken wollte, ſobald der Ort ſeines Aufenthaltes ihr kund würde.

Indeſſen zog Graf Ulrich über Berg und Tal, hatte die trügliche Minne abgelobt und abgeſchworen, und weil er im Zeitlichen kein Glück mehr zu machen vermutete, wandelte ihn ein plötzlicher Überdruß der Welt an, er ſchlug ſich zur Partei der Malkontenten unter den Weltkindern und wurde Sinnes, zum Heil ſeiner Seele eine Wallfahrt zum heiligen Grabe zu tun, und nach ſeiner Rückkehr ſich in ein Kloſter zu verſchließen. Ehe er aber die Grenze des deutſchen Vaterlandes überſchritt, hatte er noch einen ſchweren Strauß von Dämon Amor auszuhalten, der ihn wie einen Beſeſſenen marterte, wenn er die alte Wohnung zu verlaſſen exorziſiert wird. Das Bild der ſtolzen Lukrezia drängte ſich bei aller Mühe es auszulöſchen, ſeiner Phantaſie von neuem unwiderſtehlich auf und folgte überall ſeinen Schritten wie ein Plagegeiſt. Die Vernunft befahl dem Willen, die Undankbare zu haſſen; aber der ſtörriſche Subaltern lehnte ſich gegen ſeine Gebieterin auf und verſagte ihr den Gehorſam. Die Abweſenheit goß bei jedem Schritte der weitern Entfernung ein Tröpflein Öl ins Feuer der Liebe, daß dieſe nimmer verlöſchte, die ſchöne Natter war des Ritters Gedankenſpiel auf dem Wege der traurigen Wanderſchaft. Oft ſtund er in der Verſuchung, zu den Fleiſchtöpfen Ägypti umzukehren und nicht in dem gelobten Lande, ſondern in Goslar das Heil ſeiner Seele zu ſuchen. Mit gefoltertem Herzen, das unter dem Kampfe zwiſchen Welt und Himmel erlag, ſetzte er ſeine Reiſe fort; aber wie ein Schiff, das mit konträrem Winde ſegelt.

In dieſem qualenvollen Zuſtande ſtreifte er in den Tyroliſchen Gebürgen herum und hatte beinahe die wälſche Grenze, unfern von Roveredo erreicht, als er ſich in einem Walde verirrte, ohne eine Herberge anzutreffen, wo er übernachten konnte. Er band ſein Pferd an einen Baum und legte ſich da-

neben ins Gras, denn er war ſehr ermüdet; minder von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe, als von dem innern Seelenkampfe. Der Tröſter in Beſchwerden, der güldne Schlaf, drückte ihm bald die Augen zu und machte ihn auf einige Zeit ſeines Ungemachs vergeſſen. Da ſchüttelte ihn plötzlich eine kalte Hand, wie die Hand des Todes, und erweckte ihn aus ſeinem tiefen Schlummer. Als er erwachte, fiel ihm die Geſtalt eines hagern alten Weibes ins Geſichte, die ſich über ihn her beugte und ihm mit einer Handlaterne unter die Augen leuchtete. Bei dieſem unerwarteten Anblick überlief's ihm die Haut mit einem kalten Schauer, er meinte, er ſähe ein Geſpenſt. Doch verließ ihn ſeine Herzhaftigkeit nicht ganz, er raffte ſich auf und ſprach: „Weib, wer biſt du, und warum unterfängſt du dich, meine Ruhe zu ſtören?" Die Alte antwortete: „Ich bin die Kräuterfrau der Signora Dottorena aus Padua, die hier auf ihrer Meierei lebt und mich ausgeſandt hat, ihr Kräuter und Wurzeln zu ſuchen von großer Kraft und Wirkung, wofern ſie in der Mitternachtſtunde gegraben werden. Ich fand Euch auf meinem Wege und hielt Euch für einen Erſchlagenen, der unter die Mörder gefallen wär. Darum rüttelt' und ſchüttelt' ich Euch baß, um zu ſehen, ob noch Leben in Euch ſei." Durch dieſe Rede hatte ſich der Graf vom erſten Schrecken wieder erholet und frug: „Iſt die Wohnung deiner Gebieterin fern von hier?" Die Alte erwiderte: „Ihr Landhaus liegt dort allernächſt im Grunde, ich komme eben davon her. So Ihr eine Nachtherberge von ihr begehret, wird ſie Euch ſolche nicht verſagen. Aber hütet Euch, das Gaſtrecht zu verletzen: ſie hat eine liebreizende Tochter, die dem Mannsvolk nicht abhold iſt und mit funkelnden Augen den Fremdlingen ins Herz ſiehet. Die Mutter bewahret ihre Keuſchheit wie ein Heiligtum. Sofern ſie bemerken würde, daß ein unbeſcheidener Gaſt der Signora Ughella zu tief in die Augen ſähe, verzauberte ſie ihn auf der

Stelle; denn sie ist eine mächtige Frau, welcher die Kräfte der Natur und die unsichtbaren Geister unter dem Himmel zu Gebote stehen."

Der Reisige achtete wenig auf diese Rede, er trachtete nur nach einem guten, gastfreundlichen Bette, um der nötigen Ruhe zu pflegen, und ließ sich um das Übrige unbekümmert. Er zäumte ungesäumt sein Pferd auf und war bereit, der hagern Wegweiserin zu folgen. Sie geleitete ihn durch Büsche und Gesträuche in ein angenehmes Tal hinab, durch welches ein rascher Bergstrom brauste. Auf einem mit hohen Ulmenbäumen bepflanzten Wege gelangte der ermüdete Pilger, indem er sein Pferd am Zügel führte, an die Gartenwand des Landhauses, welches, vom aufgehenden Mond beleuchtet, schon in der Entfernung einen reizenden Anblick gewährte. Die Alte öffnete eine Hintertür, durch welche der Ankömmling in einen wohlangelegten Lustgarten gelangte, in dem die plätschernden Gewässer der Springbrunnen die schwüle Abendluft erfrischten. Auf einer Terrasse des Gartens lustwandelten einige Damen, diese angenehme Kühlung und den Anblick des freundlichen Mondes in der wolkenfreien Sommernacht zu genießen. Die Alte erkannte darunter die Signora Dottorena und introduzierte bei ihr den fremden Gast, welchen die Eigentümerin des Landhauses, da sie an seiner Rüstung sahe, daß er nicht gemeinen Standes war, mit Anständigkeit empfing. Sie führte ihn in ihre Wohnung ein und ließ eine niedliche Abendmahlzeit nebst allerlei Erfrischungen auftragen.

Beim hellen Schimmer der Wachskerzen hatte der Graf Gelegenheit, seine Wirtin nebst ihrer Hausgenossenschaft während der Mahlzeit mit aller Bequemlichkeit zu betrachten. Sie war eine Frau von mittlerm Alter und edler Physiognomie. Aus ihren braunen Augen sahe Klugheit und Würde hervor, und ihr wälscher Mund öffnete sich mit Anmut und

Wohllaut zum Sprechen. Signora Ughella, ihre Tochter, war die reinſte weibliche Form, welche die warme Phantaſie des Künſtlers hervorzubringen vermag. Zärtlichkeit war der Ausdruck ihrer ganzen Figur, und der ſchmelzende Blick ihrer Augen durchdrang unwiderſtehlich, wie der elektriſche Strahl aus den Wolken, jeden Panzer und Harniſch, der ein empfindſames Herz umſchloß. Das Gefolge der beiden Damen beſtund aus drei Jungfrauen, die den Nymphen der keuſchen Diana, von Raphaels Pinſel, an Anmut glichen. Außer Sir John Bunkel, dem glücklichen Mädchenſpäher, der hinter jeder ſchroffen Felſenwand in Schlüften und Höhlen ein Gynäzeum von reizenden Dirnen entdeckte, iſt es keinem Sterblichen ſo gut worden als dem Grafen Ulrich von Klettenberg, von einem ſo angenehmen Abenteuer überraſcht zu werden als dieſes war: da er ſo unverhofft aus der nächtlichen Einſamkeit einer unbekannten Wildnis an einen Luſtort, den die Liebesgötter zum Aufenthalte ſchienen erkoren zu haben, ſich verſetzt ſahe. Er glaubte wenig von Zauberei und achtete nicht darauf; demungeachtet hatten Nacht und Einſamkeit, die Erſcheinung der Alten und ihre Reden einigen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihm etwas Übernatürliches von dem ländlichen Palaſte ahndete, in welchen er eingeführet wurde. Anfangs trat er mit Mißtrauen in die reizende Verſammlung der Damen ein, die er daſelbſt vor ſich fand; in der Folge war aber ſo wenig an der Signora Dottorena, als an ihren Geſellſchafterinnen, etwas von magiſcher Zauberei abzumerken, daß er wegen dieſes irrigen Verdachtes den Bewohnerinnen der ſchönen Villa im Herzen Abbitte und Ehrenerklärung tat, und ihnen keine andern Künſte als die Bezauberungen der Liebe, wozu ſie insgeſamt ungemeine Talente zu beſitzen ſchienen, beimaß. Die freundliche Aufnahme, deren er genoß, erfüllte ſein Gemüt mit Ehrfurcht und Achtung gegen die liebreiche Wirtin und ihr reizendes Gefolge; doch

Freund Amor, der in dieſem Tempel zu präſidieren ſchien, hatte keine Macht über ihn, eine neue Schalkheit auszuüben. Er verglich im Geheim die jugendlichen Schönheiten, mit welchen er umgeben war, mit der Wohlgeſtalt der unüberwindlichen Lukrezia, und ſein Herz entſchied zu ihrem Vorteil.

Nach einer köſtlichen Ruhe, die er genoſſen hatte, wollte er ſich in aller Frühe wieder empfehlen und ſeine Reiſe weiter fortſetzen; aber die Frau vom Hauſe erſuchte ihn auf eine ſo verbindliche Art, zu bleiben, und Signora Ughella bat mit einem ſo unwiderſtehlichen Blick, ihrer Mutter dieſe Ge-

fälligkeit nicht zu verſagen, daß er Gehorſam leiſten mußte. Es fehlte nicht an mancherlei Zeitkürzungen und abwechſelnden Vergnügen, den Gaſt aufs angenehmſte zu unterhalten: man tafelte, promenierte, ſcherzte und koſete auf eine Art, daß der feine Höfling dadurch Gelegenheit bekam, ſich von dieſer Seite aufs vorteilhafteſte zu zeigen. Abends gaben die Damen eine muſikaliſche Akademie, ſie waren insgeſamt der Tonkunſt wohl erfahren, und die wälſchen Kehlen bezauberten das Ohr des deutſchen Dilettanten. Zuweilen wurde unter der Begleitung einer Spitzharfe und Querflöte ein kleiner Ball eröffnet, und im Tanzen ſuchte Graf Ulrich ſeinen Meiſter. Seine Geſellſchaft ſchien den Damen ebenſo ange-

nehm zu ſein, als ihm die ihrige behagte, und wie das geſellſchaftliche Vergnügen ſich immer lieber mit einem kleinen Zirkel, als mit dem läſtigen Geräuſch zahlreicher Aſſembleen vereinbart; auch Vertraulichkeit das Band der Zunge dort leichter löſt und der traulichen Offenherzigkeit den Zugang geſtattet, ſo gewannen die Geſpräche zwiſchen Wirtin und Gaſt, da ſie ſich nicht über die Gemeinplätze der Wetterbeobachtungen, der Moden und politiſchen Angelegenheiten hinwälzten, täglich mehr Anziehendes und Zutrauliches.

An einem Morgen nach dem Frühſtück luſtwandelte die Signora mit ihrem noch unbekannten Gaſte im Garten und führte ihn abſeits in eine Laube. Sie hatte ſeit der erſten Bekanntſchaft mit dem Fremdling eine geheime Schwermut an ihm bemerkt, welche der wonnige Aufenthalt in ihrem kleinen Tempe nicht hatte vermindern können. Signora war ein Frauenzimmer, ſo klug und verſtändig ſie auch war, konnte ſie doch das Attribut ihres Geſchlechts, den Hang zur Neugierde, mit aller Weisheit nicht verleugnen; und ſo ſehr nach dem beglaubten Zeugnis ihrer Kräuterfrau die unſichtbaren Geiſter unter dem Himmel ihr zu Gebote ſtehen mochten: ſo hatten ſie, allem Vermuten nach, von dem fremden Gaſte im Hauſe ihr nichts veroffenbaret. Sie wußte nicht, wer er war, von wannen er kam und wo er hingedachte, und alles das wünſchte ſie gleichwohl zu wiſſen, ihre Neugier zu vergnügen. Alſo erſahe ſie dieſe Gelegenheit ihn auszuforſchen, und da er ihr Verlangen nur von ferne merkte, war er willig und bereit, ſolchem Gnüge zu leiſten, und erzählte ihr mit hiſtoriſcher Treue ſeinen ganzen Lebenslauf, verſchwieg ihr auch nicht den Liebeshandel mit der ſtolzen Lukrezia und ſchüttete ihr ſein ganzes Herz aus.

Dieſe Vertraulichkeit nahm ſie ſehr günſtig auf, erwiderte ſolche mit ähnlicher Offenherzigkeit und offenbarte ihm ihre Domeſtica gleichfalls. Er erfuhr dadurch, daß ſie aus einem

angesehenen adligen Geschlecht aus Padua abstamme, als eine frühzeitige Waise von ihren Vormündern sei gezwungen worden, einen reichen Arzt von hohem Alter zu heuraten, der in natürlichen Geheimnissen große Erfahrung gehabt; aber über dem mißlungenen Prozeß sich zu verjüngen, welcher dem rätselhaften Grafen Cagliostro, der Sage nach, besser geglückt hat und ihm zu einem nestorischen Alter von dreihundert Jahren soll verholfen haben, den Geist aufgegeben. Durch ihres Mannes Tod sei sie die Erbin eines beträchtlichen Vermögens und des Nachlasses seiner Schriften worden. Weil ihr eine zweite Verbindung einzugehen nie gelüstet hätte, wär sie in der Einsamkeit ihres Wittums darauf verfallen, die Schriften des Erblassers zu studieren, wodurch es ihr gelungen sei, verschiedene nicht gemeine Kenntnisse in den verborgenen Wirkungen der Natur zu erlangen. Zugleich habe sie die Arzneikunst getrieben und dadurch sich einen solchen Ruhm erworben, daß die hohe Schule ihrer Vaterstadt den Doktorhut ihr aufgesetzt und einen öffentlichen Lehrstuhl zugestanden habe. Die natürliche Magie sei inzwischen immer das Lieblingsfach ihrer Studien gewesen, weshalb sie das Volk für eine Zauberin halte. Den Sommer pflege sie, nebst ihrer Tochter und deren Gespielinnen auf diesem angenehmen Meierhofe zuzubringen, welchen sie um der Alpenkräuter willen in den Tyrolischen Gebürgen erkauft habe; im Winter halte sie sich zu Padua auf und lehre daselbst die Geheimnisse der Natur. Ihr Haus sei dort um der jungen Lecker willen allen Mannspersonen verschlossen, ausgenommen der Hörsaal, der den Zöglingen des Hippokrates offen stehe. Auf dem Lande sei ihr dagegen jeder Gast willkommen, der die Ruhe des Hauses nicht störe.

Die Signora lenkte hierauf wieder auf die unglückliche Liebe des Grafen ein und schien gutmütig an seinen Schicksalen Teil zu nehmen; insonderheit konnte sie ihm ihre Ver-

wunderung nicht bergen, daß er der Undankbaren noch mit ſo feſter Anhänglichkeit ergeben ſei. „Edler Graf,“ ſprach ſie, „Euch ſtehet ſchwerlich zu helfen, da Ihr lieber der Liebe Schmerzen dulden, als die Süßigkeit der Rache ſchmecken wollt, die der Verſchmäheten Labſal iſt. Wenn Ihr die Grauſame haſſen könntet, ſo wär es leicht, Euch ein Mittel anzuzeigen, wie Ihr ſie zu Schande und Spott machen, und Ihr zwiefach alles Unrecht, das ſie Euch bewieſen hat, vergelten könntet. Ich weiß ein Limonadenpulver zu bereiten, das die Eigenſchaft hat, heiße Liebesglut in dem Herzen derjenigen Perſon gegen die anzufachen, von welcher der Liebesbecher dargereicht wird. Wenn Eure Spröde nur mit den Lippen von dem Zaubertranke koſtete, würde alsbald ihr Herz gegen Euch entbrennen; wenn Ihr ſie nun ebenſo verächtlich von Euch ſtießet, wie ſie Euch getan hat, Euer Ohr für ihre Liebkoſungen verſchlöſſet und ihrer Seufzer und Tränen ſpottetet: ſo wäret Ihr vor den Augen des deutſchen Kaiſerhofes und aller Welt an ihr gerochen. Wofern Ihr aber den raſchen Minnetrieb nicht bezähmet hättet und die ungeſtüme Flamme den brennbaren Zunder wieder entzündete, daß Ihr die Unbeſonnenheit beginget, das untrennbare Bündnis mit der Sirene einzugehen: ſo würdet Ihr eine Furie zum Weibe bekommen, die Euer Herz mit der Schlangengeißel ihrer Wut zerfleiſchte: denn wenn die Kraft des Pulvers verdünſtet iſt, bleibet Haß und Groll in der toten Kohle der ausgebrannten Leidenſchaft zurück. Wahre Liebe, die durch ſüße Einigung zwei gleich geſtimmte Seelen in einander ſchmelzt, bedarf keines Limonadenpulvers, die Gefühle der Zärtlichkeit zu erwärmen. Darum, wo Ihr wahrnehmet, daß die feurigſte Liebe oft die kälteſten Ehegatten macht, möget Ihr gedenken, daß nicht die Sympathie, ſondern das Limonadenpulver die Liebenden zuſammen gepaaret hat; es findet guten Vertrieb in Eurem Vaterlande und gehet ſtark über die Alpen.“

Graf Ulrich bedachte ſich ein wenig und antwortete darauf: „Die Rache iſt ſüß; aber ſüßer noch die Liebe, welche mich an die Unerbittliche feſſelt. Ich empfinde das Beleidigende ihres Übermutes tief in meiner Seele, dennoch kann ich ſie nicht haſſen. Ich will ſie fliehen, wie eine Schlange, die mich verwundet hat; aber dieſen Mutwillen nicht rächen, ſondern ihr verzeihen, und ihr Bild, dieweil ich lebe, in meinem Herzen tragen.“ Die wälſche Dame machte die Bemerkung, daß die Empfindlichkeit ihres Volkes ſich anders arte als die deutſche, und daß eine Beleidigung von der Art nach ihres Landes Brauch und Sitte unverzeihlich ſei. Doch billigte ſie des Grafen gutmütige Denkungsart und riet ihm mit einem ſo liebevollen Herzen, lieber über das tyroliſche Gebürge zu den Füßen ſeiner Herzensgebieterin wieder zurückzueilen und ihre Mißhandlungen zu erdulden, als das Vorhaben auszuführen, eine in ſeiner Lage unfruchtbare Wallfahrt zum heiligen Grabe zu tun. So gegründet er indeſſen dieſen guten Rat fand, ſo wenig bezeigte er Luſt, von dem einmal gefaßten Entſchluſſe abzuſtehen, worüber die kluge Frau ohne weitere Einrede lächelte.

Nach einigen Tagen kam er, ſich bei der freundlichen Wirtin und ihrer ſchönen Geſellſchafterin zu beurlauben, und ſie vergönnte ihm jetzt den Abzug nach ſeinem Gefallen. Am Vorabend des zur Reiſe anberaumten Tages waren die Damen alle ſehr heiter, ſelbſt die Signora, welche ihre Würde und Ernſthaftigkeit nicht leicht ablegte. Diesmal bezeigte ſie gleichwohl ein Verlangen, mit ihrem Gaſte zum Valet noch eine Sarabande zu tanzen. Der Graf hielt ſich dadurch ſehr geehrt und tat ſein Beſtes, ſich als ein guter Tänzer zu ſignaliſieren, welches der Dame ſo wohl zu gefallen ſchien, daß ſie die Touren des Tanzes mehrmals wiederholte, bis beide Parten ermüdet waren und dem Grafen der Schweiß auf der Stirne ſtund. Als der Tanz geendiget war, führte ihn

die flinke Tänzerin, unter dem Schein, sich ein wenig zu verkühlen, in ein Kabinet besonders, und nachdem sie die Tür zugetan hatte, nestelte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Wammes auf, welches den Grafen von der ehrbaren Frau Wunder nahm; doch ließ er es geschehen, weil er in dem Augenblick nicht wußte, wie er sich in diesem Falle, der ihm noch bei keinem Frauenzimmer vorgekommen war, verhalten sollte. Diese Verlegenheit machte sich die Signora Dottorena zu Nutzen, touchierte mit gewandter Hand die Schulter des

Grafen, rückte und drehete daran hin und her, und zog bald darauf etwas aus dem Wammes hervor, das sie flugs in die Schublade einer Truhe verbarg, die sie sogleich verschloß. Die ganze Operation war in wenig Sekunden getan, worauf die Tochter des Äskulap den duldsamen Patienten vor den Spiegel führte und sprach: „Sehet da, edler Graf! die Bedingung, unter welcher die spröde Lukrezia Euch den Besitz ihres Herzens zugesichert hat, ist erfüllt. Meine Hand hat dem kleinen Makel Eurer körperlichen Vollkommenheit abgeholfen: Ihr seid jetzt so schlank wie eine Tanne und so gerade wie eine Kerze. Laßt Eure Traurigkeit nun schwinden

und ziehet getrosten Mutes nach Goslar: denn der Eigensinn des Fräuleins hat keinen Vorwand mehr, Euch zu täuschen."

Graf Ulrich staunte seine eigne Gestalt lange schweigend im Spiegel an, das Übermaß der Verwunderung und Freude machte ihn jetzt so stumm wie vorhin die Verlegenheit. Er ließ sich auf ein Knie nieder, faßte die wohltätige Hand, welche die Anomalie seines körperlichen Ebenmaßes so glücklich weggenommen hatte, und fand endlich Worte, die innigste Dankbegierde seiner Wohltäterin kund zu machen. Sie führte ihn wieder in den Saal zur Gesellschaft zurück: Signora Ughella und ihre drei Gespielinnen klatschten vor Freuden in die Hände, da sie den herrlichen jungen Mann erblickten, der nun ganz ohne Tadel war.

Vor Ungeduld, seine Rückreise anzutreten, konnte er die Nacht kein Auge schließen. Es gab für ihn kein heiliges Land mehr: seine Sinnen und Gedanken waren nur auf Goslar gerichtet. Er erwartete den Anbruch der Morgenröte mit sehnlichem Verlangen, verabschiedete sich von der Signora Dottorena und ihren Gesellschafterinnen. Eilig beflügelte er die Füße des Rosses durch den Stachel seiner ritterlichen Sporen und trabte voll schmeichelhafter Hoffnung immer den Weg nach Goslar zurück. Die Sehnsucht, mit der schönen Lukrezia wieder einerlei Luft zu atmen, unter einem Dache zu hausen, in einem Gemach zu tafeln und den Schatten eines Baumes mit ihr zu teilen, ließ ihm nicht Zeit, an den lehrreichen Wahlspruch des Kaiser Augusts zu denken: eile mit Weile! Als er bei Brixen die Bergstraße herabritt, gleitete sein Rosinant aus, und er tat einen schweren Fall, daß er den Arm an einem Stein zerschellete. Dieser Aufenthalt auf der Reise bekümmerte ihn sehr: er fürchtete, Lukrezia möchte in seiner Abwesenheit ihr Herz versagt haben, von einem glücklichen Eroberer sich zum Altar fortreißen lassen und solchergestalt es ihm unmöglich machen, sie beim Worte zu halten.

Um sich auf allen Fall sicher zu stellen, schrieb er einen Brief an seine große Gönnerin, die Kaiserin, worin er ihr authentischen Bericht von seinem Abenteuer und auch von dem erlittenen Unfall erteilte, nebst angefügter demütiger Bitte, nichts davon bis zu seiner Ankunft laut werden zu lassen, und schickte damit einen reitenden Boten eilends nach Hofe.

Ihr' Hoheit war aber das Talent der Verschwiegenheit nicht verliehen: ein Geheimnis drückte sie auf dem Herzen wie ein enger Schuh auf dem Leichdorn. Daher machte sie die empfangene Depesche beim nächsten Courtage der sämtlichen Antischamber kund, und da der erste Kämmerling und Hofschmeichler, aus Liebedienerei gegen die schöne Lukrezia, einen untertänigen Zweifel in die Sache setzte, kommunizierte sie ihm die species facti ad statum legendi im Original, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Dadurch fiel die Relation auch in Graf Ruprechts Hände, der alsbald mit sich zu Rate ging, ob es nicht tunlich sei, auf gleiche Weise der Bedingung des Fräuleins Gnüge zu leisten und dabei seinem Rival noch obendrein den Rang abzulaufen. Er berechnete die Zeit, welche mutmaßlich bis zur Wiederherstellung des zerschellten Armes seines Mitkompetenten erforderlich sein dürfte und fand, daß er den Weg von Goslar nach Roveredo, um der Signora Dottorena einen fliegenden Besuch zu machen und von ihr das beneficium restitutionis in integrum gleichmäßig zu erhalten — Aufenthalt und Rückweg mit eingerechnet —, eher beendigen könne, wenn er sich nur etwas spute, als die Wundärzte in Brixen ihren Patienten entlassen würden.

Gedacht, getan! Er ließ seinen Wettrenner satteln, saß auf und machte den Ritt mit der Eilfertigkeit eines Zugvogels, der im Herbste in einem andern Weltteile ein wärmeres Klima sucht. Es kostete wenig Mühe, den Aufenthalt der Dame, die er suchte, zu erfragen: sie war allenthalben im

Lande wohlbekannt. In Ermangelung der Kräuterfrau introduzierte er sich selbst unter dem Incognito eines irrenden Ritters und genoß eben die freundliche Aufnahme seines Vorgängers. Der sittsamen Hauspatrona mißfielen indessen gar bald des neuen Gastes freie Manieren, die vornehme Frechheit, die ihm aus den Augen sahe, und sein zuverlässiger entscheidender Ton; ob sie sich's gleich nicht austat und seiner höfischen Insolenz mit vieler Schonung begegnete.

Es war schon einigemal des Abends kleiner Ball nach der musikalischen Akademie gegeben worden, und Graf Ruprecht hatte immer gehofft, daß ihn die Signora auffordern würde; allein sie schien keinen Geschmack mehr am Tanzen zu finden und gab eine bloße Zuschauerin dabei ab. Ungeachtet er keine Mühe sparte, ihre Gunst zu gewinnen, und die artigsten Schmeicheleien nach seiner Weise ihr vorsagte: so wurden sie doch ihrerseits nur mit kalter Höflichkeit erwidert. Dagegen schien sein Glücksstern bei Fräulein Ughella aufgegangen zu sein, ihr Blick munterte ihn auf, dem Berufe zu folgen, welchen er als ein Hofjunker zu haben vermeinte, auf jeden Schleier, der ein Paar schmachtende Augen verbarg, Jagd zu machen, wie ein Seekaper auf jedes Segel, das in seinem Gesichtkreise wehet. Obgleich seine Figur nicht eben sehr anziehend war, so war er doch die einzige Mannsperson in der Gesellschaft auf dem Landhause, und aus Vorliebe für das andere Geschlecht nahm es Donna Ughella, wenn sie keine Vergleichung unter mehrern anstellen konnte, eben nicht so genau mit der Körperform: ihr Herz mußte beschäftiget sein, wenn sie nicht vor Langerweile sterben sollte. Graf Ruprecht konnte ihren Reizen nicht widerstehen, und da er einer von den leichtsinnigen Kundleuten war, die ein Quintlein gegenwärtigen Genusses gern für einen Zentner zukünftige Hoffnung eintauschen: so vergaß er der spröden Lukrezia und erklärte einsweilen die reizende Ughella für die Dame seines Herzens.

Die scharfsichtige Patrona entdeckte bald, daß ein Clodius in ihrer Villa das Heiligtum der Vesta verwirre; sie empfand dieses sehr hoch, beschloß, dem Spiel ein Ende zu machen und die Verletzung der Gerechtsame ihres Hauses zu ahnden. Eines Abends proponierte sie einen Ball und forderte unverhofft den Paladin des Fräuleins zum Tanz auf. Dieser Ehre hatte er sich beinahe verziehen, desto größer war die Freude, die er empfand, daß die Zeit der vermutbaren Entbindung von seiner bisherigen Leibesbürde ihm so überraschend kam. Er machte alle die Meisterschritte in der Tanzkunst, die der eigensinnige Vestris der schönen Liljenkönigin zu versagen sich erdreustete und für diese Künstlerlaune eine wohlverdiente Bastonade nicht empfing, deren er so würdig war.

Nach geendigter Sarabande winkte Signora ihrem Tänzer, ebenso wie vormals dessen Vorgänger, in das an den Salon stoßende Kabinet ihr zu folgen, und voll der freudigsten Ahndung folgte ihren Schritten Graf Ruprecht mit dem Höcker. Sie nestelte ihm, wie gewöhnlich, das Koller auf, welche etwas mißständige Handlung für eine ehrbare Frau ihn so wenig in Verlegenheit setzte, daß er ihrer geschäftigen Hand vielmehr zu Hülfe kam. Flugs öffnete die Dottorena ihre Truhe und zog aus einer Schublade eine Substanz hervor, die einem korpulenten Eierkuchen ähnlich sahe, schob ihm diese rasch in den Busen und sprach: „Unbescheidener, nimm dies zur Ahndung des verletzten Gastrechts, winde dich in ein Knauel und runde dich wie ein Plauel!“ Indem sie dieses sagte, öffnete sie ein Riechfläschchen und sprengte ihm eine narkotische Essenz ins Gesicht, davon er betäubt zurück auf einen Sofa sank. Als er wieder zu einiger Besinnung kam, fand er sich von egyptischer Finsternis umgeben, die Wachskerzen waren erloschen und alles um ihn her war leer und öde. Bald aber regte sich was an der Tür, der Flügel tat sich auf, da trat ein hagres, altes Weib herein mit einer brennen-

den Laterne und leuchtete ihm unter die Augen, welche er alsbald nach der Beschreibung aus Graf Ulrichs Depesche für die Kräuterfrau der Signora Dottorena erkannte. Da er sich vom Sofa erhob und inne ward, mit welchem ansehnlichen Zuwachs von Korpulenz er begabt war, geriet er in Wut und Verzweiflung, erfaßte die hagre Matrone beim Leibe und sprach: „Alte Unholdin, sag an, wo ist deine Frau, die schändliche Zauberin? daß ich mit dem Schwerte die an mir erwiesne Bosheit räche, oder ich erwürge dich hier auf der Stelle.“

„Lieber Herr,“ antwortete die Alte, „erzürnet Euch nicht über eine geringe Magd, die keinen Teil hat an der von ihrer Frau an Euch verübten Schmach. Die Signora ist nicht mehr hier, sondern nebst ihrem Gefolge, sobald sie aus dem Kabinet kam, davongezogen. Unterfahet Euch nicht, sie aufzusuchen, daß Euch nicht noch etwas Ärgeres widerfahre; wiewohl Ihr sie auch schwerlich finden würdet. Ertraget mit Geduld, was nicht zu ändern stehet. Die Signora ist eine mitleidige Frau, wenn sie ihren Unwillen gegen Euch vergessen hat und Ihr nach Verlauf von drei Jahren hier wieder einsprecht und Euch vor ihr demütiget, kann sie alles, was sie krumm gemacht hat, wieder so schlicht und gleich machen, daß Ihr würdet durch einen Fingerreif schlüpfen können.“ Der wohlbepackte Lastträger gab, nachdem seine Galle ausgetobt hatte, diesem Vorschlag Gehör, ließ sich bei frühem Morgen von dem Meier und seinen Knechten in den Sattel heben und ritt nach seiner Heimat, woselbst er im Verborgnen blieb, bis der Termin würde abgelaufen sein, welchen ihm die botanische Matrone zur Wiederaussöhnung mit ihrer Signora gesetzt hatte.

Graf Ulrich war indeß genesen und zog triumphierend in Goslar ein; denn er trug keinen Zweifel, daß seine große Gönnerin bei der stolzen Lukrezia seine Rechte aufs beste werde gewahret haben. Als er nach Hof ritt, der Kaiserin

aufzuwarten, war ein ſolcher Zulauf des Volks, die wunderbare Veränderung, die ſich dem Gerüchte nach an dem Grafen Ulrich mit dem Bühel ſollte begeben haben, in Augenſchein zu nehmen, daß eine ſchwarze Abgeſandſchaft des Königs von Habyſſinien die Neugierde der löblichen Bürgerſchaft nicht mehr hätte reizen können. Die Kaiſerin empfing ihn mit allen Merkmalen ihrer Huld und führte ihm das Fräulein wie eine Braut geſchmückt entgegen, um ſie aus ihrer Hand als einen

Ritterdank, daß er der mißlichſten Bedingung Gnüge geleiſtet, zu empfangen. Ihr Mund willigte in die Verbindung mit dem Grafen ein, und im Taumel des erſten Entzückens unterſuchte er nicht, ob dieſes Geſtändnis auch mit den Geſinnungen des Herzens übereinſtimme. Noch weniger hatte er daran gedacht, wovon er ſeiner zukünftigen Gemahlin ſtandesmäßigen Unterhalt verſchaffen würde, da ſeine Grafſchaft verpfändet war; oder welches Wittum er ihr in dem Ehekontrakt anweiſen könnte. Er befand ſich in keiner geringen Verlegenheit, als die Kaiſerin, die ſich dieſer Freierei eifrigſt unterzog, ihn befragte, welche Gegenſteuer er dem Fräulein

für den Brautschatz verschreiben wolle, womit sie dieselbe auszusteuern gedächte; und er gestund, daß er kein Eigentum weiter besitze, als sein Ritterschwert, welches er gegen die Feinde des Kaisers also zu gebrauchen gedenke, daß es ihm Ruhm und Belohnung erwerben werde. Das Fräulein wurde befragt, ob sie an dieser idealischen Gegensteuer ihr wolle gnügen lassen, und der Graf befürchtete schon, daß sie einen neuen Vorwand dadurch suchen würde, der Verbindung zu entschlüpfen. Aber seit der Wiederkehr des Grafen schienen sich ihre Gesinnungen gegen den getreuen Amadis merklich geändert zu haben, sie nahm das Wort und sprach:

„Ich bin nicht in Abrede, edler Graf, einer schweren Liebesprobe Euch unterworfen zu haben. Dieweil Ihr Euch nun dadurch nicht von Eurer Liebe abwendig machen lassen, sondern selbst das Unmögliche möglich zu machen versucht habt, so ist es billig, daß ich mich in Eure Hand ergebe, ohne Eure Hoffnung länger aufzuhalten. Ich begehre kein andres Heuratsgut Euch zuzubringen als mein Herz und das bischen Armut von dem Nachlaß meiner Mutter, wenn sie dereinst die Welt gesegnen wird: dagegen verlange ich auch keine Gegensteuer oder Leibgeding als das Eure, welches Ihr mir bereits zugesaget habt.“ Die Kaiserin und all ihr Hofgesinde verwunderten sich höchlich über diese edle Gesinnung des Fräuleins, und Graf Ulrich wurde dadurch innigst gerührt. Er erfaßte ihre Hand, drückte sie kräftig an seinen Busen und sprach: „Habt Dank, edles Fräulein, daß Ihr meine Hand jetzt nicht verschmähet; ich will ehrlich dran sein, Euch als mein Ehegemahl zu nähren, wie es einem Ritter ziemet, durch diese Faust und mein gutes Schwert.“

Hierauf ließ die Kaiserin den Bischof rufen, das liebende Paar einzusegnen, und auf ihre Kosten wurde das Beilager bei Hofe mit großem Pomp vollzogen. Nachdem das hochzeitliche Geräusch vorüber war, die Heurat bei Hofe und in der

Stadt lange gnug bekrittelt und beſchwatzt, der neuen Ehe auch, nach Maßgabe der mancherlei Geſinnungen des teilnehmenden Publikums, die Nativität geſtellt war, und nun niemand mehr von den Neuvermählten Notiz nahm, gedachte Graf Ulrich an ſein Verſprechen und rüſtete ſich, ins Heer zu ziehen, ſeiner Gemahlin ein Erbgut zu erwerben. Sie wollte ihn aber nicht entlaſſen und ſprach: „Im Spieljahr der Ehe kommt es Euch zu, meinem Willen nachzuleben, hernach möget Ihr das Haus regieren und tun, was Euch gefällt. Jetzt begehr ich, daß Ihr mich gen Bamberg zu meiner Mutter geleitet, daß ich ſie heimſuche und daß Ihr Eure Schwieger als Eidam grüßet.“ Er antwortete: „Ihr habt wohl geredet, traute Gemahlin, Euer Wille geſchehe.“

Drauf machte ſich das edle Paar auf und zog gen Bamberg, und in dem mütterlichen Hauſe war große Freude und viel Jubilierens bei der Ankunft der geliebten Gäſte. Das einzige, was dem Grafen daſelbſt nicht behagte, war, daß alle Morgen in der Nähe ſeines Schlafgemaches ein Huhn gackerte, das ihn aus dem Schlafe ſtörte, der in den Armen ſeiner zarten Gemahlin ihm ſo ſüße war. Er konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Verdruß darüber ihr zu eröffnen, und ſchwur, dem Huhn den Hals umzudrehen, wenn er es in ſeine Gewalt bekäm. Lukrezia antwortete ihm lächelnd: „Mit nichten ſollt Ihr das Hühnlein abwürgen, das jeden Tag ein friſches Ei legt und dem Hauſe guten Gewinn bringt.“ Der Graf verwunderte ſich, wie eine verſchwenderiſche Hofdame ſo plötzlich in eine wirtſchaftliche Hausfrau ſich habe umwandeln können, und erwiderte auf dieſe Rede: „Ich habe Euch meine Grafſchaft aufgeopfert, die Ihr verſchleudert habt, Pfaffen und Nonnen damit zu mäſten, und Ihr wollet mir nicht ein elendes Huhn zum Gegenopfer verleihen, daran erkenn ich Euch, daß Ihr mich nicht liebet.“ Die junge Frau ſtreichelte ihrem Gemahl die vor Unwillen aufſchwellende

Wange und sprach: „Vernehmet, lieber Herzgespiel, daß dieses Hühnlein, das Eure Ruhe störet, jeden Morgen ein goldnes Ei legt, darum ist es meiner Mutter lieb und wert, ißt mit ihr aus der Schüssel und schläft bei ihr in der Kammer. Seit neunzehn Jahren hat es das Haus mit diesen köstlichen Eiern versorgt. Daraus möget Ihr urteilen, ob ich um Lohn der Kaiserin Söldnerin war; ob mich der Eigennutz nach Euren Geschenken lüstern machte, und ob sie etwas über mein Herz vermochten. Ich nahm sie, nicht um Euch zu plündern, sondern Eure Liebe zu prüfen, und schüttete sie in

den Schoß der heiligen Kirche, um mich von dem Verdachte des Eigennutzes zu befreien. Ich wollte, daß die Liebe allein unsre Herzen verbinden sollte, darum nahm ich Eure Hand ohne Erbgut und gab Euch die meine ohne Brautschatz; nun soll's weder Euch an der Grafschaft, noch mir an der Aussteuer fehlen."

Graf Ulrich erstaunte über die Rede seiner Gemahlin: seine Seele schwankte zwischen Glauben und Zweifel. Um den ungläubigen Thomas zu überzeugen, rief sie die Mutter herbei, offenbarte ihr, daß sie das Eiergeheimnis an ihren Gemahl verraten habe, und überließ es ihr, denselben von der Wahrheit zu überführen. Die gute Mutter schloß ihre Truhen auf,

und der verwunderte Eidam ſtund wie bezaubert da, als er den unermeßlichen Reichtum erblickte. Er geſtund, daß der Brautſchatz eines güldnen Eierſegens* ein herrlicher Fund für einen Grafen ohne Grafſchaft ſei; jedoch beſchwor er mit einem teuren Eide, daß aller Welt Schätze dem Übermaß der Liebe gegen ſeine Gemahlin keinen Zuſatz zu geben vermöchten. In kurzem war die verpfändete Grafſchaft wieder eingelöſt und noch eine andere dazu erkauft, ohne daß es ſeiner ritterlichen Talente zu dieſer Akquiſition bedürfte. Er ließ Wehr und Harniſch ruhen und verlebte ſeine Tage in Ruhe beim Genuß des unwandelbarſten Minneglückes; denn die ſchöne Lukrezia bewies durch ihr Beiſpiel, daß die ſpröden Schönen zuweilen die gefälligſten Gattinnen werden.

* Das Hühnergeſchlecht, das goldne Eier legt, iſt zwar nicht ſo gemein und zahlreich wie das übrige Federvieh, es iſt aber doch nicht ausgeſtorben oder von der Erde vertilgt, wie das Einhorn, welches nicht mit in die Arche gehen wollte. Denn es gibt noch immer Bräute, die dem zukünftigen Ehekonſorten einen güldnen Eierſchatz zur Ausſteuer zubringen, zum Beiſpiel Milady Haſtings, Fräulein Necker, Fräulein von Matignan, die deutſchen Landsmänninen in Wien nicht zu vergeſſen. Das letztgenannte Fräulein wäre für einen Grafen ohne Grafſchaft eben keine unrechte Partie. Zur Nachweiſung dienet, daß ſie die Großtochter des Baron von Breteuil, gegenwärtig dreizehn Jahre alt und in einem Jahr und ſieben Wochen völlig qualifiziert iſt, das Brautbett zu beſteigen. Schön oder häßlich kommt hier nicht in Anſchlag. Wer das Glück hat, die Braut heimzuführen, dem wachſen 400000 Livres jährlicher Renten zu.

Die Nymphe des Brunnens

Drei Meilen hinter Dünkelspühl in Schwabenland lag vor Zeiten ein altes Raubschloß, das einem mannfesten Ritter zugehörte, Wackermann Uhlfinger genannt, die Blume der faust- und kolbengerechten Ritterschaft, das Schrecken der schwäbischen Bundesstädte, auch aller Reisenden und Frachtführer, die keinen Geleitsbrief von ihm gelöset hatten. Wenn Wackermann seinen Küraß und Helm angelegt, seine Lenden mit dem Schwert umgürtet hatte und die goldnen Sporen an seinen Fersen klirrten, war er nach der Sitte seiner Zeitgenossen ein roher, hartherziger Mann, der Rauben und Plündern für

ein Vorrecht des Adels hielt, den Schwächern befehdete und, weil er selbst mannhaft und rüstig war, kein ander Gesetz erkannte als das Recht des Stärkern. Wenn's hieß: Uhlfinger ist im Anzuge, Wackermann kommt, fiel Schrecken auf ganz Schwabenland, das Volk flüchtete in die festen Städte, und die Wächter auf den Zinnen der Warten stießen ins Horn und verkündeten die nahe Gefahr. Die geringfügigste Beleidigung rügte er scharf, und manchen seiner Spießgesellen hatte er so zerbasedowt, wie Armbrecher R—ch, der Menschenfreund, den Erzvater der Philantropisten, ob-

gleich in dem damaligen handfesten Weltalter durch jenen barabarischen Heroismus sein Geruch nicht so stinkend wurde vor dem ganzen Land, wie in unsern gesittetern Zeiten durch solch eine kraftmännische Behandlung.

Dieser gefürchtete Mann war aber daheim, wenn er seine Rüstung abgelegt hatte, fromm wie ein Lamm, gastfrei wie ein Araber, ein gutmütiger Hausvater und ein zärtlicher Gatte. Seine Hausfrau war ein sanftes, liebevolles Weib, sittig und tugendsam, dergleichen es heutzutage wenig gibt. Sie liebte ihren Gemahl mit unverbrüchlicher Treue und stund ihrem Hauswesen gar fleißig vor, sah nicht durchs Gitter nach Buhlern aus, wenn ihr Herr davonritt, Abenteuer zu

beſtehen, ſondern legte ſich einen Rocken an von feinem Flachs wie Seide und drehte die Spindel mit geſchäftiger Hand, daß ſie einen Faden gewann, den die lydiſche Arachne für den ihrigen würde erkannt haben. Sie war Mutter von zwo Töchtern, die ſie mit großer Sorgfalt tugendſam und häuslich auferzog. In dieſer klöſterlichen Eingezogenheit ſtörte nichts ihre Zufriedenheit als die Freibeuterei ihres Gemahls, der ſich mit ungerechtem Gut bereicherte. Sie mißbilligte dieſe privilegierten Räubereien in ihrem Herzen, und es machte ihr keine Freude, wenn er ihr gleich die herrlichſten Stoffe, mit Gold und Silber durchwirkt, zu reichen Kleidern ſchenkte. „Was ſoll mir der Plunder," ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt, „daran Seufzer und Tränen hangen?" Sie warf mit geheimem Widerwillen dieſe Geſchenke in ihre Truhe und würdigte ſie weiter keines Anblicks, bemitleidete die Unglücklichen, die in Wackermanns Haft fielen, ſetzte ſie oft durch ihre Fürbitte in Freiheit und begabte ſie mit einem Zehrpfennig.

Am Fuß des Schloßberges verbarg ſich tief im Gebüſche eine ergiebige Felſenquelle, welche in einer natürlichen Grotte entſprang, die nach einer alten Volksſage von einer Brunnennymphe bewohnt ſein ſollte, welche man die Nixe nannte, und die Rede ging, daß ſie ſich bei ſonderbaren Ereigniſſen im Schloſſe zuweilen ſehen ließ. Zu dieſem Brunnen luſtwandelte die edle Frau oftmals ganz einſam, wenn ſie während der Abweſenheit ihres Gemahls außerhalb der düſtern Burgmauern friſche Luft ſchöpfen oder ohne Geräuſch Werke der Wohltätigkeit im Verborgenen ausüben wollte. Sie beſchied dahin die Armen, die der Pförtner nicht einließ, und ſpendete an gewiſſen Tagen nicht nur den Abhub ihrer Tafel an ſie aus, ſondern trieb ihre demütige Gutherzigkeit zuweilen ſo weit als die heilige Landgräfin Eliſabeth, die mit ſtoiſcher Verleugnung alles widernden Gefühls mit ihrer

königlichen Hand am Sankt Elisabethbrunnen oft Bettlerwäsche wusch.

Einsmals war Wackermann mit seinen Reisigen auf Wegelagerung ausgezogen, den Kaufleuten aufzulauern, die vom Augspurger Markte kamen, und verweilte länger als sein Verlaß war. Das bekümmerte die zarte Frau, sie wähnte, ihrem Herrn sei ein Unglück begegnet, er sei erschlagen oder in Feindes Gewalt. Es war ihr so weh ums Herz, daß sie nicht ruhen noch rasten konnte. Schon mehrere Tage hatte sie sich zwischen Furcht und Hoffnung abgeängstet, und oft rief sie dem Zwerg zu, der auf dem Turm Wacht hielt: „Kleinhänsel, schau aus! Was rauscht durch den Wald? Was trappelt im Tal? Wo wirbelt der Staub? Trabt Wackermann an?" Aber Kleinhänsel antwortete gar trübselig: „Nichts regt sich im Wald, nichts reutet im Tal, es wirbelt kein Staub, kein Federbusch weht." Das trieb sie so bis in die Nacht, da der Abendstern heraufzog und der leuchtende Vollmond über die östlichen Gebürge blickte. Da konnte sie es nicht aushalten zwischen den vier Wänden ihres Gemachs; sie warf ihr Regentuch über, stahl sich durchs Pförtchen in den Buchenhain und wandelte zu ihrem Lieblingsplätzchen, dem Kristallbrunnen, um desto ungestörter ihren kummervollen Gedanken nachzuhängen. Ihr Auge floß von Zähren, und ihr sanfter Mund öffnete sich zu melodischen Wehklagen, die sich mit dem Geräusch des Baches mischten, der vom Brunnen her durchs Gras lispelte.

Indem sie sich der Grotte nahete, war ihr, als ob ein leichter Schatten um den Eingang schwebe; aber weil's in ihrem Herzen so arbeitete, achtete sie wenig darauf, und der erste Anblick schob ihr den flüchtigen Gedanken vor, daß das einfallende Mondlicht ihr eine Truggestalt vorlüge. Da sie aber näher kam, schien sich die weiße Gestalt zu regen und ihr mit der Hand zu winken. Darüber kam ihr ein Grausen

an, doch wich ſie nicht zurück; ſie ſtund, um recht zu ſehen, was es wäre. Das Gerüchte von dem Nixenbrunnen, das in der Gegend umlief, war ihr nicht unbewußt. Sie erkannte die weiße Frau nun für die Nymphe des Brunnens, und dieſe Erſcheinung ſchien ihr eine wichtige Familienbegebenheit anzudeuten. Welcher Gedanke konnte ihr jetzt näher liegen als

der von ihrem Gemahl? Sie zerraufte ihr ſchwarzgelocktes Haar und erhob eine laute Klage: „Ach, des unglücklichen Tages! Wackermann! Wackermann! Du biſt gefallen, biſt kalt und tot! Haſt mich zur Wittib gemacht und deine Kinder zu Waiſen!“

Da ſie ſo klagte und die Hände rang, vernahm ſie eine ſanfte Stimme aus der Grotte: „Mathilde, ſei ohne Furcht, ich verkünde dir kein Unglück, nahe dich getroſt, ich bin deine

Freundin, und mich verlangt, mit dir zu kosen.“ Die edle Frau fand so wenig Abschreckendes in der Gestalt und Rede der Nixe, daß sie den Mut hatte, die Einladung anzunehmen; sie ging in die Grotte, die Bewohnerin bot ihr freundlich die Hand und küßte sie auf die Stirn, saß traulich zu ihr hin und nahm das Wort: „Sei mir gegrüßt in meiner Wohnung, du liebe Sterbliche, dein Herz ist rein und lauter wie das Wasser meines Brunnens, darum sind dir die unsichtbaren Mächte geneigt. Ich will dir das Schicksal deines Lebens eröffnen, die einzige Gunstbezeugung, die ich dir gewähren kann. Dein Gemahl lebt, und ehe der Hahn den Morgen auskräht, wird er wieder in deinen Armen sein. Fürchte nicht, ihn zu betrauren; der Quell deines Lebens wird früher versiegen als der seine; vorher aber wirst du noch eine Tochter küssen, die in einer verhängnisvollen Stunde geboren, auf schwankender Wage des Schicksals Glück und Unglück dahinnimmt. Die Sterne sind ihr nicht abhold; aber ein feindseliger Gegenschein raubt der Verwaisten das Glück der mütterlichen Pflege.“

Das betrübte die edle Frau sehr, da sie hörte, daß ihr Töchterlein der treuen Mutterpflege entbehren sollte, und sie brach in laute Zähren aus. Die Nymphe wurde dadurch gerührt: „Weine nicht,“ sprach sie, „ich will bei deinem Kinde Mutterstelle vertreten, wenn du es nicht beraten kannst; doch unter dem Beding, daß du mich zur Taufpate des zarten Fräuleins wählest, damit ich Teil an ihr habe. Dabei sei eingedenk, daß das Kind, so du es meiner Sorge anvertrauen willst, mir den Waschpfennig wiederbringe, den ich einbinden werde.“ Frau Mathilde willigte in dies Begehr, drauf griff die Nixe nach einem glatten Bachkiesel und gab ihr solchen mit dem Beifügen, denselben durch eine treue Magd zu rechter Zeit und Stunde, zum Zeichen der Einladung zur Gevatterschaft in den Brunnen werfen zu lassen. Frau

Mathilde verhieß dem allen treulich nachzukommen, verlor keins dieſer Worte aus ihrem Herzen und begab ſich nach der Burg zurück; die Nymphe aber ging wieder in den Brunnen und verſchwand.

Nicht lange hernach trompetete der Zwerg freudig vom Turm herab, und Wackermann ritt mit ſeinen Reiſigen wohlgemut in den Hof ein, mit reicher Beute beladen. Nach Verlauf eines Jahres merkte die tugendliche Frau, daß ſie ſich geſegneten Leibes fand, ſie ſagt' es an ihrem Herrn, der über dieſe Nachricht viel Freude hatte: denn er hoffte auf einen männlichen Erben. Sie aber trug große Sorge, wie ſie's anſtellen möchte mit der Gevatterſchaft; das Abenteuer vom Nixenbrunnen ihm zu eröffnen, trug ſie Bedenken. Da fügte ſich's, daß Wackermann einen Fehdebrief bekam von einem Ritter, den er beim Trunk beleidiget hatte, und der mit ihm anbinden wollte auf Tod und Leben. Er rüſtete ſich und ſeine Gewappneten fleißig zu, und als er im Begriff war aufzuſitzen und nach Gewohnheit von ſeiner Gemahlin ſich verabſchiedete, forſchte ſie ſorgſam nach ſeinem Vorhaben, drang ihn wider Gewohnheit, ihr zu ſagen, gegen wen er ausziehe, und da er ihr dieſe ungewöhnliche Neubegier liebreich verwies, verhüllte ſie ihr Geſicht und weinte bitterlich. Das ging dem edlen Ritter ans Herz, doch tat er ſich's nicht aus, ſaß auf und eilte zum Tummelplatz, traf mit ſeinem Gegner hart zuſammen, erlegte ihn nach einem wackern Rennen und kehrte triumphierend heim.

Seine züchtige Hausfrau empfing ihn mit offenen Armen, liebkoſet' ihm freundlich und ließ nicht ab mit glatten Worten und den weiblichen Künſten ſüßer Schmeichelei ihn auszuholen, was für ein Abenteuer er beſtanden habe. Er aber verſchloß flugs ſein Herz, verwahrte alle Zugänge mit dem Riegel der Unempfindlichkeit und offenbarte ihr nichts; vielmehr höhnt' er ſie dieſes Vorwitzes halber und ſprach ſpott-

weiſe: „O, Mutter Eva, deine Töchter ſind noch nicht ausgeartet, Neugier und Vorwitz iſt der Weiber Erbteil bis auf dieſen Tag. Einer jeden hätte gelüſtet, den verbotnen Baum zu plündern, oder den Deckel des verpönten Schaueſſens aufzuheben und das darin verborgne Mäuslein davonſpringen zu laſſen.“ — „Verzeihet, lieber Gemahl,“ antwortete die kluge Frau, „die Männer haben auch ihr beſcheiden Teil aus Mutter Evens Erbſchaft empfangen. Der Unterſchied iſt nur,

daß eine gutmütige Frau für ihrem Manne kein Geheimnis hat, noch haben darf. Es ſtünd die Wette, wenn mein Herz Euch was verhehlen könnte, daß Ihr nicht ruhen noch raſten würdet, bis Ihr mir meine Heimlichkeit abgelockt hättet.“ — „Und ich,“ verſetzt' er, „geb Euch mein Wort, daß mich Eure Heimlichkeit nichts kümmern wird; es iſt Euch vergönnt, die Probe zu machen.“ Da war's, wo Frau Mathilde ihren Ehegemahl hinhaben wollte. „Wohlan,“ ſprach ſie, „lieber Herr, Ihr wißt, daß meine Entbindung nah bevorſtehet, wenn ich nun eines geſunden Kindes genese, ſo ſei mir vergönnt, eine von den Gevattern zu erkieſen, die das Kind-

lein aus der Taufe heben. Ich habe eine Freundin ins Herz geſchloſſen, die Euch unbekannt iſt; da iſt nun mein Begehr, daß Ihr nie mich dringen wollt, Euch zu ſagen, wer ſie ſei, von wannen ſie kommt, noch wo ſie hauſet. Wann Ihr mir das bei Eurer ritterlichen Ehre verheißet und Eurer Zuſage Gnüge tut, will ich die Wette verloren haben und frei bekennen, daß der männliche Geiſt über die weibliche Schwachheit triumphiert." Wackermann leiſtete ſeiner Hausfrau das Verſprechen unweigerlich, und ſie erfreute ſich des guten Erfolges ihrer ſchlauen Liſt innigſt.

Nach wenigen Tagen genas ſie eines Fräuleins. Obgleich der Vater lieber einen Sohn umarmt hätte, ſo ritt er doch ganz wohlgemut zu ſeinen Nachbarn und Gefreundten, ſie zur Gevatterſchaft zu laden. Sie fanden ſich insgeſamt an dem beſtimmten Tage ein, und da die Kindbetterin das Geräuſch der Wagen, das Wiehern der Pferde und das Getümmel des Hofgeſindes vernahm, berief ſie eine vertraute Dirne zu ſich und ſprach: „Nimm dieſen Bachkieſel, wirf ihn ſtillſchweigend hinter dich in den Nixenbrunnen und ſpute dich auszurichten, was dir befohlen iſt." Die Dirne tat nach dem Befehl ihrer Frau, und eh ſie wieder zurückkam, trat eine unbekannte Dame in das Geſellſchaftszimmer, neigte ſich züchtig gegen die anweſenden Herren und Frauen, und wie das Kindlein vorgetragen wurde und der Täufer zum Becken trat, nahm ſie ihre Stelle unter den Paten obenan. Jedermann machte ihr ehrerbietig Platz als einer Fremden, und ſie hielt das Kind zuerſt auf dem Arm während der Taufe. Aller Augen waren auf ſie gerichtet, ſie war ſo ſchön, ſo ſittſam und dabei ſo herrlich gekleidet in ein fliegendes Gewand von waſſerblauer Seide und aufgeſchlitzten Armeln mit weißem Atlas unterlegt; über das war ſie mit Juwelen und Perlenſchmuck ſo reichlich behangen, wie die heilige Jungfrau zu Loretto an einem kirchlichen Galatage. Ein glänzen-

der Saphir hielt den durchsichtigen Schleier, der in dünnen Wolken von dem Wirbel des künstlich geschlungenen Haares längst den Schultern bis an die Ferſen herabschwebte; aber der Zipfel des Schleiers war naß, als sei er durchs Wasser gezogen.

Die unerwartete Erscheinung der fremden Dame hatte die sämtliche Mitgevatterschaft dergestalt in der Andacht gestört, daß sie vergaßen, dem Kinde einen Namen zu geben, darum tauft' es der Prieſter Mathilde, nach dem Namen der Mutter. Nach vollbrachter Taufhandlung wurde die kleine Mathilde zu derselben zurückgebracht, und alle Paten folgten nach, der Wöchnerin Glück zu wünschen und dem Patchen den Waschpfennig einzubinden. Die Kindbetterin schien bei dem Anblick der Unbekannten etwas betroffen, vermutlich aus Verwunderung, daß die Nixe so treulich Wort gehalten hatte. Sie warf einen verstohlnen Blick auf ihren Gemahl, der mit einem unausdeutbaren Lächeln antwortete und sich übrigens das Ansehn gab, als nähm er von der Fremden weiter keine Notiz. Das Patengeschenke gab jetzt der Empfängerin andere Beschäftigung, ein goldner Regen strömte aus freigebigen Händen auf den Täufling herab. Die Unbekannte nahete sich zuletzt mit ihrer Patensteuer und täuschte die Erwartung aller Mitgevattern. Sie vermuteten von der glanzreichen Dame ein Kleinod oder einen Denkpfennig von großem Wert, besonders da sie ein seidnes Taschentuch hervorzog und solches mit großer Bedächtlichkeit voneinander schlug; aber Frau Pate hatte nichts drein gewickelt als einen Bisamapfel* aus Holz gedreht, sie legte diesen feierlich auf des Kindes Wiege, küßte die Mutter freundlich auf die Stirn und begab sich aus dem Zimmer.

* Bisamapfel und Ambranuß scheint in der Bedeutung übereinzukommen und beides ein Balsam- oder Riechbüchschen anzuzeigen. Das erste Wort kommt in der Bibel vor. Jes. 3, v. 20.

Über dieſes armſelige Geſchenk entſtund ein heimliches Flüſtern unter den Anweſenden, das bald in ein ſpöttiſches Gelächter ausbrach. Es fehlte nicht an mancherlei boshaften Anmerkungen und Spekulationen, wie ſie in Wochenſtuben zu ſein pflegen; da aber der Ritter und ſeine Dame ein tiefes Stillſchweigen beobachteten, ſo blieb den Forſchern und Schwätzerinnen nichts übrig, als ſich an leeren Mutmaßungen zu weiden. Die Unbekannte kam nicht wieder zum Vorſchein, und niemand wußte zu ſagen, wo ſie hingeſchwunden ſei. Wackermann wurde insgeheim allerdings von dem Verlangen

gequält, zu erforſchen, wer die Fremde geweſen ſein möchte, die man, weil niemand ihren Namen wußte, die Dame mit dem naſſen Schleier nennte; nur die Scheu, als ein männlicher Ritter einer Weiberſchwachheit ſich ſchuldig zu machen, und die Unverbrüchlichkeit ſeines gegebnen Wortes banden ihm die Zunge, wenn in der Stunde ehelicher Vertraulichkeit ihm die Frage auf den Lippen ſchwebte: „Sag an, wer war Frau Pate mit dem naſſen Schleier?“ Er gedachte ihr das Geheimnis mit der Zeit dennoch abzuliſten oder abzulieben und rechnete dabei auf die Beſchaffenheit des weiblichen Herzens, welchem die Gabe der Verſchwiegenheit ſo wenig verliehen ſei, als dem Siebe die Aufbewahrung einer Flüſſig-

keit. Doch diesmal irrete er in der Rechnung: Frau Mathilde wußte ihre Zunge zu schweigen und bewahrte das unauflösliche Rätsel so sorgfältig im Herzen wie den Bisamapfel in ihrem Schatzkästlein.

Ehe das Fräulein dem Gängelbande entwuchs, wurde die Prophezeiung der Nymphe an der guten Mutter erfüllt: sie erkrankte plötzlich und starb, ohne Zeit zu haben, an den Bisamapfel zu gedenken oder damit nach Verfügung der Nixe zugunsten der kleinen Mathilde zu verfahren. Ihr Gemahl war eben abwesend auf dem Turnier zu Augspurg und zog mit einem Ritterdank von Kaiser Friedrichen gekrönt wieder nach Hause. Wie der Zwerg auf dem Turm seinen Herrn in der Ferne sah angeritten kommen, stieß er nach Gewohnheit ins Horn, dem Hofgesinde dessen Ankunft kund zu tun; aber er ließ nicht wie sonst einen freudigen Ton erschallen, sondern posaunte gar eine traurige Melodie. Das fuhr dem Ritter durchs Herz und bekümmerte seine Seele. „Was für ein Schall," sprach er, „gellt mir ins Ohr? Hört ihr's, ihr Knappen, ist das nicht Krähenruf und Totensang? Kleinhänsel verkündet uns nichts Gutes." Und die Knappen waren alle bestürzt, sahen ihren Herrn traurig an, und einer unter ihnen nahm das Wort und sprach: „Das ist die Weise des Vogels Kreideweiß, Gott wende Unglück ab; 's ist eine Leich' im Hause!" Da spornte Wackermann seinen Hengst und ritt übers Blachfeld daher, daß die Funken stoben. Die Zugbrücke fiel, er sah gierig in den Schloßhof und erblickte leider das Leichenzeichen vor seiner Haustür ausgestellt, eine Laterne ohne Licht mit einem wehenden Flor geschmückt, und alle Fensterläden verschlossen*. Dabei vernahm er von innen

* Dieser altdeutsche Gebrauch, das Absterben eines Hausgenossen anzudeuten, erhält sich noch an einigen Orten im Herzogtum Cleve, wo auch alle Leidtragenden in der ganzen Stadt ihre Fensterläden zu schließen verbunden sind, und wenn sie eben solche Zimmer bewohnen, folglich am hellen Mittag Licht brennen müssen.

Schluchzen und Wehklagen des Geſindes, denn Frau Mathilde war eben aufgebahrt. Zu Häupten des Sarges ſaßen die beiden größern Töchter in Boy und Flor gehüllt und beweinten die erbleichte Mutter mit zahlloſen Tränen. Am Fuß des Sarges ſaß die kleine Lieblingstochter; noch unvermögend, ihren Verluſt zu empfinden, zerzupfte ſie mit kindiſcher Gleichmütigkeit ſpielend die Überbleibſel der Blumen, womit die Leiche geſchmückt war. Dieſer wehmütige Anblick überwältigte Wackermanns männliche Standhaftigkeit, er weinte und jammerte laut, ſtürzte über den eiskalten Leichnam her, benetzte die bleichen Wangen mit ſeinen Tränen, drückte mit zitterndem Munde die erſtorbenen Lippen und überließ ſich ohne Scheu allen ſchmerzhaften Gefühlen ſeines Herzens. Hernach hing er ſeine Waffen in die Rüſtkammer auf, ſaß, bedeckt mit einem abgekrempten Hut und einem ſchwarzen Trauermantel, beim Sarge, trug Leid um ſeine abgeſchiedene Hausfrau und erwies ihr die letzte Ehre durch ein feierliches Totengepränge.

Weil jedoch nach der Bemerkung eines großen Mannes die heftigſten Schmerzen immer die kürzeſten ſind, ſo vergaß der tiefgebeugte Witwer bald ſein Herzeleid und dachte mit Ernſt darauf, den erlittenen Verluſt durch eine zwote Gemahlin zu erſetzen. Seine Wahl fiel auf ein wildes, raſches Weib, ganz das Gegenbild der frommen, ſittſamen Mathilde. Das Hausregiment nahm folglich nun eine andere Geſtalt an; die junge Frau liebte Pracht und Verſchwendung, gebärdete ſich ſtolz und gebieteriſch gegen das Geſinde; des Schlemmens und Bankettierens war kein Ende. Ihre Fruchtbarkeit bevölkerte das Haus bald mit zahlreicher Deſzendenz; die Töchter erſter Ehe wurden nicht mehr geachtet und kamen ganz in Vergeſſenheit. Wie die ältern Fräuleins heranwuchſen, ſuchte ſich die Stiefmutter ihrer ganz zu entledigen, ſie wurden nach Dünkelspühl in ein Frauenkloſter in die Koſt verdungen; die

kleine Mathilde kam unter Aufsicht einer Amme und wurde in ein abgelegnes Stübchen versetzt, wo sie der eiteln Frau, die mit Familiensorgen sich nicht gern befaßte, weit genug aus den Augen war. Ihr verschwenderischer Aufwand mehrte sich also, daß der Ertrag des Faust- und Kolbenrechtes, so unermüdet der Ritter solchem oblag, nicht mehr hinreichte, denselben zu bestreiten. Sie sah sich oft genötiget, die Verlassenschaft ihrer Vorweserin zu spoliieren, die reichen Stoffe zu vermöbeln, oder von Juden Geld darauf zu leihen. Einsmals befand sie sich in besondrer ökonomischer Verlegenheit. Sie durchsuchte Schubladen und Truhen, um etwas von Werte auszuwittern, da stieß sie auf ein geheimes Fach eines Putzschrankes und fand darinnen zu ihrer großen Freude Frau Mathildens Schatzkästlein. Die funkelnden Juwelen der Demantringe, Ohrenspangen, Armbänder, Schürzhaken und andern Geschmeides entzückten ihr gieriges Auge. Sie musterte alles genau durch, besah's Stück für Stück und überschlug in ihren Gedanken, welchen Gewinn dieser herrliche Fund einbringen würde. Unter diesen Kostbarkeiten fiel ihr auch der hölzerne Bisamapfel in die Augen. Sie wußte lange nicht, was sie daraus machen sollte, sie versucht' es, ihn aufzuschrauben, aber er war verquollen. Sie wog ihn in der Hand und befand ihn so leicht als eine taube Nuß, darum meinte sie, es sei irgendein lediges Ringfutteral, und weil sie damit nichts anzufangen wußte, warf sie's als ein Ding ohn allen Wert aus dem Fenster.

Zufälligerweise saß die kleine Mathilde unten im Zwingergarten und spielte mit ihrer Puppe. Wie sie die hölzerne Kugel auf dem Sande daherrollen sahe, warf sie die Puppe aus der Hand und griff mit kindischer Begierde nach dem neuen Spielzeug, hatte auch ebensoviel Freude über diesen Fund als Mama an dem ihrigen. Sie ergötzte sich viele Tage mit der Spielerei und ließ sie nicht aus der Hand. An

einem ſchönen Sommertage lüſtete der Amme, mit ihrer Pflegetochter der friſchen Kühlung am Felſenbrunnen zu genießen; um Veſperzeit forderte das Kind ſeine Honigſemmel, welche die Amme mitzunehmen vergeſſen hatte. Sie hatte noch nicht Luſt, zurückzukehren; um nun die Kleine bei Gutem zu erhalten, ging ſie ins Gebüſche, ihr eine Handvoll Himbeere zu pflücken. Das Kind ſpielte indes mit dem Biſamapfel, warf ihn hin und her wie einen Fangeball, bis ein Wurf mißlang und die kindiſche Freude in eigentlichem Verſtande in den Brunnen fiel. Augenblicks ſtund eine junge Dame da, ſchön wie ein Engel und freundlich wie eine Grazie. Das Kind beſtürzte darüber, glaubte ſeine Stiefmutter vor ſich zu ſehen, die es immer ſchalt und ſchlug, wenn es ihr unter die Augen kam. Die Nymphe aber liebkoſet' ihr mit ſanften Worten: „Fürchte nichts, liebe Kleine, ich bin deine Pate, komm zu mir. Sieh, hier iſt dein Spielzeug, das in den Brunnen fiel.“ Dadurch lockte ſie das Kind zu ſich, nahm's auf den Schoß, drückt' es zärtlich an den Buſen, herzt' und küßte die kleine Mathilde und benetzte ihr Angeſicht mit Tränen. „Arme Verwaiſte,“ ſprach ſie, „ich hab's verſprochen, Mutterſtelle bei dir zu vertreten, ich will's auch halten. Beſuche mich oft, du wirſt mich ſtets an dieſer Grotte finden, wenn du einen Stein in den Brunnen fallen läſſeſt. Bewahre dieſen Biſamapfel ſorgfältig und ſpiele nicht wieder damit, daß du ihn nicht verliereſt, er wird dir einſt drei Wünſche gewähren. Wenn du heranwächſeſt, will ich dir mehr ſagen, jetzt kannſt du es nicht faſſen.“ Sie gab ihr noch manche gute Vermahnung, die ſich für des Kindes Alter ſchickte, gebot ihr Stillſchweigen; die Amme kam zurück, und die Nymphe verſchwand.

Heutzutage, ſagt das Sprichwort, gibt's keine Kinder mehr, vor Alters war's damit anders; die kleine Mathilde war gleichwohl ein ſchlaues und kluges Kind, ſie hatte ſo viel

Beſonnenheit, gegen die Amme nichts von Frau Paten zu erwähnen, forderte bei ihrer Zuhauſekunft Nähnadel und Zwirn und vernähete damit ſorgfältig den Biſamapfel in das Unterfutter des Kleides. Ihr Sinn und Gedanken ſtunden nun nach dem Nixenbrunnen; ſo oft es die Witterung erlaubte, ſchlug ſie der Aufſeherin einen Spaziergang dahin vor, und weil dieſe dem ſchmeichelhaften Mädchen nichts abſchlagen konnte und dieſe Neigung ihr angeboren ſchien, indem die Grotte der Lieblingsaufenthalt der Mutter geweſen war, gewährte ſie der Kleinen dieſen Wunſch deſto leichter. Da wußte dieſe nun immer einen Vorwand zu finden, die Amme wegzuſchicken, und ſobald ſie den Rücken wendete, fiel der Stein ins Waſſer und verſchaffte dem ſchlauen Mädchen die Geſellſchaft ihrer liebreizenden Pate. Nach einigen Jahren blühete die kleine Waiſe zum jungfräulichen Alter heran, und ihre Schönheit ſchloß ſich auf wie die Knoſpe einer hundertblätterigen Roſe, die, unter den buntfarbigen Grasblumenpöbel verpflanzt, in beſcheidener Würde hervorglänzt. Zwar blühete ſie gleichſam nur im Zwingergarten; ſie lebte unter dem Geſinde verſteckt, und wenn die üppige Mutter bankettierte, kam ſie nie zum Vorſchein, ſaß in ihrer Kammer, beſchäftigte ſich mit häuslicher Arbeit und fand nach vollendetem Tagewerk, zur Abendzeit, reichen Erſatz für die rauſchenden Freuden, die ſie entbehrte, in der Geſellſchaft der Nymphe am Brunnen. Dieſe war nicht nur ihre Geſellſchafterin und Freundin, ſie war auch ihre Lehrmeiſterin, unterrichtete das Fräulein in allen weiblichen Kunſtfertigkeiten und bildete ſie ganz nach dem Beiſpiel ihrer tugendhaften Mutter.

Eines Tages ſchien die Nymphe ihre Zärtlichkeit gegen die reizvolle Mathilde zu verdoppeln, ſie ſchloß ſie in die Arme, ließ das Haupt auf ihre Schulter ſinken und war ſo wehmutsvoll und traurig, daß das Fräulein mit ihr ſympathi-

sierte und sich nicht enthalten konnte, einige Tränen auf die Hand ihrer Pate fallen zu lassen, die sie eben schweigend an die Lippen drückte. Durch diese sanfte Mitempfindung wurde die Nymphe noch wehmütiger: „Kind," sprach sie mit trauriger Stimme, „du weinst und weißt nicht warum; aber deine Tränen sind Vorgefühle deines Schicksals. Dem Hause auf dem Berge stehet eine große Veränderung bevor; ehe der Schnitter die Sense tängelt und der Wind über die Stoppeln des Weizenfeldes weht, wird's öde und wüste stehen. Wenn die Schloßdirnen in der Abenddämmerung herausgehen, des Wassers aus meinem Brunnen zu schöpfen, und mit ledigem Eimer zurückkehren, so gedenke, daß Unglück kommt. Wahre den Bisamapfel, der dir drei Wünsche gewähren wird, und gehe nicht verschwenderisch mit deinen Wünschen um: Gehab dich wohl, an dieser Stätte sehn wir uns nicht wieder." Drauf lehrte sie dem Fräulein noch einige magische Eigenschaften des Apfels, um sich derselben im Notfall zu bedienen, weinte und schluchzete beim Hinscheiden, daß ihr die Worte versagten, und ließ sich nicht mehr sehen. Um die Zeit der Weizenernte kamen eines Abends die Wasserträgerinnen mit ledigen Krügen ins Schloß zurück, bleich und erschrocken, zitterten an allen Gliedern, als schüttele sie der Frost des Wechselfiebers, verkündeten, die weise Frau sitze am Brunnen mit trauriger Gebärdung des Händeringens und Wehklagens, welches nichts Gutes ominiere. Des hatten die Kriegsleute und Waffenträger ihren Spott, meinten, es sei Täuschung und Weibergeschwätz; einige trieb die Neugier hinaus, Grund und Ungrund der Sache zu erforschen; sie sahen die nämliche Erscheinung, faßten sich dennoch ein Herz und gingen zum Brunnen. Wie sie hinkamen, war das Gesicht verschwunden, und da gab's mancherlei Glossen und Auslegungen darüber, keiner riet jedoch auf die wahre Deutung, welche Fräulein Mathilde allein wußte, ob sie es gleich nicht laut werden ließ:

denn die Nymphe hatte ihr Stillſchweigen geboten. Sie ſaß einſam und trübſinnig auf ihrer Kammer, unter Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Wackermann Uhlfinger war Weiber- und Becherlehn; ſeiner verſchwenderiſchen Hausfrau konnte er nicht ſatt rauben und plündern, und wenn er nicht auf Wegelagerung ausging, bereitete ſie ihm tagtäglich ein Wohlleben, berief ſeine Zechbrüder zuſammen, unterhielt ihn im Taumel der Lüſte und ließ ihn nie daraus wach werden, um den Verfall ſeines Hausweſens wahrzunehmen. Wann's an Barſchaft oder Lebensmitteln gebrach, ſo gaben Jakob Fuggers Laſtwagen, oder der Venediger reiche Speditionen immer neue Ausbeute. Dieſer Plackereien müde, beſchloß der Generalkongreß des ſchwäbiſchen Bundes, weil Abmahnungen und Warnungen nichts fruchteten, Uhlfingers Untergang. Eh er dachte, daß es ſo ernſtlich gemeinet ſei, weheten die ſtädtiſchen Bundesfahnen vor dem Tor ſeiner Bergfeſte, und es blieb ihm nichts übrig, als der Entſchluß, ſein Leben teuer gnug zu verkaufen. Die Bombarden und Donnerbüchſen erſchütterten die Baſteien, und die Armbruſtſchützen taten auf beiden Seiten ihr Beſtes; es hagelte Bolzen und Pfeile, und einer davon, in einer unglücklichen Stunde abgedrückt, wo Wackermanns Schutzgeiſt von ihm gewichen war, fuhr durchs Viſier ſeines Helms ihm tief ins Hirn, daß er alsbald im kalten Todesſchlummer dahintaumelte. Durch den Fall des Bannerherrn geriet das Kriegsvolk in große Beſtürzung; einige Feigherzige

ſteckten die weiße Fahne aus, die Mutigen riſſen ſie wieder herab vom Turm. Daraus merkte der Feind, daß innerhalb der Burg Unordnung und Verwirrung herrſche, die Belagerer liefen Sturm, überſtiegen die Mauren, gewannen das Tor, ließen die Zugbrücke herab und ſchlugen alles mit der Schärfe des Schwertes, was ihnen vorkam. Selbſt die Unglücksſtifterin, das verſchwenderiſche Weib, wurde mit all ihren Kindern von dem wütigen Kriegsvolke erſchlagen, das gegen den räuberiſchen Adel ſo erbittert war, als nachher die Aufrührer im ſchwäbiſchen Bauernkriege. Das Schloß wurde rein ausgeplündert, in Brand geſteckt und der Erde gleich gemacht.

Während des kriegeriſchen Tumults hielt ſich Fräulein Mathilde in dem Pathmus ihres Dachſtübchens ganz ruhig, hatte die Tür verſchloſſen und von innen feſt verriegelt. Als ſie aber merkte, daß draußen alles bunt über ging und Schloß und Riegel ihr keine Sicherheit weiter geben würde, warf ſie ihren Schleier über, drehete den Biſamapfel dreimal in der Hand und trat kühnlich heraus, nachdem ſie das Sprüchlein ausgeſprochen hatte, welches ihr die Nixe lehrte:

„Hinter mir Nacht, vor mir Tag,
daß mich niemand ſehen mag“;

und ſo wandelte ſie unbemerkt mitten durch das feindliche Kriegsvolk aus der väterlichen Burg, wiewohl mit hochbetrübtem Herzen, und ohne zu wiſſen, wohin ſie ihren Weg nehmen ſollte. Solang ihre zarten Füße ihr nicht den Dienſt verſagten, eilte ſie von dem Schauplatz des Greuels und der Verwüſtung ſich zu entfernen, bis ſie von Nacht und Müdigkeit befallen, unter einem wilden Birnbaum im freien Felde zu herbergen beſchloß. Sie ſetzte ſich auf den kühlen Raſen und ließ den Tränen freien Lauf. Noch einmal ſchaute ſie nach der Gegend um und wollte ſie ſegnen, wo ſie die Jahre

der Kindheit verlebt hatte; wie ſie die Augen aufhob, ſahe ſie ein blutrotes Feuerzeichen am Himmel ſtehen, woraus ſie urteilte, daß das Stammhaus ihrer Voreltern ein Raub der Flammen worden ſei. Sie wendete ihre Augen von dieſem grauſenvollen Anblick weg und wünſchte mit Sehnſucht, daß die funkelnden Sterne erbleichen und die Morgenröte aus Oſten hervorſchimmern möchte. Eh es noch tagte und der Morgentau auf dem Graſe ſich in kleine Tropfen ſammlete,

ſetzte ſie die ungewiſſe Pilgerreiſe fort und gelangte bald in ein Dorf, wo ſie von einer gutherzigen Bäuerin aufgenommen und mit einem Biſſen Brod und einer Schale Milch erquicket wurde. Von dieſer Frau tauſchte ſie bäueriſche Kleider und geſellte ſich zu einer Karawane Frachtführer, die ſie gen Augspurg geleiteten. In dieſem trübſeligen verlaſſenen Zuſtande blieb ihr keine Wahl, als ſich für Dienſtmädchen zu vermieten; weil's aber außer der Zeit war, konnte ſie lange keine Herrſchaft finden.

Graf Konrad von Schwabeck, ein deutſcher Kreuzherr, auch Kaſtenvogt und Schirmherr des Bistums Augspurg, beſaß

daſelbſt einen Comterhof, wo er ſich im Winter aufzuhalten pflegte, in ſeiner Abweſenheit wohnte eine Schließerin darinne, Frau Gertrud genannt, die das Hausweſen regierte. Dieſe Frau war in der ganzen Stadt für eine Megäre ausgeſchrien, kein Geſinde konnt's bei ihr aushalten, ſie lärmte und toſete im Hauſe umher wie ein Poltergeiſt. Das Raſſeln ihrer Schlüſſel fürchteten die Dirnen, wie die Kinder den Rupprecht; das kleinſte Verſehen, oder auch nur ihre böſen Launen mußten Köpfe und Töpfe entgelten, oder ſie bewaffnete ihren rüſtigen Arm mit einem Bund Schlüſſel und bläuete den Dienſtmägden damit Rücken und Lenden blau, und wenn man ein böſes Weib beſchreiben wollte, ſo hieß es, ſie ſei ſo arg als Frau Trude im Comterhofe. Eines Tages hatte ſie das Strafamt ſo gewaltſam ausgeübt, daß alles Geſinde entlief; da kam die ſanfte Mathilde und bot ihre Dienſte an. Um ihren edlen Wuchs zu verhehlen, hatte ſie eine Schulter gepolſtert als ſei ſie verwachſen, ihr blondes, ſeidenes Haar verbarg ein breites Kopftuch, Angeſicht und Hände hatte ſie mit Ruß beſtrichen, um eine zigeunermäßige Haut dadurch zu erkünſteln. Wie ſie ſich anmeldete und die Schelle an der Tür zog, ſteckte Frau Gertrud den Kopf aus dem Fenſter; da ſie nun die ſeltſame Figur gewahr wurde, meinte ſie, es ſei eine Bettlerin und rief herab: „Hier iſt kein Almoſenamt, geht in die Fuggerei*, dort ſpendet man Heller

* Ein Geſtifte von Jacob Fugger in Augspurg, aus 106 Häuſern beſtehend, die zur Aufnahme und Pflege der Armen eingerichtet ſind oder es doch ehemals waren.

aus," und ſchlug das Fenſter haſtig zu. Fräulein Mathilde ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſie ſchellte ſo lange, bis die Ausgeberin in der Abſicht wieder zum Vorſchein kam, dieſe Inſolenz mit einer Lage Scheltworten zu erwidern. Ehe ſie aber ihren zahnloſen Mund öffnete, verſtändigte ſie das Fräulein, was ihr Begehr ſei. „Wer biſt du," frug Frau Gertrud, „und was kannſt du?" Die verſtellte Dirne antwortete:

Ich bin eine Waiſe,
Mathilde ich heiße,
kann plätten,
kann glätten,
kann nähen und ſpinnen,
auch ſticken und ſtricken
und Augen** gewinnen,
kann hacken und pochen,
auch braten und kochen,
bin kunſtreicher Hand
und flink und gewandt."

Als die Wirtſchafterin dieſes Sprüchlein hörte und vernahm, daß das nußbraune Mädchen ſo viel gute Talente beſaß, tat ſie die Tür auf, gab ihr den Mietgroſchen und nahm ſie in die Küche. Sie ſtund ihren Geſchäften ſo treulich vor, daß Frau Gertrud ganz aus der Übung kam, Töpfe nach dem Ziel zu werfen; ob ſie gleich immer ſtreng und mürriſch blieb, alles tadelte und beſſer wiſſen wollte: ſo hielt ihr doch das Dienſtmädchen nie Widerpart und wehrte durch Sanftmut und Duldung den Ergießungen ihrer ſchwarzen Galle ab. Sie wurde leidlicher und beſſer als ſeit vielen Jahren, zum Beweis, daß fromm Geſinde auch gut Regiment, gut Wetter, fromme und getreue Oberherrn macht.

Um die Zeit des erſten Schnees ließ die Hausmutter das ganze Haus fegen und reinigen, die Fenſter waſchen, Vorhänge aufziehn und alles zum Empfang ihres Herrn zube-

** Maſchen.

reiten, der, mit dem bunten Gefolge ſeiner Diener umgeben, nebſt einem großen Schwall von Pferden und Jagdhunden zu Winters Anfang eintraf. Mathilde kümmerte ſich wenig um die Ankunft des Kreuzherrn, ihre Küchenarbeit hatte ſich ſo gemehret, daß ſie ſich nicht Zeit nahm, nach ihm auszuſehen. Zufälligerweiſe begegnete er ihr, indem ſie eines Morgens Waſſer ſchöpfte auf dem Hofe, und ſein Anblick ſchloß

Gefühle in ihrem Herzen auf, die ihr ganz neu und fremd waren. Der ſchönſte junge Mann, den ſie je geſehen, ſtund vor ihr, ſein glänzendes Auge, die jovialiſche Miene, das Gepräge des Wohlbehagens und Überfluſſes, das wellenförmige, leicht gelockte Haar, das ſich halb unter die beſchattenden Straußfedern des männlich ins Geſicht gedrückten Hutes verſteckte, der feſte Gang und edle Anſtand des Mannes wirkten ſo mächtig auf ihr Herz, daß es ungleich geſchwinder

ſchlug und das Blut in ſchnellern Umlauf brachte. Zum erſtenmal empfand ſie jetzt den großen Abſtand des Standes, in welchen ein unglücklich Verhängnis ſie verſetzt hatte, von dem, in welchem ſie geboren war, und dieſe Empfindung drückte ſie mehr als der ſchwere Waſſereimer. Sie ging tiefſinnig in die Küche zurück und verſalzete zum erſtenmal in ihrer Funktion alle Brühen, welches ihr von der Wirtſchafterin einen harten Verweis zuzog. Tag und Nacht ſchwebte ihr der ſchöne Ritter vor Augen, es lüſtete ihr oft, nach ihm zu ſehen, und wenn er über den Hof ging und ſie ſeine Sporen klingen hörte, ſpürte ſie jederzeit Waſſermangel in der Küche und eilte mit dem Eimer zum Brunnen; ob ſie gleich keines Anblicks von dem ſtolzen Junker gewürdiget wurde.

Graf Konrad ſchien bloß für das Vergnügen zu leben, er verabſäumte keine Luſtbarkeit und kein Freudengelag in der reichen Stadt, die der Verkehr mit den Venedigern üppig gemacht hatte. Bald gab es ein Ringelrennen, bald ein Stechen auf der Rennbahn, bald einen Ratswechſel oder ſonſt eine glänzende Feierlichkeit; auch fehlte es nicht an öffentlichen Reihentänzen auf dem Rathauſe oder auf dem Markte und durch alle Straßen, wo die Edelleute den Bürgerstöchtern goldne Fingerreife und ſeidene Tücher verehrten, Minneſpiel und gute Schwänke trieben. Als die Faßnachts-Mummereien begannen, ſchien der Freudentaumel aufs höchſte geſtiegen zu ſein. Fräulein Mathilde hatte an dem allen keinen Teil, ſaß in der rauchenden Küche und weinte ſchier die ſchmachtenden Augen wund, klagte über den Eigenſinn des Glückes, das ſeine Günſtlinge mit den Freuden des Lebens ſtromweiſe überſchüttet und dem Unbegünſtigten jeden frohen Augenblick abgeizet. Ihr Herz war beklommen, ohne daß ſie eigentlich wußte warum; daß Amor ſich darein gebettet hatte, war ihr gänzlich unbekannt. Dieſer unruhige Gaſt, der in jedem

Hauſe Verwirrung macht, wo er herbergt, flüſterte ihr am Tage tauſend romanhafte Gedanken zu und unterhielt ſie des Nachts mit ſchalkhaften Träumen. Bald luſtwandelte ſie mit dem Kreuzherrn in einem Blumengarten, bald war ſie zwiſchen die heiligen Mauern eines Kloſters eingeſperrt und der Graf ſtund außen am Sprachgitter, verlangte mit ihr zu koſen, und die ſtrenge Domina wollt' es nicht geſtatten; bald aber tanzte ſie dennoch mit ihm den Vorreihn auf einem fröhlichen Ball. Dieſe entzückenden Träume zerſtörte oft plötzlich das Geklingel von Frau Gertruds Bund Schlüſſel, womit ſie in der frühen Morgenſtunde dem Geſinde zur Arbeit läutete; doch die Ideen, welche zur Nachtzeit die Phantaſie angeſponnen hatte, bildete das Spiel der Gedanken den Tag über aus.

Liebe ſcheut keine Gefahren, überſteigt Berge und Klippen, hüpft über Abgründe, findet Weg und Bahn durch die lybiſche Wüſte und ſchwimmt auf dem Rücken des weißen Stiers über den ſtürmenden Pelagus; die liebende Mathilde ſann und klügelte ſo lange, bis ſie ein Mittel fand, den ſchönſten ihrer Träume zu realiſieren. Sie hatte den Biſamapfel der Pate Nixe, der ihr drei Wünſche gewähren ſollte, noch im Beſitz, nie hatte ſie Verlangen getragen, ihn zu öffnen und ſein innres Talent zu erproben, jetzt kam ihr ein, den erſten Verſuch damit zu machen. Die Augspurger hatten bei Prinz Maxens Geburt Kaiſer Friedrichen zu Ehren ein herrlich Bankett angeſtellt, das drei Tage dauren ſollte, zu welchem ſie viel Prälaten, Grafen und Herrn aus der Nachbarſchaft eingeladen hatten; dabei wurde jeden Tag um einen ausgeſetzten Preis geſtochen, und zur Abendzeit wurden die ſchönſten Jungfrauen zum Rathaus aufgeholt, um mit der edlen Ritterſchaft zu tanzen, und das dauerte bis an den lichten Morgen. Ritter Konrad ermangelte nicht, dieſer Feſtivität mit beizuwohnen und war des Abends beim Tanz der

Held der zarten Frauen und Jungfrauen. Obgleich keine seiner gesetzmäßigen Liebe teilhaft werden konnte, denn er war ein Kreuzherr: so hatten sie ihn doch alle lieb und wert, er war ein schöner Mann und tanzte wonniglich.

Mathilde hatte den Entschluß gefaßt, bei dieser Gelegenheit ein Abenteuer zu bestehen. Nachdem sie die Küche beschickt hatte und alles im Hause ruhig war, ging sie auf ihre Kammer, wusch mit feiner Seife die rußige Schminke von der Haut und ließ Lilien und Rosen darauf hervorblühen. Hernach nahm sie den Bisamapfel zur Hand und wünschte sich ein neues Kleid, so herrlich und prächtig es nur sein könnte, mit allem Zubehör. Sie öffnete den Deckel, da quoll hervor ein Stück seidenen Stoffs, das dehnte und breitete sich und rauschte wie ein Wasserstrom herab auf ihren Schoß, und als sie's recht besahe, war's ein völliger Anzug mit allem dazugehörigen kleinen Putz, und das Kleid paßte ihr auf den Leib wie angegossen. Darüber empfand sie die innige Herzensfreude, die junge Mädchen zu fühlen pflegen, wenn sie sich für das andere Geschlecht putzen und ihre gefährlichen Filetnetze ausstellen. Bei der Übersicht ihres Anzugs schmeichelte alles so sehr der weiblichen Eitelkeit, daß sie vollkommen damit zufrieden war. Darum säumte sie nicht, ihr Vorhaben auszuführen, sie drehte den magischen Apfel dreimal in der Hand herum und sprach: „Die Augen zu, bleibt alle in Ruh!" Alsbald fiel ein tiefer Schlaf auf das gesamte Hausgesinde, von der wachsamen Wirtschafterin an bis auf den Türhüter. Husch war Fräulein Mathilde zur Tür hinaus, wandelte ungesehen durch die Straßen und trat mit dem Anstande einer Grazie in den Tanzsaal ein. Es wunderte sich männiglich über die Gestalt der holdseligen Jungfrau, und auf dem hohen Söller, der rings um den Saal lief, entstund ein flüsterndes Geräusch, wie wenn der Prediger auf der Kanzel Amen sagt. Einige bewunderten an der Un-

bekannten die Schönheit der Geſtalt, andere den Geſchmack der Kleidung, noch andere verlangten zu wiſſen, wer ſie ſei und von wannen ſie käme, wiewohl kein Seitennachbar dem andern über dieſe Frage Auskunft geben konnte.

Unter den edeln Rittern und Herren, die ſich herzudrängten, die fremde Jungfrau zu beäugeln, war der Kreuzherr nicht der letzte, ein feiner Mädchenſpäher und nichts weniger als Miſogyn; ihm dünkte, er habe nie eine glücklichere Phyſio-

gnomie noch einen reizendern Wuchs geſehen. Er nahete ihr, zog ſie zum Tanz auf; ſie bot ihm beſcheiden die Hand und tanzte zur Bewunderung ſchön. Ihr leichter Fuß ſchien kaum die Erde zu berühren; die Bewegung des Körpers aber war ſo edel und ungezwungen, daß ſie jedes Auge entzückte. Ritter Konrad bezahlte den Tanz mit der Freiheit ſeines Herzens, er entbrannte gegen die ſchöne Tänzerin in heißer Liebe und kam ihr nicht mehr von der Seite, ſagte ihr ſo viel Schönes vor und trieb ſein Minneſpiel mit ſolchem Ernſt und Eifer, wie einer unſrer heutigen Romanhelden, denen

flugs die Welt zu enge wird, wenn der ſchäckerhafte Amor ſie hetzt. Fräulein Mathilde war ebenſowenig Meiſterin ihres Herzens: ſie ſiegte und wurde beſiegt; der Erſtlingsverſuch in der Liebe ſchmeichelte ihr mit erwünſchtem Erfolg, und es war ihr unmöglich, die Sympathien ihrer Gefühle unter dem Schleier weiblicher Zurückhaltung zu verbergen, oder gar die Spröde zu machen. Der entzückte Kreuzherr merkte bald, daß er kein hoffnungsloſer Liebhaber war, es lag ihm nur daran, zu wiſſen, wer die ſchöne Unbekannte ſei und wo ſie hauſe, um ſein Liebesglück zu verfolgen. Doch hier war alles Forſchen vergebens, ſie wich allen Fragen aus, und mit vieler Mühe erhielt er nur von ihr die Zuſage, den folgenden Tag nochmals den Tanz zu beſuchen. Er gedachte ſie zu überliſten, wenn ſie allenfalls nicht Wort halten ſollte, und ſtellte alle Bedienten auf die Lauer, ihre Wohnung auszukundſchaften, denn er hielt ſie für eine Augspurgerin; die Tanzgeſellſchaft aber meinte, ſie gehörte zur Freundſchaft des Grafen, weil er ihr ſo ſchön tat und ſo freundlich mit ihr koſete.

Der Morgen war ſchon angebrochen, ehe ſie Gelegenheit fand, dem Ritter zu entwiſchen und den Tanzplatz zu verlaſſen. Sobald ſie aus dem Saal trat, drehete ſie den Biſamapfel dreimal in der Hand um und ſagte dazu ihr Sprüchlein:

„Hinter mir Nacht, vor mir Tag,
daß mich niemand ſehen mag“;

und ſo gelangte ſie in ihre Kammer, ohne daß die Dämmerungsvögel des Grafen, die in allen Straßen auf und ab flatterten, ſie wahrnahmen. Bei ihrer Zuhauſekunft ſchloß ſie das ſeidene Kleid in die Lade, zog wieder die ſchmutzigen Küchenkleider an und gab ſich an ihr Geſchäfte, war früher auf als das übrige Geſinde, welches Frau Getrud mit dem Bund Schlüſ-

ſel aus den Betten klingelte und erntete von der Wirtſchafterin ein kleines Lob.

Noch nie war dem Ritter ein Tag ſo lang geworden als der nach dem Balle, jede Stunde dünkte ihm ein Jahr, Sehnſucht und Verlangen, Zweifelmut und Beſorgnis, daß ihn die unerforſchliche Schöne täuſchen möchte, ſetzten ſein Herz in Unruhe; denn Argwohn iſt der Nachtreter der Liebe, und hetzte jetzt ſo in ſeinem Kopf herum, wie die Windſpiele des Kreuzherrn auf dem Comterhofe. Um Veſperzeit rüſtete er ſich zum Balle, kleidete ſich ſorgfältiger als Tages vorher, und die drei goldenen Ringe, das alte Abzeichen des Adels, funkelten diesmal mit Diamanten beſetzt am Saume ſeiner Halskrauſe. Er war der erſte auf dem Tummelplatze der Freude, muſterte alle Kommenden mit dem Scharfblick des Adlerauges und harrete mit Ungeduld der Erſcheinung ſeiner Ballkönigin entgegen. Der Abendſtern war ſchon hoch am Horizont heraufgerückt, ehe das Fräulein Zeit gewann, auf ihre Kammer zu gehen und zu überlegen, was ſie tun wollte; ob ſie dem Biſamapfel den zweiten Wunſch abfordern oder dieſen auf einen wichtigern Vorfall des Lebens aufſparen ſollte. Die treue Ratgeberin Vernunft riet ihr, das letztere zu tun; aber die Liebe forderte das erſtere mit ſo viel Ungeſtüm, daß die Dame Vernunft nicht mehr zum Worte kam und ſich endlich gar eklipſierte. Mathilde wünſchte ſich ein anderes Kleid von Roſaatlas, nebſt einem Juwelenſchmuck ſo ſchön und prächtig als ihn die Königstöchter zu tragen pflegen. Der gutwillige Biſamapfel gab her, was in ſeinem Vermögen war, und der Anzug übertraf ihre eigne Erwartung, ſie machte wohlgemut ihre Toilette, und mit Hülfe des Talismans gelangte ſie, von keinem ſterblichen Auge bemerkt, dahin, wo ſie ſo ſehnlich erwartet wurde. Sie war ungleich reizender als Tages vorher, und da ſie der Kreuzherr erblickte, hüpfte ihm das Herz vor Freuden, und eine un-

widerſtehliche Gewalt, wie die Zentralkraft der Erde, riß ihn mitten durch die Wirbel der Tänzer zu ihr hin, Empfindungen ihr vorzuſtammlen, die Geiſt und Herz erſchütterten; denn er hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, die Jungfrau wiederzuſehen. Um ſich wieder zu ſammlen und ſeine Verwirrung zu verbergen, zog er ſie zum Tanz auf, und alle Partien traten ab, das herrliche Paar walzen zu ſehen. Wonniglich ſchwebte die ſchöne Unbekannte am Arm des flinken Ritters daher, wie die Blumengöttin im Lenz auf den Fittichen des Zephyrs.

Nach vollendetem Tanz führte Graf Konrad die ermüdete Tänzerin unter dem Vorwand, Erfriſchung zu ſuchen, in ein Seitengemach, ſagte ihr in der Sprache eines feinen Hofmannes wie tags zuvor viel Schmeichelhaftes; unvermerkt aber ging die kalte Hofſprache in die Sprache des Herzens über und endete mit einer Liebeserklärung ſo zärtlich und innig, als ein Freier zu reden pflegt, der um eine Braut wirbt. Das Fräulein hörte mit verſchämter Freude den Ritter an, und nachdem ihr klopfendes Herz und die glühenden Wangen eine Zeitlang ihre Empfindungen zutage gelegt hatten, und ſie nun zu einer wörtlichen Erklärung ihrer Gegengeſinnung aufgefordert wurde, redete ſie gar züchtiglich alſo: „Was Ihr mir, edler Ritter, heut und geſtern von zarter Liebe vorgeſagt habt, gefällt meinem Herzen wohl, denn ich glaube nicht, daß Ihr mit trüglichen Worten zu mir redet. Aber wie kann ich Eurer ehelichen Liebe teilhaftig werden, da Ihr ein Kreuzherr ſeid und das Gelübde getan habt, ehelos zu bleiben Euer Leben lang? Wenn Euer Sinn auf Leichtfertigkeit und Buhlerei geſtellt wär, ſo hättet Ihr all Eure glatten Worte in den Wind geredet, darum löſet mir das Rätſel, wie Ihr's anſtellen möget, daß wir nach den Geſetzen der heiligen Kirche alſo zuſammengebunden werden, daß unſre eheliche Einigung beſtehen mag für Gott und der

Welt.“ Der Ritter antwortete ernſthaft und bieder: „Ihr redet als eine tugendliche und kluge Jungfrau, darum will ich auf Eure ehrliche Frage Euch jetzt Beſcheid geben und Euren Zweifel löſen. Zur Zeit, als ich in den Kreuzorden aufgenommen wurde, war mein Bruder Wilhelm, der Stammerbe, noch am Leben, ſeit der aber erbleicht iſt, hab ich Dispenſation erlangt, als der letzte meines Stammes ehelich zu werden und dem Orden zu entſagen, ſo mir's gefällt; doch hat mich Frauenliebe nie gefeſſelt, bis auf den Tag, da ich Euch ſah. Von dem Augenblick an ward's mit meinem Herzen gar anders, und ich vertraue feſt darauf, daß Ihr und keine andere vom Himmel mir zum ehelichen Gemahl beſchieden ſeid. So Ihr mir nun Eure Hand nicht weigert, ſoll unſer Bündnis nichts ſcheiden, als der bittre Tod.“ — „Bedenkt Euch wohl,“ verſetzte Mathilde, „daß Euch nicht die Reue ankomme: vorgetan und nachbedacht, hat in die Welt viel Unheil bracht. Ich bin Euch fremd, Ihr wiſſet nicht, wes Standes und Würden ich ſei; ob ich Euch an Geburt und Vermögen gleiche; oder ob ein erborgter Schimmer nur Eure Augen blendet. Einem Manne Eures Standes ſtehet an, nichts leichtſinnig zu verheißen, aber auch ſeine Zuſage nach Adelsbrauch unverbrüchlich zu erfüllen.“ Ritter Konrad ergriff haſtig ihre Hand, drückte ſie feſt ans Herz und ſprach mit warmer Liebe: „Das verſprech ich bei Seel und Seligkeit! Wenn Ihr,“ fuhr er fort, „des geringſten Mannes Kind wäret, nur eine reine und unbefleckte Jungfrau: ſo will ich Euch ehrlich halten als mein Gemahl und Euch zu hohen Ehren bringen.“ Drauf zog er einen Demantring von großem Wert vom Finger, gab ihr den zum Pfand der Treue an ihre Hand, nahm dafür den erſten Kuß von ihren keuſchen, noch unberührten Lippen und ſprach weiter: „Damit Ihr kein Mißtrauen in meine Zuſage ſetzet, ſo lade ich Euch über drei Tage in mein Haus, wo ich meine Freunde des Prälaten-

und Herrenſtandes, auch andre ehrenfeſte Männer beſcheiden will, unſrer Eheſtiftung beizuwohnen.“ Mathilde weigerte ſich des aus allen Kräften, weil ihr der raſche Gang der Liebe des Ritters nicht gefiel und ſie die Beharrlichkeit ſeiner Geſinnungen zuvor erſt prüfen wollte. Er ließ ſich gleichwohl nicht abwendig machen, ihre Einwilligung zu begehren, und ſie ſagte weder ja noch nein dazu. Wie Tages zuvor ſchied die Geſellſchaft bei Anbruch der Morgenröte auseinander, Mathilde verſchwand, und der Ritter, dem kein Schlaf in die Augen kam, berief in aller Frühe die wache Wirt-

ſchafterin und gab ihr Befehl zur Zurichtung eines prächtigen Gaſtmahls.

Wie Freund Hain, das Furchtgerippe mit der Senſe, Paläſte und Strohhütten durchwandert und alles, was ihm begegnet, unerbittlich mäht und würget: ſo durchzog am Vorabend des Gaſtmahls Frau Gertrud, die unerbittliche Fauſt mit dem Schlachtmeſſer bewaffnet, Hühner- und Entenſtälle und trug als die Parze des Hausgeflügels Leben und Tod in ihrer Hand. Von ihrem blanken Würgeſtahl fielen die unbeſorgten Bewohner bei Dutzenden, ſchlugen zum letztenmal ängſtlich die Flügel, und Hühner und Tauben und dämiſche Kapaunen bluteten neben dem verbuhlten Puterhahn ihr

animaliſch Leben aus. Fräulein Mathilde bekam ſo viel zu rupfen, zu brühen und aufzuzäumen, daß ſie die ganze Nacht den goldnen Schlaf entbehren mußte; doch achtete ſie all der Mühe nicht, weil ſie wußte, daß der Hochſchmaus um ihrentwillen angerichtet wurde. Das Gaſtmahl begann, der fröhliche Wirt flog den Kommenden entgegen, und wenn der Türhüter ſchellete, wähnte er immer, die unbekannte Geliebte ſei an der Tür; wurde ſie aber geöffnet, ſo trat ein Prälat, eine feierliche Matrone, oder ein ehrwürdig Amtsgeſicht herein. Die Gäſte waren lange beiſammen und der Truchſeß zögerte gleichwohl, die Speiſen aufzutragen. Ritter Konrad harrete noch immer auf die ſchöne Braut; als ſie aber zu lang' weilte, winkte er dem Truchſeß mit geheimen Verdruß, die Tafel zu beſchicken. Man ſetzte ſich und befand, daß ein Gedeck zu viel war; niemand aber konnte erraten, wer die Einladung des Gaſtesgebotes verſchmähet hatte. Von Augenblick zu Augenblick verminderte ſich die Fröhlichkeit des Gaſtgebers ſichtbar, es war nicht mehr in ſeiner Gewalt, den Trübſinn von ſeiner Stirn zu bannen, ſo ſehr er ſich auch angelegen ſein ließ, durch erzwungene Heiterkeit die Gäſte bei Laune zu erhalten. Dieſer ſplenitiſche Sauerteig ſäuerte gar bald den Süßteig der geſelligen Freude, und es ging im Tafelgemach ſo ſtill und ernſthaft her wie bei einem Leichenſſen. Die Geiger, die des Abends zum Tanz aufſpielen ſollten, wurden fortgeſchickt, und ſo endete diesmal die Fete im Comterhof ohne Sang und Klang, der ſonſt die Wohnung der Freude war.

Die mißmütigen Gäſte verloren ſich früher als gewöhnlich, und dem Ritter verlangte nach der Einſamkeit ſeines Gemachs, um ſich ſeinem melancholiſchen Harm ganz zu überlaſſen und über die Täuſchungen der Liebe ungeſtört nachzudenken. Er warf ſich auf dem Bette unruhig hin und her und konnte mit ſeinen Sinnen nicht ausdenken, welche Deu-

tung er der mißlungenen Hoffnung geben sollte. Das Blut kochte in den Adern, der Morgen kam, eh er ein Auge geschlossen hatte; die Diener traten herein, fanden ihren Herrn mit wilden Phantasien kämpfen, dem Anschein nach von einem heftigen Fieber befallen. Darüber geriet das ganze Haus in Bestürzung, die Ärzte rannten Trepp auf Trepp nieder, schrieben ellenlange Rezepte, und in der Apotheke waren alle Mörser im Gange, als ob sie zur Frühmetten läuten sollten. Aber das Kräutlein Augentrost, das allein der Liebe Sehnsucht lindert, hatte kein Arzt verschrieben, darum verschmähete der Kranke Lebensbalsam und Perlentinktur, unterwarf sich keinem Regime und beschwor die Ärzte, ihn nicht zu quälen, sondern den Sand seines Stundenglases allgemach verrinnen zu lassen, ohne mit hülfreicher Hand noch daran zu rütteln.

Sieben Tage lang hatte sich Graf Konrad durch geheimen Kummer so abgezehrt, daß die Rosen seiner Wangen dahin welkten, das Feuer der Augen verlosch und Leben und Odem ihm nur noch zwischen den Lippen schwebte, wie ein leichter Morgennebel im Tal, der auf den kleinsten Windstoß wartet, ihn ganz zu verwehen. Fräulein Mathilde hatte genaue Kundschaft von allem, was im Hause vorging. Es war nicht Eigensinn, nicht spröde Ziererei, daß sie die Einladung nicht angenommen hatte, es kostete einen harten Kampf zwischen Kopf und Herz, zwischen Vernunft und Leidenschaft, ehe der Entschluß feststund, der Stimme ihres Geliebten diesmal nicht zu gehorchen. Teils wollte sie die Standhaftigkeit des raschen Liebhabers prüfen, teils fand sie Bedenken, dem Bisamapfel den letzten Wunsch abzunötigen, denn als Braut, meinte sie, zieme ihr ein neuer Anzug, und Frau Pate hatte ihr empfohlen, mit ihren Wünschen rätlich umzugehen. Indessen war ihr am Tage des Gastmahls gar weh ums Herz, sie setzte sich in einen Winkel und weinte bitterlich. Die Krank-

heit des Ritters, davon sie sich die Ursache leicht erklärte, beunruhigte sie noch mehr, und wie sie die Gefahr vernahm, in welcher er sich befand, war sie untröstbar.

Der siebente Tag sollte nach der Prognosis der Arzte Leben oder Tod entscheiden. Daß Fräulein Mathilde für das Leben ihres Geliebten stimmte, ist leicht zu ermessen, und daß sie wahrscheinlicherweise dessen Genesung bewirken konnte, war ihr nicht unbekannt, nur die Art, wie sie sich dabei nehmen sollte, fand große Schwierigkeit; doch unter den tausend Fähigkeiten, welche die Liebe erweckt und aufschließt, ist auch die mit einbegriffen, daß sie erfindungsreich macht. Mathilde ging ihrer Gewohnheit nach bei frühem Morgen zur Wirtschafterin, mit ihr über den Küchzettel Rat zu halten; aber Frau Gertrud war so außer der Fassung, daß sie sich auf die gemeinsten Dinge nicht besinnen, noch die Wahl der Speisen ordnen konnte; große Tränen, wie die Tropfen einer Dachtraufe, rollten über die ledernen Wangen: „Ach, Mathilde!“ schluchzete sie, „wir werden hier bald ausgewirtschaftet haben: unser guter Herr wird den Tag nicht überleben.“ Das war eine gar traurige Botschaft, das Fräulein gedachte umzusinken vor Schrecken; doch faßte sie bald wieder Mut und sprach: „Verzaget nicht an dem Leben unsers Herrn, er wird nicht sterben, sondern gesund werden; ich habe heut Nacht einen guten Traum gehabt.“ Die Alte war ein lebendiges Traumbuch, machte Jagd auf jeden Traum des Hausgesindes, und wo sie einen habhaft werden konnte, legte sie ihn immer so aus, daß die Erfüllung bei ihr stund; denn die anmutigsten Träume zielten bei ihr auf Hader, Zank und Scheltworte. „Sag an deinen Traum,“ sprach sie, „daß ich ihn ausdeute.“ — „Mir war,“ gegenredete Mathilde, „als sei ich noch daheim bei meinem Mütterlein, die nahm mich beiseits und lehrte mich das Süpplein von neunerlei Kräutern kochen, das hilft für alle Krankheit, so jemand nur drei Löffel

davon genießt. Bereite dies deinem Herrn, sprach sie, und er wird nicht sterben, sondern von Stund an gesund werden.“ Frau Gertrud verwunderte sich höchlich über diesen Traum, enthielt sich diesmal aller sinnbildlichen Deutung: „Dein Traum ist sonderbar,“ antwortete sie, „und nicht von ungefähr. Richte flugs dein Süpplein zu zum Frühstück, ich will sehen, ob ich's über unsern Herrn vermag, daß er davon geneußt.“ Ritter Konrad lag im stillen Hinbrüten matt und kraftlos, schickte sich zu seiner Heimfahrt und begehrte das Sakrament der letzten Ölung zu empfahen, da trat Frau Gertrud zu ihm hin, riß ihn durch ihre geläufige Zunge aus der Betrachtung der vier letzten Dinge und quälte ihn mit gutgemeinter Geschwätzigkeit also, daß er, um ihrer loszuwerden, verhieß, was sie begehrte. Indessen bereitete Mathilde eine herrliche Kraftbrüh, tat darein allerlei Küchenkräuter und köstliche Würze, und als sie anrichtete, legte sie den Demantring, welchen ihr der Ritter zum Pfand der Treue gegeben hatte, in die Schale und hieß den Diener auftragen.

Der Kranke fürchtete die laute Beredsamkeit der Wirtschafterin, die ihm noch in den Ohren gellete, so sehr, daß er sich zwang, einen Löffel Suppe zu nehmen. Als er zu Boden fuhr, vermerkt' er einen heterogenen Körper, den er herausfischte und zu seinem Erstaunen den Demantring fand. Sogleich glänzte sein Auge wieder voll Leben und Jugendfeuer, die hippokratische Gestalt verschwand, er leerte mit sichtbarer Eßlust die ganze Schale aus, zu großer Freude der Frau Gertrud und des aufwartenden Gesindes. Alle schrieben der Suppe die außerordentliche Heilkraft zu, den Ring hatte der Ritter keinem der Umstehenden bemerken lassen. Drauf wendete er sich zur Frau Gertrud und sprach: „Wer hat diese Kost zugerichtet, die mir wohltut, meine Kräfte belebt und mich wieder ins Leben ruft?“ Die sorgsame Alte wünschte, daß der auflebende Kranke sich jetzt ruhig halten und nicht

zu viel ſprechen möchte, darum ſprach ſie: „Laßt Euch nicht kümmern, geſtrenger Junker, wer das Süpplein zugerichtet hat, wohl Euch und uns, daß es die heilſame Wirkung hervorgebracht hat, die wir davon hofften.“ Durch dieſe Antwort aber geſchahe dem Ritter kein Genügen, er beſtund mit Ernſt auf der Beantwortung ſeiner Frage, auf welche die Ausgeberin dieſen Beſcheid gab: „Es dienet eine junge Dirne in der Küche, genannt die Zigeunerin, aller Kräfte der Kräuter und Pflanzen kundig, die hat das Süpplein zugerichtet, das Euch ſo wohltut.“ — „Führt ſie alsbald zu mir,“ ſagte der Ritter, „daß ich ihr danke für dieſe Panazee des Lebens.“ — „Verzeihet,“ erwiderte die Haushälterin, „ihr Anblick würde Euch Unluſt machen, ſie gleicht an Geſtalt einer Schleiereule, hat einen Höcker auf dem Rücken, iſt mit ſchmutzigen Kleidern angetan, und ihr Angeſicht und Hände ſind mit Ruß und Aſche bedeckt.“ — „Tut nach meinem Befehl,“ beſchloß der Graf, „und zögert keinen Augenblick.“ Frau Gertrud gehorchte, berief eilig Mathilden aus der Küche zu ſich, warf ihr ein Regentuch über, das ſie zu tragen pflegte, wenn ſie zur Meſſe ging, und führte ſie in dieſem Aufputz in das Krankenzimmer ein. Der Ritter begehrte, daß ſich jedermann entfernen ſollte, und als er die Tür hatte heißen zutun, ſprach er: „Mägdlein, bekenne mir frei, wie biſt du zu dem Ringe gelanget, den ich gefunden hab in der Schale, worin du mir das Frühſtück zugerichtet haſt?“ — „Edler Ritter,“ antwortete das Fräulein züchtig und ſittſam, „den Ring hab ich von Euch: Ihr begabtet mich damit am zweiten

Abend des Freudenreihens, da Ihr mir Eure Liebe ſchwuret, ſehet nun zu, ob meine Geſtalt und Herkunft verdienet, daß Ihr Euch ſo abgehärmt habt, als wolltet Ihr ins Grab ſinken. Euer Zuſtand jammerte mich, darum hab ich nicht länger verweilet, Euch aus dem Irrtum zu ziehen." Eines ſolchen Gegengiftes der Liebe hatte ſich Graf Konrad nicht verſehen, er beſtürzte und ſchwieg einige Augenblicke. Aber die Geſtalt der reizenden Tänzerin ſchwebte ihm bald wieder vor, und er konnte das Gegenbild, das er vor Augen ſahe, nicht damit reimen, natürlich verfiel er auf den Gedanken, daß man ſeine Leidenſchaft erraten habe und ihn durch einen frommen Betrug davon heilen wollte; doch der wahre Ring, den er zurückempfangen hatte, ließ vermuten, daß die ſchöne Unbekannte auf irgendeine Weiſe mit im Spiel ſein müßte; alſo legte er's drauf an, die ſeiner Meinung nach ſubornierte Dirne auszuforſchen und in der Rede zu fangen. „Seid Ihr die holde Jungfrau," ſprach er, „die meinen Augen gefallen hat und welcher ich meine Treue gelobet habe, ſo zweifelt nicht, daß ich meine Zuſage treulich erfüllen werde; aber hütet Euch, mich zu betrügen. Könnet Ihr die Geſtalt wieder annehmen, die Ihr mir vorloget zwei Nächte hintereinander auf dem Tanzplatz; könnet Ihr Euren Leib ſchlank und eben machen wie eine junge Tanne; könnet Ihr die ſchabige Haut abſtreifen wie die Schlange und Eure Farbe wechſeln wie das Chamäleon, ſo ſoll das Wort, welches ich ausſprach, als ich dieſen Ring von mir gab, ja und Amen ſein. Könnet Ihr aber dieſen Bedingungen nicht Gnüge leiſten, ſo will ich Euch als eine loſe Dirne ſtäupen laſſen, bis Ihr mir ſagt, wie Euch dieſer Ring iſt zu handen kommen." Mathilde erſeufzete: „Ach! Iſt es nur der Schimmer der Geſtalt, edler Ritter, wodurch Euer Auge geblendet wurde, wehe mir, wenn Zeit oder Zufall dieſe hinfälligen Reize zerſtöret; wenn das Alter dieſen ſchlanken Wuchs beugen und meinen Rücken krümmen

wird; wenn die Rosen und Lilien abblühen, die feine Haut einschrumpft und runzelt; wenn einst die Truggestalt, in welcher ich jetzt vor Euch stehe, mir eigentümlich zugehört; wo wird dann Eure mir geschworne Treue hinschwinden?" Ritter Konrad verwunderte sich ob dieser Rede, die für eine Küchendirne zu klug und überlegt schien: „Wisset," war seine Antwort, „Schönheit bestrickt der Männer Herz; aber Tugend weiß es in den sanften Banden der Liebe zu erhalten." — „Wohlan," erwiderte sie, „ich gehe, Euren Bedingungen Gnüge zu leisten; Eurem Herzen sei es überlassen, mein Geschick zu entscheiden."

Der Kreuzherr schwankte noch immer zwischen guter Hoffnung und Furcht einer Täuschung, er schellte der Wirtschafterin und erteilte ihr den Befehl: „Geleitet dieses Mädchen auf ihre Kammer, daß sie sich reinlich kleide, harret an der Tür, bis sie heraustritt; ich erwarte Euch im Sprachgemach." Frau Gertrud nahm ihre Gefangene in genaue Aufsicht, ohne eigentlich zu wissen, wohin der Befehl ihres Herrn gemeinet sei. Im Hinaufsteigen frug sie: „Hast du Kleider, dich zu schmücken, warum hast du mir's verschwiegen? Gebricht dir's aber daran, so folge mir auf meine Kammer, ich will dir leihen so viel du bedarfst." Hierauf beschrieb sie ihre altmodische Garderobe, worin sie vor einem halben Jahrhundert Eroberungen gemacht hatte, Stück bei Stück, mit froher Zurückerinnerung an die vormaligen Zeiten. Mathilde hatte darauf wenig Acht, begehrte nur ein Stücklein Seife und eine Handvoll Weizenkleien, nahm ein Waschbecken voll Wasser, ging auf ihre Kammer und tat die Tür hinter sich zu; Frau Gertrud aber bewachte solche von außen mit großer Sorgfalt, wie ihr befohlen war. Der Kreuzherr, voller Erwartung, welchen Ausgang das Abenteuer seiner Liebe nehmen werde, verließ sein Lager, kleidete sich aufs zierlichste und begab sich in sein Prunkgemach, mußte sich lange gedulden, eh er aus

der Ungewißheit gezogen wurde, und wandelte mit [redacted] den Schritten unruhig auf und ab. Doch als der [redacted] Zeiger am Augspurger Rathaus in der Mittagsstunde auf achtzehn Uhr wies, flogen urplötzlich die Flügeltüren auf, es rauschte durchs Vorgemach der Schweif eines seidenen Gewandes, Fräulein Mathilde trat herein mit Anstand und Würde, geschmückt wie eine Braut und schön wie die Göttin der Liebe, wenn sie aus dem Götterdivan des Olympus auf Paphos zurückkehrt. Mit dem Entzücken eines wonnetrunkenen Liebhabers rief Ritter Konrad: „Göttin oder Sterbliche, wer Ihr auch sein möget, sehet mich hier zu Euren Füßen, die Gelübde, die ich Euch getan habe, durch die heiligsten Eidschwüre zu erneuren, so ihr anders würdiget, Hand und Herz von mir anzunehmen.“ Das Fräulein hob den Ritter bescheiden auf: „Gemach, edler Ritter,“ sprach sie, „übereilet Euch nicht mit Euern Gelübden, Ihr sehet mich hier in meiner wahren Gestalt, übrigens bin ich Euch unbekannt; ein glattes Gesicht hat manchen Mann betrogen. Noch ist der Ring in Eurer Hand.“ — Flugs zog ihn Graf Konrad vom Finger, nun spielt' er an ihrer Hand, und das Fräulein ergab sich dem holden Ritter. „Ihr seid von nun an mein Auserwählter,“ sprach sie, „dem ich mich länger nicht verhehlen kann. Ich bin Wackermann Uhlfingers des ehrenfesten Ritters Tochter, dessen unglückliches Geschick Euch sonder Zweifel nicht verborgen ist, bin kümmerlich dem Einsturz des väterlichen Hauses entronnen und hab in Eurer Wohnung, wiewohl in armseliger Gestalt, Schutz und Sicherheit gefunden.“ Hierauf erzählte sie ihm ihre Geschichte und verschwieg ihm auch die Heimlichkeit mit dem Bisamapfel nicht. Graf Konrad dachte nicht mehr daran, daß er zum Sterben krank gewesen war, lud auf den folgenden Tag alle die Gäste wieder, die zuvor sein Trübsinn so früh auseinander gescheuchet hatte, hielt öffentliche Verlobung mit seiner Braut,

und als der Truchseß aufgetragen hatte und nun herumzählte, fand er, daß kein Gedeck zuviel war. Drauf trat der Ritter aus dem Orden, verließ den Comterhof und vollzog sein Beilager mit großer Pracht. Bei dieser merkwürdigen Hausveränderung bewies sich die geschäftige Martha Frau Gertrud ganz untätig: als sie Fräulein Mathildens Kammertür bewachte und bei Eröffnung derselben eine stattlich gekleidete Dame zum Vorschein kam, war ihr Erstaunen so groß, daß sie rücklings vom Sessel fiel, einen Schenkel ausrenkte und lendenlahm blieb ihr Leben lang.

Die Neuvermählten verlebten zu Augspurg das Spieljahr ihrer Ehe in Wonne und unschuldsvoller Freude, wie das erste Menschenpaar im Garten Eden. Von den Gefühlen der wohltätigen Leidenschaft durchdrungen, vertraute die junge Frau, an den Busen ihres Eheherrn gelehnt, oft die Empfindungen ihrer Glückseligkeit seinem Herzen an, das sie als ein unbegrenztes Eigentum besaß. „Mein herzgeliebter Herr," sprach sie einsmals mit dem Ausdruck des innigsten Gefühls, „in Eurem Besitz ist mir nun kein Wunsch mehr übrig, ich erlasse meinem Bisamapfel die Erfüllung des dritten Wun-

ſches mit Freuden. Habt Ihr aber irgendeinen verborgenen Wunſch in Eurem Herzen, ſo tut mir's kund, ich will ihn zu dem meinigen machen und zur Stunde ſoll er Euch gewährt ſein.“ Graf Konrad ſchloß ſein trautes Weib herzig in die Arme und beteuerte ihr hoch, daß außer der Fortdauer ſeiner Ehe für ihn nichts wünſchenswert auf Erden ſei. Alſo verlor der Biſamapfel in den Augen ſeiner Beſitzerin allen Wert, und ſie behielt ihn nur zum dankbaren Andenken der Pate Nixe.

Graf Konrad hatte noch eine Mutter am Leben, die auf ihrem Wittum zu Schwabeck wohnte, welcher die fromme Schnur aus Kindesliebe die Hand zu küſſen groß Verlangen trug, um den wackern Sohn, den ſie geboren hatte, ihr zu verdanken; doch der Graf lehnte immer die Wallfahrt zur Mutter unter ſcheinbarem Vorwand ab und brachte dagegen eine Luſtreiſe auf ein ihm unlängſt heimgefallenes Lehn in Vorſchlag, unfern von Wackermanns zerſtörter Burg gelegen. Mathilde willigte gern darein, um die Gegend wieder zu beſuchen, wo ſie ihre erſte Jugend verlebt hatte. Sie beſuchte die Trümmern der väterlichen Wohnung, beweinte die Aſche ihrer Eltern, ging zum Nixenbrunnen und hoffte, daß ihre Gegenwart die Nymphe einladen würde, ſich ihr zu verſichtbaren. Mancher Stein fiel in den Brunnen, ohne die gehoffte Wirkung, ſelbſt der Biſamapfel ſchwamm als eine leichte Waſſerblaſe oben auf, und ſie mußte ſich die Mühe nehmen, ihn ſelbſt wieder herauszufiſchen. Die Nymphe kam nicht mehr zum Vorſchein, ob ihr gleich wieder eine Gevatterſchaft bevorſtund, denn Frau Mathilde war nahe dabei, ihren Herrn mit einem Eheſegen zu erfreuen. Sie gebar einen Sohn, ſchön wie ein Götterknabe, und die Freude der Eltern war ſo groß, daß ſie ihn ſchier aus heißer Liebe erdrückten, die Mutter ließ ihn nicht aus ihren Armen und ſpähete jeden Atemzug des kleinen unſchuldigen Engels, obgleich der Graf eine weiſe

Amme gedungen hatte, die des Kindleins pflegen ſollte. Aber in der dritten Nacht, da alles im Schloß vom Taumel eines Freudenfeſtes in tiefem Schlaf begraben lag, wandelte der Mutter auch ein ſanfter Schlummer an, und als ſie erwachte, weg war das Kind aus ihren Armen! Beſtürzt rief die erſchrockene Gräfin: „Amme, wo habt Ihr mein Kindlein hingelegt?“ Die Amme antwortete: „Edle Frau, das zarte Herrlein iſt in Euren Armen.“ Bett und Zimmer wurden ängſtlich durchſucht, aber nichts gefunden, außer einigen Blutströpflein auf dem Fußboden des Gemachs. Wie das die Amme inne ward, erhob ſie groß Geſchrei: „Ach, daß es Gott und alle Heiligen erbarme! Der Werwolf iſt dageweſen und hat das Kindlein davongetragen.“ Die Kindbetterin grämte ſich über den Verluſt des holden Knaben bleich und mager, und der Vater war untröſtbar. Obgleich der Werwolfsglaube in ſeinem Herzen kein Senfkorn aufwog, ſo ließ er ſich doch von dem Weibergeſchwätz, da er ſich die Sache auf keine Weiſe zu erklären wußte, übertäuben, tröſtete ſeine troſtloſe Gemahlin, die aus Gefälligkeit für ihn, der alle Traurigkeit haßte, ſich zwang, eine heitere Miene anzunehmen.

Die Schmerzenstilgerin, die wohltätige Zeit, heilte endlich die mütterliche Herzwunde, und die Liebe erſetzte den Verluſt durch einen zweiten Sohn. Grenzenlos war die Freude über den ſchönen Stammerben im gräflichen Palaſt, der Graf bankettierte frohen Mutes mit ſeinen Nachbarn eine Tagreiſe rings umher, der Freudenbecher ging ohn Unterlaß aus Hand in Hand, von Wirt und Gäſten bis zum Türhüter herum, auf die Geſundheit des Neugebornen. Die beſorgte Mutter ließ das Kindlein nicht von ſich, erwehrte ſich des ſüßen Schlafes, ſolang es ihre Kräfte erlaubten; da ſie aber endlich den Forderungen der Natur nachgeben mußte, nahm ſie die goldne Kette vom Hals, umſchlang damit des Knäbleins

Leib und befeſtigte das andere Ende davon an ihrem Arm, geſegnete ſich und das Kind mit dem heiligen Kreuz, auf daß der Werwolf keine Macht noch Gewalt daran finden möchte, und bald darauf überfiel ſie ein unwiderſtehlicher Schlaf. Als ſie der erſte Morgenſtrahl erweckte, o Jammer! da war der ſüße Knabe aus ihren Armen verſchwunden. Im erſten Schrecken rief ſie wie vormals: „Amme, wo habt Ihr mein Kindlein hingelegt," und die Amme antwortete wiederum: „Edle Frau, das zarte Herrlein iſt in Euren Armen." Alsbald ſahe ſie nach dem goldnen Kettlein, das ſie um den Arm geſchlungen hatte, befand, daß ein Gelenke mit einer ſcharfen ſtählernen Schere mitten entzwei geſchnitten war, und ſtarb in Ohnmacht vor Entſetzen hin. Die Amme machte Lärm im Hauſe, das Geſinde eilte voller Beſtürzung herbei, und da Graf Konrad hörte, was ſich zugetragen hatte, entbrannte ſein Herz von Wut und Eifer, er zückte ſein ritterliches Schwert, Sinnes, der Amme das Haupt zu ſpalten.

„Verruchtes Weib!" donnerte er mit furchtbarer Stimme, „gab ich dir nicht geheimen Befehl, wach zu bleiben die ganze Nacht und kein Auge von dem Knaben zu verwenden, damit, wenn das Ungetüm käm, ihn der ſchlafenden Mutter wegzurauben, du durch dein Geſchrei das Haus rege machteſt, damit wir den Werwolf vertrieben? Schlaf nun, du Schläferin, den langen Todesſchlaf!" Das Weib fiel auf die Knie vor ihm nieder: „Geſtrenger Herr," ſprach ſie, „bei Gottes Barmherzigkeit beſchwör ich Euch, erwürgt mich augenblicks, damit ich die Schandtat mit ins Grab nehme, die meine Augen geſehen haben, und die mir weder Geheiß noch Lohn abdringen ſoll, wofern ſie nicht die Folter herauspreßt." Der Graf ſtaunte; „welche Schandtat," frug er, „haſt du mit Augen geſehen, die ſo ſchwarz iſt, daß deine Zunge ſich weigert, ſie auszureden? Lieber bekenne mir ohne Folter, was dir kund worden iſt, als eine treue Magd." — „Herr,"

erſeufzete die Dirne, „was treibt Euch, Euer Unglück zu erfahren? Beſſer iſt's, daß das ſchreckliche Geheimnis zugleich mit meinem Leichnam verſcharret werde in das kühle Grab.“ Durch dieſe Rede wurde Graf Konrad nur noch begieriger, das Geheimnis zu erfahren, er nahm das Weib beiſeits in ſein heimliches Zimmer, und durch Drohungen und Verheißungen bewogen, eröffnete ſie ihm, was er zu wiſſen gern wäre überhoben geweſen. „Eure Gemahlin,“ ſprach ſie, „ſollt Ihr wiſſen, Herr, iſt eine ſchändliche Zauberin; aber ſie liebt Euch unermeßlich, und ihre Liebe geht ſo weit, daß ſie auch ihrer eignen Leibesfrucht nicht verſchonet, um daraus ein Mittel zu bereiten, Eure Gunſt und ihre Schönheit unwandelbar zu erhalten. In der Nacht, als alles in großer Sicherheit ſchlief, ſtellte ſie ſich, als ſei ſie eingeſchlummert, ich tat das nämliche, weiß nicht warum. Bald darauf rief ſie mich bei Namen; aber ich achtete nicht darauf und fing an zu röcheln und zu ſchnarchen. Da ſie nun vermeinte, ich ſei feſt eingeſchlafen, ſaß ſie raſch im Bett auf, nahm das Kindlein, drückt' es an den Buſen, küßt' es inniglich und liſpelte dazu dieſe Worte, die ich deutlich vernahm: ‚Sohn der Liebe, werd' ein Mittel, mir deines Vaters Liebe zu erhalten, gehe jetzt zu deinem Brüderlein, du kleine Unſchuld, daß ich aus neunerlei Kräutern und deinen Knöchlein einen kräftigen Trank bereite, der meine Schönheit und deines Vaters Gunſt mir bewahre.‘ Als ſie das geſagt hatte, zog ſie eine Demantnadel, ſcharf wie ein Dolch, aus den Haaren, ſtieß ſolche dem Kindlein flugs durchs Herz, ließ es ein wenig ausbluten, und da es nicht mehr zappelte, legte ſie's vor ſich, nahm den Biſamapfel, murmelte dazu einige Worte, und da ſie den Deckel abhob, loderte daraus empor eine lichte Feuerflamme, wie aus einer Pechtonne, welche den Leichnam in wenig Augenblicken verzehrte, die Aſche und Knöchlein ſammlete ſie ſorgfältig in eine Schachtel und ſchob ſie unter die Bett-

lade. Darauf rief ſie mit ängſtlicher Stimme, als führ ſie plötzlich aus dem Schlaf auf: ‚Amme! Wo habt Ihr mein Kindlein hingelegt?‘ Und ich antwortete mit Furcht und Grauſen, ihre Zauberei fürchtend: ‚Edle Frau, das zarte Herrlein iſt in Euren Armen.‘ Darüber fing ſie an ſich ganz troſtlos zu gebärden, und lief aus dem Zimmer unter dem Schein, Hülfe zu rufen. Sehet, geſtrenger Herr, das iſt der Verlauf der ſchändlichen Tat, die Euch zu offenbaren Ihr mich gedrungen habt, bin erbötig, die Wahrheit meiner Ausſage durch einen glühenden Stab Eiſen zu erhärten, den ich mit bloßen Händen tragen will, dreimal den Schloßhof auf und nieder.“

Ritter Konrad ſtund wie verſteint, konnte lange Zeit kein Wort vorbringen. Nachdem er ſich wieder geſammlet hatte, ſprach er: „Was bedarf's der Feuerprobe, Euren Worten iſt der Stempel der Wahrheit aufgedrückt, ich fühl's und glaub's, daß alles ſo iſt, wie Ihr ſaget. Behaltet das gräßliche Geheimnis in Eurem Herzen feſt verſchloſſen und vertraut es keinem Menſchen, auch nicht dem Pfaffen, wenn Ihr beichtet, ich will Euch einen Ablaßbrief vom Biſchof von Augspurg löſen, daß Euch dieſe Sünde nicht ſoll zugerechnet werden, weder in dieſer noch in jener Welt. Jetzt will ich mit verſtelltem Angeſicht zu der Natter hineintreten, da habt wohl acht, daß Ihr, wenn ich ſie umarme und ihr Troſt einſpreche, die Schachtel mit den Totengebeinen unter der Bettlade hervorziehet und unbemerkt mir ſolche überantwortet.“

Mit leicht umwölkter Stirn und dem Blick eines gerührten aber noch ſtandhaften Mannes trat er in das Gemach ſeiner Gemahlin, die ihren Herrn mit ſchuldloſem Auge, wiewohl mit hochbetrübter Seele, ſchweigend empfing. Ihr Angeſicht glich eines Engels Angeſichte, und dieſer Anblick löſchte Wut und Grimm, davon ſein Herz entbrannt war, plötzlich aus. Den Geiſt der Rache milderte Mitleid und Bedauernis, er

drückte die unglückliche Frau herzig an den Busen, und sie überströmte sein Gewand mit wehmutsvollen Tränen. Er tröstete sie, kosete freundlich mit ihr und sputete sich, den Schauplatz des Grausens und Entsetzens bald wieder zu verlassen. Die Amme hatte indes ausgerichtet, was ihr befohlen war und überlieferte dem Grafen insgeheim das schauderhafte Knochenbehältnis. Es kostete einen schweren Kampf in seinem Herzen, ehe er einen Entschluß faßte, was er mit der vermeintlichen Zauberin tun sollte. Endlich wurde er Rats, ohne Spuk und Aufsehen sich ihrer zu entledigen. Er saß auf und ritt gen Augspurg, vorher aber gab er dem Hausmeister Befehl: „Wenn die Gräfin nach neun Tagen hervorgehet aus ihrem Gemach, um nach Gewohnheit zu baden, so lasset die Badstube wohl heizen und verriegelt auswendig die Tür, daß sie im Bade verschmachte vor großer Hitze und nicht bei Leben bleibe.“ Der Hausmeister vernahm diesen Befehl mit großer Betrübnis und Wehmut, denn alles Hausgesinde liebte die Gräfin Mathilde als eine sanfte und gutmütige Gebieterin; doch wagt' er nicht, gegen den Ritter den Mund aufzutun, weil er dessen großen Ernst und Eifer wahrnahm. Am neunten Tage befahl Mathilde, das Bad zu heizen; sie gedachte, ihr Gemahl werde nicht lange in Augspurg verweilen, und sie wollte, daß bei seiner Rückkehr alle Spuren des traurigen Wochenbettes sollten vertilgt sein. Als sie in das Badgemach hineintrat, zitterte die Luft sichtbar um sie her vor großer Hitze; sie wollte zurücktreten, aber ein starker Arm stieß sie mit Gewalt in die Badstube hinab, und sogleich wurde auch die Tür von außen verriegelt und verschlossen. Sie rief vergebens um Hülfe. Niemand hörte; das Feuer wurde nur heftiger angeschüret, daß der Ofen hochrot glühete wie ein Töpferofen.

Aus diesen Umständen erriet die Gräfin leicht, was hier vorgehe; sie ergab sich darein, zu sterben, nur der schändliche

Verdacht, den sie ahndete, marterte ihre Seele mehr als der schmähliche Tod. Sie benutzte die letzten Augenblicke der Besinnung, zog eine silberne Nadel aus den Haaren und schrieb damit an die weiße Wand des Gemachs diese Worte: „Gehab dich wohl, Konrad, ich sterbe auf deinen Befehl willig, aber schuldlos.“ Drauf warf sie sich auf ein Ruhebettlein nieder, ihren Todeskampf zu beginnen. Aber unwillkürlich strebt die Natur zu der Zeit, wenn das böse Stündlein kommt, ihrer Zerstörung vorzubeugen. In dem Angstgefühl der erstickenden Hitze warf sich die unglückliche Sterbende hin und her, da entfiel ihr der Bisamapfel, den sie stets bei sich trug, zur Erde. Augenblicklich ergriff sie ihn und rief: „O Pate Nixe, steht es in deiner Macht, so befreie mich von einem schandbaren Tode und rette meine Unschuld!“ Sie schrob hastig den Deckel auf, da stieg aus dem Bisamapfel hervor ein dichter Nebel, der sich über das ganze Gemach ausbreitete und der Gräfin angenehme Kühlung gewährte, daß sie keine Angst und Hitze mehr empfand; entweder hatten die wässerigen Dünste aus der Felsengrotte die Glut verschlungen, oder Frau Pate hatte vermöge der Antipathie der Najaden gegen das Element des Feuers ihren natürlichen Feind besieget. Die Dunstwolke sammlete sich in eine Gestalt, und Mathilde, die jetzt nicht mehr zu sterben gedachte, erblickte mit unaussprechlicher Wonne die liebevolle Nymphe vor sich, in ihrem Arm den zarten Säugling, mit einem Westerhemdlein angetan, und an der Hand das ältere Herrlein, im weißen Flügelkleide mit rosenfarbenen Bandschleifen.

„Willkommen, geliebte Mathilde!“ redete die Nymphe sie an. „Wohl dir, daß du den dritten Wunsch, den dir der Bisamapfel gewähren sollte, nicht so leichtsinnig wie die beiden ersten verschwendet hast! Hier sind die zwei lebendigen Zeugen deiner Unschuld, welche dich über die schwarze Verleumdung, unter welcher du schier erlagst, werden trium-

phieren laſſen. Der Unſtern deines Lebens hat ſich zum Untergange geneigt, hinfort wird dir der Biſamapfel keinen Wunſch mehr gewähren, denn von nun an bleibt dir nichts mehr zu wünſchen übrig. Aber das Rätſel deines traurigen Geſchicks will ich dir löſen. Wiſſe, daß die Mutter deines Gemahls die Stifterin alles Unglücks ſei. Dieſer ſtolzen Frau war die Vermählung ihres Sohnes ein Dolchſtich ins Herz: ſie wußte nicht anders, Graf Konrad habe den Adel ſeines Hauſes durch Aufnahme einer Küchendirne ins Ehebette geſchändet; ſie ſtieß Fluch und Verwünſchung gegen ihn aus, und erkannte ihn nicht mehr für den Sohn ihres Leibes. All ihr Sinnen und Dichten war darauf geſtellt, dich zu verderben, wiewohl die Wachſamkeit deines Gemahls dieſem boshaften Vornehmen immer geſteuret hat. Dennoch iſt es ihr gelungen, auch dieſe durch eine gleisneriſche Amme zu hintergehen. Durch große Verheißung hat ſie dies Weib dahin vermocht, deinen erſtgebornen Sohn im Schlafe dir aus den Armen zu reißen und ihn wie ein Hündlein ins Waſſer zu werfen. Glücklicherweiſe wählte ſie den Brunnen meiner Felſenquelle zu dieſer Schandtat, ich empfing den Knaben mit liebevollen Armen und pflegete ſein als eine Mutter. Ebenſo vertraute ſie mir auch den zweiten Sohn meiner geliebten Mathilde. Dieſe trugvolle Amme wurde deine Anklägerin; ſie überredete den Grafen, du ſeiſt eine Zauberin, eine ſalamandriſche Flamme aus dem Biſamapfel, deſſen Geheimnis du ſorgſamer hätteſt bewahren ſollen, habe die Knaben verzehret, um aus ihrer Aſche einen Liebestrank zu bereiten. Sie ſchob deinem Gemahl ein Gefäß, mit Tauben- und Hühnerknochen gefüllt, in die Hand, die er für die Überbleibſel ſeiner Kinder erkannte und Befehl gab, dich in ſeiner Abweſenheit im Bade zu erſticken. Voll Reue und Verlangen, dieſen grauſamen Befehl womöglich noch zurückezunehmen, eilt er jetzt von Augspurg her, ob er dich gleich noch für ſchuldig hält. In

wenig Stunden wirst du gerechtfertiget an seinem Busen liegen." Nachdem die Nymphe ausgeredet hatte, bog sie sich über das Angesicht der Gräfin, küßte sie auf die Stirn, und ohne eine Antwort zu erwarten, hüllte sie sich in ihren dichten Dunstschleier und verschwand.

Die Diener des Grafen waren indessen geschäftig, das erloschene Feuer wieder anzufachen, es dünkte ihnen immer, als hörten sie inwendig Menschenstimmen, woraus sie ur-

teilten, daß die Gräfin noch am Leben sei. Aber all ihre Müh und Gebläse war vergebens, das Holz fing so wenig Feuer, als wenn der Ofen mit Schneeballen wäre geheizt worden. Bald darauf kam Graf Konrad angeritten und frug ängstlich, wie es um seine Gemahlin stehe. Die Diener erstatteten Bericht, wie sie das Bad wohl geheizt hätten, daß aber das Feuer plötzlich erloschen sei und aller Vermutung nach die Gräfin noch lebe. Das erfreute sein Herz gar höchlich, er trat an die Tür und rief durchs Schlüsselloch: „Lebst du, Ma-

thilde?" Und die Gräfin vernahm die Stimme ihres Gemahls und antwortete: „Geliebter Herr, ich lebe, und meine Kindlein leben!" Entzückt von dieſer Rede, ließ der ungeduldige Graf, da die Schlüſſel nicht gleich bei Handen waren, die Tür einſchlagen, ſtürzte ins Badegemach zu den Füßen ſeiner frommen Gemahlin, benetzte ihre unbefleckten Hände mit tauſend reuigen Tränen, brachte ſie und die holden Liebespfänder unter Jubel und Frohlocken des ganzen Hauſes aus der fürchterlichen Sterbekammer in ihr Gemach zurück und vernahm aus ihrem Munde den ganzen Verlauf der ſchändlichen Verleumdung und des Kinderraubes. Alsbald gab er Befehl, die bübiſche Amme zu greifen und in die Badſtube zu ſperren. Da fing das Feuer im Ofen an luſtig zu brennen, die Flammen wirbelten hoch empor, und das teufliſche Weib ſchwitzte ohne Verzug ihre ſchwarze Seele aus.

Anmerkungen

Liebestreue

„Liebestreue" iſt in der erſten Ausgabe das dritte Märchen des dritten Bandes (1784).

S. 1, Anm.* Märchen à la Malbrouk, weil in dem, zu Goethes und Muſäus' Zeit zum Gaſſenhauer gewordenen alten franzöſiſchen Soldatenliede „Malbrough s'en va-t-en guerre" (vgl. auch Bd. 1, S. 280, Z. 7 v. u.) ebenfalls der Ritter in der Schlacht den Tod findet und von einer zärtlichen Frau vergeblich erwartet wird.

S. 4, Z. 6 v. o. Herzog Heinrich der Löwe uſw., dieſe Sage erzählt Muſäus in „Melechſala", S. 264, Z. 8 ff. v. o. — Z. 15. Schattenriſſe. Vielleicht „Die Schattenriſſe edler deutſcher Frauenzimmer" (Halle 1784. 2 Hefte).

S. 9, Z. 3 f. gewierige Antwort, von gewähren.

S. 37, Z. 5 v. u. Wehklage. Vgl. die Anmerkung zu Bd. 1, S. 270, Z. 6. Anhaltendes Hundegeheul und Schrein des Käuzleins künden nach thüringiſchem Volksaberglauben gleichfalls einen baldigen Todesfall an. — Kreuſchende, ältere Form für kreiſchende, wie heuraten für heiraten uſw.

Die Entführung

„Die Entführung" bildete in der erſten Ausgabe das letzte Märchen des 5. Bandes. Muſäus knüpft in dieſer „Anekdote" an verſchiedene thüringiſche Ortsſagen an: von Jungfern, die ſich alle ſieben Jahre ſehen laſſen und mit einem Schlüſſelbunde raſſeln (vgl. z. B. Witzſchel, „Kleine Beiträge zur deutſchen Mythol. uſw. aus Thüringen", Bd. 1, S. 111 u. 160), von Nonnen, die in alten Schlöſſern und ehemaligen Klöſtern ſpuken (a. a. O., Bd. 1, S. 276; Bd. 2, S. 92). Beſonders aber gehört hierher die in Bräuners „Curioſitäten" S. 353 ff. und in Erasmus Franciscus „Höll. Proteus", S. 1097 f. erzählte Sage von dem Stallmeiſter des Herzogs von Coburg. Dieſer wurde von einem Geſpenſt verfolgt, das ſeiner lebenden Frau in allem glich, in der Geſtalt ſowohl, wie in der jeweiligen Kleidung, und das, ſo oft er auch die Wohnung wechſelte, immer mitzog. Als zum erſten Male von einem Umzug die Rede war, ſprach es mit lauter Stimme: „Du zieheſt gleich hin, wo du willſt, ſo ziehe ich dir nach, wenn auch durch die ganze Welt!" (vgl. Grimm. „d. Sagen", I, 347, 259). Bei der Behandlung mag Muſäus dann Bürgers „Lenore" auch mit vorgeſchwebt haben; auch ſonſt gäbe es noch literariſche Parallelen, z. B. Gryphius' „Verliebtes Geſpenſte" und Schillers „Don Carlos" (Akt 5, Szene 6 u. 11).

S. 58, Z. 14. Schröpferskünſten. Der Kaffeewirt J. G. Schröpfer trieb eine Zeitlang in der Frankfurter und Leipziger Geſellſchaft erfolgreich ſpiritiſtiſche Schwindeleien. Als er ſeine Rolle nicht mehr aufrecht halten konnte, erſchoß er ſich im Oktober 1774.

Die Bücher der Chronika der drei Schwestern

Die „Bücher der Chronika" eröffneten Bd. 1 der erſten Ausgabe. Die Bilder dazu zeichnete Ad. Schrödter. Der Erzählung liegt zweifellos ein deutſches Volksmärchen zugrunde. Verwandt iſt in Grimms Märchen die „Kryſtallkugel", und faſt völlig übereinſtimmend das erſte von Pröhles „Kinder- und Volksmärchen": „Bärenheid, Adelheid und Wallfild"; hier wird nur am Schluß nicht eine Prinzeſſin, ſondern der Vater der drei Prinzen erlöſt; die Erlöſung der Prinzeſſin iſt aber vielleicht das urſprünglichere; Zornebock fehlt bei Pröhle, er iſt Zutat von Muſäus. In Curtzes „Volksüberlieferungen aus Waldeck" entſpricht „Reinhold das Wunderkind" genau der Erzählung des Muſäus, auch Zornebock tritt hier wieder auf; aber der Schluß iſt ganz konfus: Der Stier iſt Zornebock; als er erlegt iſt, fliegt es wie ein Vogel heraus und iſt ein ſchöner Prinz da; das Schlüſſelbund iſt in der Höhle im Vorzimmer uſw. Das Waldecker Märchen iſt entweder direkt nach Muſäus erzählt, oder es geht auf das Volksbuch „Reinald das Wunderkind" (Heyſes Bücherſchatz Nr. 1750) zurück, das ich noch nicht vergleichen konnte; und dieſes Volksbuch iſt dann vermutlich eine Bearbeitung des Märchens von Muſäus. — Zu vergleichen iſt ferner in Ernſt Meiers „Volksmärchen aus Schwaben", Nr. 6, eine Geſchichte von drei Königstöchtern, die von den drei Brüdern Blitz, Donner und Wetter geraubt, und von ihrem Bruder wieder erlöſt werden. — Der Anfang unſeres Märchens erinnert an die erſte von G. Kellers „Sieben Legenden" und an Görres' „Volks- und Meiſterlieder", 292.

S. 73, Z. 12 v. u. ſtatt ſpähte lies gloſtete (gloſten oder gloſtern = lugen).

S. 76, Z. 9 v. u. Brahne (auch Brahme, Bräme), Rand, Saum.

S. 77, Z. 5 v. u. Behemot. Vgl. Buch Hiob 40, 10 ff.

S. 93, Z. 14 v. u. Poſche. Franz. poche, Taſche.

S. 103, Anm*. Dr. Berger (geſtorben 1795) verfaßte neben mehreren Theologicis: „Antediluviana" (1780); „Lehre von den drei Grundkräften und Elementen aller Dinge" (1781); „Unterſuchung von der Beſchaffenheit der künftigen Schöpfungen" (1782).

Rolands Knappen

Dies Märchen war das dritte und letzte im erſten Bande der Originalausgabe; die Illuſtrationen ſind von Schrödter. Nach Bechſtein wäre als Quelle das in der Einleitung genannte Volksbuch anzuſehen, das ſeinerſeits auf ein altfranzöſiſches Gedicht zurückgeht; die Erzählung iſt alſo in dieſer Faſſung ein humoriſtiſcher Seitentrieb der fränkiſchen Sage. Sie kommt aber auch, ohne dieſe Lokaliſierung und ohne dieſe Anknüpfung an bekannte Sagengeſtalten, häufig als deutſches Märchen vor. Die Brüder Grimm erzählen in ihren Anmerkungen zum „Kraut-

eſel" eine heſſiſche Verſion von den abgedankten Soldaten, die in einen großen Wald kommen, und dort von einem Männlein mit einem Wunſchmantel, einem Glücksſäckel und einem Horn beſchenkt werden, das alle Völker zuſammenruft. Sie leben nun herrlich, fahren zu einem König und geben ſich dort für Prinzen aus; von der liſtigen Königstochter werden ſie dann um Beutel, Mantel und Horn gebracht; daran knüpft ſich eine Vergeltung, ähnlich wie im Volksbuch von Fortunatus, das ja überhaupt dieſem Märchen nächſt verwandt, aber nicht deſſen Quelle iſt. Ähnlich ſind z. B.: Curtze „Volksüberlieferungen aus Waldeck", Nr. 13; Schambach und Müller, „Niederſächſiſche Sagen und Märchen", Nr. 26; und im „Harzmärchenbuch" von Ey: „Die lange Naſe". In einem andern Harzmärchen (Pröhle „Kinder- und Volksmärchen", Nr. 27) bekommen die drei Deſerteure, die ſich im Walde verſteckt halten und nun Feuer angemacht haben, die Wunderdinge von einem alten Mütterchen, „einer Klagefrau", die ſich an ihrem Feuer wärmt. Nahe ſteht dieſer ganzen Märchengruppe auch das Grimmſche „Ranzen, Hütlein und Hörnlein". Ein pommerſches Märchen (Jahn „Märchen aus Pommern und Rügen, Nr. 57) fängt ganz ähnlich an wie die Erzählung bei Muſäus: Drei Soldaten deſertieren, verirren ſich im Walde und kommen ſchließlich zu einer Hütte, in der ein ſteinaltes Weib am Feuer ſitzt; ſie gibt ihnen Suppe und Nachtquartier, bedingt ſich aber am andern Tage als Lohn dafür aus, daß die Drei jede Nacht umſchichtig bei ihr ſchlafen, bis ſie wieder von ihr entlaſſen werden; ſonſt würde es ihnen das Leben koſten. Der Jüngſte weigert ſich hartnäckig, ſie gibt ihm drei Tage Friſt; inzwiſchen ſoll jeder ein Wildbret ſchießen, wer nichts bringt, ſoll ſterben. Der Jüngſte wird zwei Tage von einer weißen Hirſchkuh vexiert; am dritten Tage fängt dieſe an zu ſprechen und rät ihm, mit der Kugel, die er drei Tage im Lauf habe, die Hexe zu erſchießen; hier geht alſo die Erzählung in ein Erlöſungsmärchen über, die Hirſchkuh iſt eine verzauberte Prinzeſſin, und der Soldat muß ſie im Schloß der goldenen Sonne aufſuchen. — Der unſichtbar machende Däumling ſpielt auch im thüringiſchen Volksaberglauben eine Rolle: „Wer das Ohr einer ſchwarzen Katze in der Milch von einer ſchwarzen Kuh ſiedet, ſich daraus einen Däumling macht und an den Daumen ſteckt, wird von niemand geſehen" (Witzſchel, a. a. O., Bd. 2, S. 273).

Muſäus durfte alſo wohl auch die „Rolandknappen" mit unter ſeine „Volksmärchen der Deutſchen" aufnehmen; er mag wohl auch ein deutſches Volksmärchen dieſer Gruppe gekannt haben und hat die altfranzöſiſche Verſion vorgezogen, bloß weil er „das Vage dieſer Erzählungen lokaliſieren" wollte. — Er nennt auch die Alte ganz richtig eine Drude (Drut, oder Drude eigentlich = Nachtmahr, aber auch häufig im Deutſchen für Hexe; vgl. in Grimms Märchen: „Frau Trude"), erfindet ihr dann aber auch noch einen bis zu den keltiſchen Druiden

hinaufreichenden Stammbaum, wie er ſich ja überhaupt gern ſeine eigene Mythologie macht.

S. 135, Z. 6 v. o., Marquis d'Aymar, auch Belmar genannt, oder, wie er meiſt genannt wird, Graf Saint-Germain, trat um 1770 in Paris mit Wunderkuren auf, und behauptete, 350 Jahre alt zu ſein, dank einem Lebenselixier, das er habe und mit dem er eine 70jährige Matrone zu einem ſiebzehnjährigen Mädchen verjüngen könne.

S. 151, Z. 7 v. u. Der knauſrige Zopf und der frugale Hilmar Curas. Anſpielung auf die Lehrbücher der Univerſalhiſtorie von J. Heinr. Zopf (1729) und Hilmar Curas (1722), die im 18. Jahrhundert viel benutzt wurden.

S. 168, Z. 16. lebenswüriger, lebenswierig, wie langwierig von währen.

Libuſſa

Libuſſa erſchien zuerſt als erſtes Märchen des dritten Bändchens (1784). Die Bilder dazu ſind von G. Oſterwald in Hannover. Auf den Stoff mag Muſäus durch Herders in den „Volksliedern" (1778) veröffentlichtes Gedicht „Die Fürſtentafel" gekommen ſein, das die gleiche Sage, nach einer anderen Quelle, behandelt. Das Märchen des Muſäus iſt aber etwas ganz anderes geworden als dieſes Gedicht. Von den beiden Quellen, die er angibt, hat er Äneas Sylvius nur in Kleinigkeiten benutzt und die Erzählung des Dubravius ſehr umgeſtaltet. Eine eingehende Vergleichung mit dieſer Vorlage findet man bei R. Andrae, „Studien zu den Volksmärchen des Muſäus" (Marburg 1897). Uns intereſſiert vor allem, was Muſäus hinzufügt. In der tſchechiſchen Sage hat Krokus von vorn herein den Charakter einer höher begabten Mittelsperſon zwiſchen Göttern und Menſchen; er wird ſeiner Tugenden und ſeiner Sehergabe wegen gewählt, und ſeine übernatürliche Begabung vererbt ſich auf ſeine Töchter. Muſäus macht zur Grundlage ſeines Märchens den Ehebund einer Baumnymphe mit einem Sterblichen; die Liebe zwiſchen Naturgeiſtern und Menſchen iſt ja ein Thema, auf das er ſonſt noch wiederholt zurückkommt und das ihm in deutſchen Märchen und Sagen mannigfach begegnete. Man kann den Kreis noch weiter ziehen und ſagen: Liebe zwiſchen dämoniſchen Weſen, Geiſtern einer- und Menſchen anderſeits; dann fallen nicht nur die erſte Rübezahllegende, „Der geraubte Schleier" und „Die Nymphe des Brunnens" (hier ſtatt Liebe: Freundſchaft), ſondern auch noch die „Bücher der Chronika", „Die Entführung", „Liebestreue" und — „Rolands Knappen" unter dieſe Kategorie. In Libuſſa bringt Muſäus das Motiv (ebenſo wie im „Geraubten Schleier") ſogar zweimal: Krokus und die Waldnymphe, Libuſſa und Primislav. Dubravius weiß von einer vorhergehenden ſtummen Liebe, die ſich zwiſchen den letzteren beiden ange-

ſponnen hat, nichts. Bei ihm iſt es einfach Libuſſas Rechtsſprechung ohne Anſehen der Perſon, die eine Fronde ins Leben ruft. Und nur ein ernſthaft feierlicher Götterſpruch, der den Konflikt löſen ſoll, führt Libuſſa und Primislav zuſammen. Muſäus macht aus dem Orakelſpruch die Liſt eines liebenden Weibes. Das iſt einer der Fälle bei ihm, in denen das altertümlich Mythiſche vermenſchlicht wird.

S. 182, Z. 15 v. o. Das unbetrügliche Sieb „Das ſeit dem Mittelalter gebräuchliche Siebtreiben oder Siebdrehen wurde durch weiſe Frauen oder Hexen, Zauberer, aber auch durch ehrliche Leute geübt, um einen verborgenen Übeltäter herauszubringen: Das Weib faßte ein Erbſieb zwiſchen ihre beiden Mittelfinger, ſprach eine Formel aus und nannte nun die Namen der Verdächtigen her: bei dem des Täters fing das Sieb an ſich zu ſchwingen und umzutreiben". (Grimm, D. Myth., S. 1062.) — Z. 5 v. u. Preßhaften, Breſthaften, Kranken.

S. 186, Z. 9 v. u. Zihim und Ohim. Vgl. Jeſaja 12, 21.

S. 200, Z. 12 v. u. Daß der Alp durch die Antipathie des Roſenduftes verſcheucht wird, ſcheint Erfindung von Muſäus zu ſein.

S. 204, Z. 16 v. o. würderte, würdigte; ebenſo hat Muſäus das Hauptwort Würderung.

S. 211, Z. 6 v. o. Schelfen, die Schale (von Hülſenfrüchten, Obſt uſw.).

S. 217, Z. 14 v. u. Die Braut zu dingen uſw. „Iſt der Finger beringt, ſo iſt die Jungfer bedingt", ſagt ein alter deutſcher Rechtsſatz.

S. 225, Z. 7 v. o. Der Götterſohn, Anſpielung auf Joſeph II. Dem wachſenden Mond, der Türkei.

S. 229, Z. 7 v. o. Kalenberger Rechengilde, wohl eine Anſpielung auf den Schwank von den Schildbürgern, die nicht zählen konnten, weil immer der Zählende ſich ſelbſt vergaß (vgl. auch in den „Deutſchen Märchen ſeit Grimm": „Die fünf Handwerksburſchen auf Reiſen"), oder auf eine andere Schnurre, die M. in den „Phyſiognomiſchen Reiſen" (2. Ausgabe, Bd. 2, S. 195) erwähnt, daß nämlich „die Kalenberger Witwenpfleger die äußere Beſchaffenheit der Ehen in Abſicht der Dauer nach den Geſetzen der Mortalität unterſucht haben."

Dämon Amor

„Dämon Amor" bildet in der erſten Ausgabe das dritte Märchen des vierten Bändchens (1786). Die Illuſtrationen dazu hat G. Oſterwald gezeichnet. Der dienſtbare Geiſt, der an einen Ring gebunden, erinnert an das Volksbuch vom „Schloß in der Höhle Xaxa", wozu es im deutſchen Volksmärchen viele Parallelen gibt (z. B. „Der Jude und das Vorlegeſchloß" in den „deutſchen Märchen ſeit Grimm", S. 397; „Zauberring und Zauberſchloß" in Jahns „Volksmärchen aus Pommern und Rügen" uſw.), ſowie an den Ring Salomonis; daß

dieſer Geiſt den Dienſt eines Amors verſieht, iſt eine Erfindung ganz im Geiſte des 18. Jahrhunderts.

S. 243, Z. 9 v. o. Kreußel, Kreiſel.

Der geraubte Schleier

Das Märchen erſchien als zweites des dritten Bandes 1784. Die Illuſtrationen ſind von R. Jordan in Düſſeldorf. Auch hier ſchimmern noch die Umriſſe eines alten deutſchen Volksmärchens durch, deſſen Typus z. B. in den „Deutſchen Märchen ſeit Grimm" (Bd. 5 der „Märchen der Weltliteratur") „Der Jäger und die Schwanenjungfrau" vertritt; entfernter verwandt iſt der „Trommler" bei Grimm. Dem Vater Benno entſpricht in manchen Verſionen des Volksmärchens ein im Walde hauſender Alter, der den Rat zum Schleierraub erteilt, aber kein ehemaliger Liebhaber einer Schwanenjungfrau iſt; er wohnt auch wohl in einem Waldſchloß, und es iſt dann dort ein Zimmer oder ein Garten, die der Junge nicht betreten darf, und wo in einem Teiche die Schwanenjungfern baden. Wenn bei Muſäus an Stelle der altmärchenhaften Entrückung auf den Glasberg die realere Rückkehr der Schwanenprinzeſſin in das väterliche Reich tritt, ſo braucht dieſer Zug nicht erſt eine Erfindung von ihm zu ſein. In einer Aufzeichnung des Schwanenjungfrauen-Märchens aus neueſter Zeit (Bünker, „Märchen, Sagen und Schwänke in heanziſcher Mundart", Nr. 73) ſind die Schwanenjungfern Frau und Töchter des Königs von Indien; die eine, die zurückbleiben muß, kann ſich daher nicht mit den Leuten verſtändigen. Und als ſie wieder nach Indien kommt, läßt der König allen vieren die Schleier verbrennen, gerade wie der Ehetyrann Zeno den der ſchönen Zoe. Dies Verbrennen des Zaubergewandes iſt überhaupt ein alter Märchenzug. — Durch eine Zwickauer Lokalſage kam Muſäus, wie er ſelbſt angibt, darauf, den Beginn der Handlung in die Gegend dieſer Stadt zu verlegen. Daß Cygnus, der Sohn oder Enkel des Herakles, die Stadt gegründet und ihr den Namen gegeben habe, und daß Schwanhildis, nach der das Schwanenfeld benannt iſt, die Tochter (oder Urenkelin) dieſes Cygnus geweſen ſei, iſt natürlich Gelehrtenfabelei. Der echte Kern darin iſt die Sage von einer Fürſtin Schwanhildis, die Karl dem Großen gegen die Wenden beigeſtanden haben ſoll.

S. 262, Z. 9 v. u. Die Nahoritinnen. Vgl. 1. Buch Moſe, 24.

S. 265, Z. 6 v. u. Läufer aus Midian. Vgl. Buch der Richter, 7, 21.

S. 267, Z. 2 v. u. Dyaden. Muſäus meint Thyiaden, Bacchantinnen.

S. 271, Z. 7 v. u. Greis von Tejos (Teos), Anakreon.

S. 283, Z. 2 v. o. Götterproſapie, von prosapia, Geſchlecht.

S. 295, Z. 8 v. u. Inkle und Yariko. Eine Erzählung von Gellert in deſſen „Fabeln und Erzählungen"; vgl. Gellerts „Sämtliche Schriften", herausgeg. v. J. L. Klee, Bd. 1, S. 56 (1839).

S. 305, Z. 3 v. u. Biondetta, in Jaques Cazottes „Teufel Amor" (überſetzt in Heinr. Aug. Ottokar Reichards „Bibliothek der Romane", die 1778—94 in 21 Bänden erſchien), iſt der Teufel in Geſtalt eines ſchönen Weibes.

S. 306, Z. 6 v. u. Pariſer Luftſchwimmer, Montgolfier und Pilaſtre de Rozier; vgl. die Anmerkung zu Bd. 1, S. 288, Z. 10 v. u.

S. 323, Z. 3 v. u. Pilatre von Rozier, vgl. die Anmerkung zu Bd. 1, S. 288, Z. 10 v. u.

Ulrich mit dem Bühel

„Ulrich mit dem Bühel" erſchien als zweites Märchen des vierten Teils 1786. Die Illuſtrationen lieferte Ad. Schrödter. Im Anfang, in der Geſchichte von der Henne, die goldene Eier legt, folgt Muſäus wohl ziemlich treu einer thüringiſchen Volksüberlieferung. An verſchiedenen Orten in Thüringen wurden Sagen von goldenen Gänſen oder Enten, die unter der Erde auf goldenen Eiern brüten, erzählt (z. B. Sommer, „Sagen uſw. aus Sachſen u. Thüringen, S. 63). Zu der Haupthandlung hat man in Perraults „Riquet mit dem Schopf" eine Parallele gefunden, doch trifft das nur in der äußerlichen Zuſammenſtellung zu, daß die Liebe einen häßlichen, aber geiſtreichen Mann und eine Schönheit ohne Seele (bei Perrault eigentlich Schönheit ohne Geiſt) paart; die eigentliche Idee Perraults fehlt bei Muſäus. Sicherer läßt ſich die Erzählung des Muſäus mit einem Märchen in Zuſammenhang bringen, das die Brüder Grimm aus einer thüringiſchen Sammlung, nämlich der von Sommer, übernommen haben, mit den „Geſchenken des kleinen Volks": Der Goldſchmied bekommt zur Strafe für ſeine gierige Zudringlichkeit zu ſeinem Höcker auf dem Rücken noch einen zweiten auf der Bruſt; der Schneider aber, der hübſch manierlich und beſcheiden geblieben iſt, kann „ſeinen angenehmen Gegenſtand" heiraten. Noch mehr auf das Buckelmotiv konzentriert iſt eine verwandte Erzählung bei Strackerjahn, „Aberglaube, Sagen uſw. aus dem Herzogtum Oldenburg", Bd. 2, „Beſſer dreiſt als verzagt": Ein Handwerksburſch, der die luſtigſte Seele von der Welt geweſen wäre, wenn er nicht einen Höcker gehabt hätte, hörte von einem verzauberten Schloß, in dem einer ſein Glück machen könne. Er ging hinein und legte ſich in ein aufgeſchlagenes Bett. Um Mitternacht fällt durch den Schornſtein ſtückweiſe ein Menſch herab, die Teile fügten ſich wieder zuſammen und der Kerl fängt an zu tanzen und zu ſingen:

Hop, hop hop hei,
Noch bin ich allein!

Dann kommt auf dieſelbe Manier noch einer, und die zwei tanzen und ſingen:

Hop, hop hop hei
Nun ſind wir zu zwei!

Ein Dritter geſellt ſich auf dem nämlichen Wege hinzu, nun heißt es:

Hop, hop hop hei
Nun ſind wir zu drei!

Da ſpringt der Geſelle aus dem Bett heraus, tanzt luſtig mit und ſingt:

Hop, hop hop hier
Nun ſind wir zu vier!

Als ſie ſich müde getanzt hatten, fragten die drei den Handwerksburſchen: „Du haſt ſo gut mit uns getanzt, was willſt du dafür haben?" Der Geſelle antwortete: „Was ſoll ich dafür verlangen; es hat mir Vergnügen gemacht." Da faßten die drei ſeinen Höcker und ſetzten ihn an die Wand; dann verſchwanden ſie. Der Geſell aber legte ſich wieder zu Bett und ſchlief ſich aus. Und als er am Morgen aufſtand und aus dem Schloſſe ging, war er ſchlank wie eine Tanne, ſo daß ihn die Leute kaum wieder erkannten. Es begegnete ihm ein alter Bekannter, ein Schneidergeſelle, der auch einen Höcker hatte. Als der hörte, wie und wo der Andere von ſeiner Mißgeſtalt kuriert worden war, ging er ſogleich auch in das Schloß. Aber als um zwölf die Glieder den Schornſtein heruntergepoltert kamen und der erſte Kerl an zu tanzen und ſingen fing, da zog der Schneider ſich vor Angſt die Bettdecke über den Kopf, und als die andern zwei noch hinzukamen, da verkroch er ſich noch tiefer. Nun ſprangen und ſangen die drei Männer erſt eine Weile, dann riſſen ſie den Schneider aus dem Bett heraus und verlangten, er ſolle mittun. Aber er konnte nicht vor Angſt. Da drückten ſie ihn rücklings an die Wand, wo des andern Geſellen Höcker noch klebte, und als ſie ihn wieder losließen, da hatte er zwei Höcker und mußte die nun tragen ſein Lebenlang.

Daß dem Muſäus ein wirkliches Volksmärchen vorgelegen hat, beweiſt ſchon der Zauberſpruch: „Winde dich uſw."

S. 359, Z. 10 v. o. Sir John Bunkel: „Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebſt dem Leben verſchiedener merkwürdiger Frauenzimmer. Aus dem Engliſchen überſetzt" (Berlin 1778, bei Nicolai, 4 Teile).

S. 362, Z. 5 v. o. ſich zu verjüngen. Ein ſolcher mißlungener Selbſtverjüngungsverſuch eines in der Magie bewanderten Arztes wird z. B. in Adolf Eys „Harzmärchenbuch" erzählt („Der Doktor"); vgl. auch Grimms Märchen, „Das junggeglühte Männlein". Muſäus kommt gern auf das im 18. Jahrhundert aktuelle (vgl. S. 135, Z. 6 v. o.) Thema der Verjüngung zurück (ſ. auch S. 135 f. und S. 262).

S. 369, Z. 1 v. o. Clodius, bekannt als Gegner Ciceros, schlich sich beim Fest der Bona Dea, das die römischen Frauen unter Ausschluß der Männer begingen, in das Haus Cäsars ein, dessen Frau er liebte. — Z. 8 v. u. Plauel, wohl Bläuel, ein rundes Holz zum Flachsbrechen; auch ein ähnliches Gerät zum Waschen.

Die Nymphe des Brunnens

Dies Märchen, das mit den Rübezahllegenden den Inhalt des 2. Bandes (1783) in der ersten Ausgabe bildet, schließt sich an die Gruppe Aschenbrödel-Allerleirauh an, behandelt somit Motive, die zu den bekanntesten und beliebtesten unseres Volksmärchens gehören. Der Schluß kehrt ähnlich in manchen andern Erzählungen wieder, z. B. in den „Sechs Schwänen" bei Grimm. Merkwürdig ist, daß die Geschichte, die Musäus nach Schwaben verlegt, gerade mit zweien von Ernst Meiers „Deutschen Volksmärchen aus Schwaben" die auffallendste Übereinstimmung zeigt. Aschengrittel in dem gleichnamigen Märchen dort hat zum Helfer einen Zwerg, der in einem Brunnen wohnt, und „Die junge Gräfin und die Wasserfrau" bei Meier stimmt überhaupt, abgesehen von Kleinigkeiten, völlig mit dem Märchen des Musäus überein, so daß es zweifelhaft erscheint, ob Musäus nach diesem Volksmärchen erzählt hat, oder umgekehrt dieses auf Musäus zurückzuführen ist. Weder das eine noch das andere wird sich unanfechtbar beweisen lassen. Jedenfalls macht das schwäbische Märchen völlig den Eindruck eines Volksmärchens. Wir haben hier einen der Fälle, die zeigen, wie eng Musäus bei aller Subjektivität des Vortrags doch mit der Volksphantasie in Fühlung geblieben ist. — Die Illustrationen lieferte der Düsseldorfer R. Jordan.

S. 380, Z. 9 v. o. Armbrecher R-ch. Zwischen dem Magister Reich, Lehrer an Basedows Philanthropin in Dessau, und seinem Vorgesetzten kam es zu Handgreiflichkeiten, wobei aber nicht etwa Basedow einen Armbruch davontrug, sondern dem M. Reich einen Schlag ins Auge versetzte, so daß dieser dachte: „es ist am besten, du brichst ihm seinen rechten Arm entzwei". („M. Carl Christoph Reichens getreue Darstellung der Umstände, unter welchen Hr. Joh. Bernh. Basedow, königl. dän. Prof., Schläge bekommen und seinen Rock verloren, auch mit Hrn. Dir. Chr. Heinr. Wolke einen schändlichen Proceß angehoben hat". Leipzig und Dessau 1783. — Vgl. auch den „Beitrag zur Basedowschen Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt 1783 im Januar".)

S. 386, Z. 4 v. o. Deckel des verpönten Schauessens usw. Musäus kannte also den Schwank von der vorwitzigen Frau, der in den „Deutschen Märchen seit Grimm" unter dem Titel „Ei so beiß" wiedergegeben ist.

S. 390, Z. 12 v. u. des Vogels Kreideweiß. Vgl. die Anmerkung zu Bd. 1, S. 270, Z. 6 ff.

S. 391, Z. 1 v. u. **Kaſtenvogt**, urſprünglich Verwalter des Kornkaſtens, der Kornkammer, dann der Einkünfte überhaupt; bei geiſtlichen Gütern auch ſow. Schirmherr.

S. 413, Z. 2 v. u. **neunerlei Kräuter**. Vgl. die Anmerkung zu Bd. 1, S. 363, Z. 9. Über die Neunzahl vgl. auch Grimm, D. Myth., S. 1164.

S. 416, Z. 15 v. o. **ſubornierte**. Vom lat. subornare, (zu einem Betrug) anſtiften.

S. 426, Z. 8 v. u. **Weſterhemdlein**, (von lat. vestis) in Thüringen auch Waſſerhemd, ein weißes Hemd, das während des Gebets über den Täufling gebreitet, in älterer Zeit ihm auch übergeworfen wurde als Zeichen der Aufnahme ins Chriſtentum und der dem Kinde damit verliehenen Reinheit (Witzſchel, a. a. O., Bd. 2, S. 244).

Druck von Oscar Brandſtetter in Leipzig

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Jeder Band in Pappbd. M 40.—, in Halbleder M 90.—

Deutscher Märchenschatz:

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. 2 Bde. Hrsg. von P. Zaunert. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. 19. Tsd.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 2 Bde. Jubiläumsausgabe. Hrsg. von Friedrich von der Leyen. 20. Tausend.

Deutsche Märchen seit Grimm. Hrsg. von Paul Zaunert. 21. Tausend.

Plattdeutsche Volksmärchen. Hrsg. von Wilhelm Wisser. 14. Tausend.

Europäische Märchen:

Nordische Volksmärchen. 2 Bde. Hrsg. von Klara Stroebe. Bd. I: Dänemark und Schw. den. Bd. II: Norwegen. 14. Tausend.

Finnische und estnische Volksmärchen. Hrsg. von A. von Löwis of Menar. 10. Tausend.

Russische Volksmärchen. Hrsg. von A. von Löwis of Menar. 19. Tausend.

Balkanmärchen. Hrsg. von August Leskien. 14. Tausend.

Neugriechische Märchen. Hrsg. von P. Kretschmar. 10. Tsd.

In Vorbereitung:

Deutsche Märchen seit Grimm. 2. Bd. Hrsg. von Paul Zaunert.
Märchen aus dem alten und neuen Frankreich. Hrsg. von Ernst Tegethoff.
Isländische Märchen. Hrsg. von Hans Naumann.
Lettische und litauische Märchen. Hrsg. von M. H. Böhm und Friedrich Specht.
Irische Märchen. Hrsg. von Julius Pokorny und Käte Müller-Lisowski.
Zigeuner-Märchen. Hrsg. von Karl Block und Josef Michele.
Italienische Märchen. Hrsg. von Walter Keller.

Außereuropäische Märchen:

Chineſiſche Volksmärchen. Überſetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Abbildungen chineſiſcher Holzſchnitte. 29. Tauſend.

Hans Bethge in der Wiener Abendpoſt: Es ſind Stücke darunter, ſo blumenhaft ſchön und lieblich, daß man ſie als Perlen der Märchenpoeſie überhaupt bezeichnen muß. Richard Wilhelm, dem wir das verdienſtvolle, an ſorgſamer und liebevoller Arbeit reiche Buch zu danken haben, hat die bunten öſtlichen Märchen in ein ausgezeichnetes Deutſch gefaßt.

Buddhiſtiſche Märchen aus dem alten Indien. Hrsg. von E. Lüders. Mit 8 Tafeln. 10. Tauſend.

Dieſe Märchen lehren uns das Leben und Treiben in den Städten und Dörfern des Gangeslandes kennen; ſie führen uns an die Höfe der Fürſten, in die Einſiedeleien der Asketen und die Klöſter der buddhiſtiſchen Mönche. Die alte indiſche Märchenwelt mit ihren Göttern und Dämonen, ihren Rieſen und Menſchenfreſſern tut ſich vor unſeren Blicken auf; die Tiere des Feldes und des Waldes, Löwen und Schakale, Krähen und Papageien, erſcheinen und gebärden ſich wie Menſchen und reden mit den Menſchen, ſo einfach und natürlich, als ob es gar nicht anders ſein könnte.

Indiſche Märchen. Hrsg. von Johannes Hertel. Mit 7 Tafeln. 15. Tauſend.

Preußiſche Jahrbücher: Ein reicher kulturgeſchichtlicher Stoff, der die Eigenart des Volkes deutlich erkennen läßt, iſt in dieſen Erzählungen geborgen. Die ganze Farbenpracht der indiſchen Vorſtellungswelt tritt in ihnen zutage, wir erkennen alle jene Vorzüge, die dem indiſchen Märchen das ihm eigene Gepräge geben: die Kunſt des Aufbaus, die bewußte Steigerung in der Wahl der Darſtellungsmittel und ihre wirkſame gegenſätzliche Verwendung.

Kaukaſiſche Märchen. Ausgewählt u. überſ. von A. Dirr. 6. Tſd.

Der Band umfaßt nicht nur eigentliche Märchen, ſondern auch andere Zweige der Erzählungsliteratur, wie Heldenſagen, Polyphem- und Prometheusſagen, Tierfabeln, Schelmenſtreiche, Schildbürgergeſchichten u. a. Die Sammlung umfaßt das ganze Gebiet des Kaukaſus, vorzüglich die Bergſtämme des eigentlichen (Großen) Kaukaſus und die bunt zuſammengeſetzte Bevölkerung Transkaukaſiens.

In Vorbereitung:

Altägyptiſche Märchen. Hrsg. von G. Roeder.

Arabiſche Märchen. (1001 Nacht in älteſter Geſtalt.) Hrsg. von K. Dyroff.

Türkiſche und Turkeſtaniſche Märchen. Hrsg. von F. Gieſe und Guſtav Jungbauer.

Koreaniſche Märchen. Hrsg. von Fritz Rumpf.

Japaniſche Märchen. Hrsg. von Karl Florenz.

Neuarabiſche Märchen. Hrsg. von Enno Littmann.

Die Märchen der primitiven Völker:

Malaiische Märchen. Hrsg. von Paul Hambruch. Mit 8 Tafeln. 10. Tausend.

Dieser Band bringt eine Auswahl aller wichtigen literarischen Denkmäler malaiischer Erzählungskunst. Von den Kosmogonien und den Tiergeschichten des malaiischen Reineke Fuchs bis zu den Heilbringersagen und dem malaiischen Eulenspiegel.

Südseemärchen. Aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Havaii, Neu-Seeland u. a. Hrsg. von Paul Hambruch. Mit 16 Tafeln. 16. Tausend.

Propyläen: Die Märchen dieser primitiven Völker sind viel mehr mit der Wirklichkeit verknüpft als die Märchen der Kulturnationen. Ein starkes Heimatgefühl macht sich bemerkbar, eine Liebe zu der Insel oder der Inselwelt, aber auch die Schattenseiten werden nicht verborgen: Verschlagenheit, Rachsucht und Grausamkeit. Wir genießen diese schlichten Erzählungen, als hätten wir Literaturdenkmale aus Urzeiten vor uns.

Afrikanische Märchen. Hrsg. von Carl Meinhof. Mit 16 Tafeln und einer Sprachenkarte von Afrika. 15. Tausend.

Tägliche Rundschau: Wer diese afrikanischen Märchen zu lesen beginnt, der hat bald den Frieden und die Heiterkeit, das Hoffen und die Ergebung, die aus vertrauter und liebender Naturbeobachtung, aus Ehrfurcht vor unbekannten und doch gewissen Lebensmächten, aus Heldenverehrung und Heid-Sein, aus dem Ring von Schuld und Sühne, Mühe und Lohn immer zuströmen, wenn eben das Herz bereit ist.

Indianer-Märchen aus Südamerika. Hrsg. von Theodor Koch-Grünberg. Mit einer Karte und 8 Tafeln. 12. Tausend.

Heidelberger Neueste Nachrichten: Es ist ungemein reizvoll, in die Fabel- und Sagenwelt der Indianer einzudringen und diese Märchen und Tierfabeln zu lesen, die zuweilen von einem wundervollen Humor umleuchtet sind und manchmal auch eine drastisch-komische Note aufweisen. Natur- und Geisterhaftes steht bunt nebeneinander und eine reiche Phantasie, die die Fabeln umrankt, deutet besser als Beschreibungen das Seelenleben dieser primitiven Naturkinder.

Kölnische Zeitung: Dreißig Stämme und Urbevölkerungsgruppen sind in dieser Sammlung durch Schöpfungs- und Heroensagen, Märchen, Tierfabeln und komische Erzählungen vertreten, die alle von einer eigentümlichen, urwüchsigen Schönheit sind.

In Vorbereitung:

Märchen aus Nordamerika und Mexiko. Hrsg. von W. Krickeberg.

Atlantis

Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas

Gesammelt von Leo Frobenius

Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie, München

Die einzelnen Bände werden in zwangloser Folge erscheinen, die Reihe wird 1925 ihren Abschluß finden. Bisher erschienen

Volksmärchen der Kabylen

Bd. I. Weisheit. br. M 45.—, geb. M 65.—

Bd. II. Das Ungeheuerliche. br. etwa M 60.—, geb. etwa M 80.

Bd. III. Das Fabelhafte. br. M 50.—, geb. M 70.—

Leo Frobenius erschließt uns mit dieser Sammlung eine neuartige Dichtkunst voll überraschender Farbigkeit und seelischer Tiefe. Der Entdeckung der Negerplastik folgt jetzt das Bekanntwerden einer bisher verschollenen Kulturwelt. In diesen im Volke überlieferten Märchen aus den westlichen Regionen des nördlichen Afrika zeigen sich noch Überreste jener uralten Berberkultur, die noch vor der ägyptischen liegt, untermischt mit den Einschlägen der germanischen Völkerwanderungen.

Bd. VI. Spielmannsgeschichten der Sahel. br. M 50.—, geb. M 70.—

Im nordwestlichen Afrika und westlich des großen Nigerbogens hat sich schon vor unserer Zeitrechnung ein großes staatliches Leben abgespielt, über das nur wenige Nachrichten vorliegen. Die Herkunft dieser Staatenbildner war bisher mystisch. — Jetzt erscheint uns im Lichte eines auf innerafrikanischem Boden sicherlich nicht erwarteten Bardengesanges, der von ritterlichen Sitten, von minniglich-charaktervollen Frauen, von Helden und Heldentaten zu sagen weiß, dies alles in einer anderen und tieferen Perspektive. Dem inneren Sinne und der Darstellung der Charaktere nach stehen diese Spielmannsgeschichten unseren nordeuropäischen Sagas und Sagen nahe und sind jeder orientalischen mystischen Auffassung bar.

Bd. VIII. Erzählungen aus dem West-Sudan. br. etwa M 60.—, geb. etwa M 80.—

Dem Gesamtplan entsprechend folgen sodann:

Bd. IV. Märchen aus Kordofan. Bd. V. Sagen und Mythen des Sudan. Bd. VII. Die Dämonen des Sudan. Bd. IX. Erzählungen aus dem Zentralsudan. Bd. X. Die atlantische Götterlehre. Bd. XI. Erzählungen aus Obergninea. Bd. XII. Mythen der Kassaiden. Bd. XIII. Märchen der Kassaiden. Bd. XIV. Tierfabeln der Kassaiden. Bd. XV. Regesten.

Man verlange ausführlichen Prospekt über diese Reihe

Alle Preise sind unverbindlich

[redacted]

DO NOT REMOVE

SLIP FROM POCKET

Digitized by Google